Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

14r Band.

Zweite Abtheilung:

Oestreich.

Achter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1852.

Geschichte

des

östreichischen Hofs und Adels

und

der östreichischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Achter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1852.

Inhalt.

Maria Theresia 1740—1780.

(Fortsetzung.)

Joseph II. 1780—1790.

Seite

(Fortsetzung folgt.)

8. Franz I., Maria Theresia's Gemahl: Sein und ihr Tod.

Maria Theresia's Gemahl war seit dem Jahre 1736 Franz von Lothringen, Großherzog von Florenz. Er war der Enkel jenes Carl, der 1683 mit Sobiesky Wien entsetzt hatte und der Sohn Leopold's, dem Carl VI. 1722 das Herzogthum Teschen gegeben hatte und der einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit war, bis auf die große Gewalt, die sein Favorit und seine Favoritin über ihn hatten, die Craon's, über welche seine Schwiegermutter, die bekannte Herzogin von Orleans, in ihren Briefen große Klage führt. Die Mutter von Franz war eine Tochter des mit der Briefstellerin verheiratheten Herzogs von Orleans, Bruders Ludwig's XIV. Franz war schon 1721 mit dreizehn Jahren nach Wien gekommen und mit seiner nachmaligen Gemahlin, die damals erst vier Jahre alt war, erzogen worden. Nach dem Tode seines Vaters ging er 1729 nach Lothringen, um es in Besitz zu nehmen, und damals war es, wo er als einer der sogenannten sieben auswärtigen Prinzen dem König von Frankreich wegen des Herzogthums Bar den Vasalleneid auf den Knieen schwur; 1745, sechszehn Jahre darauf, wurde er zum deutschen Kaiser gewählt, Lothringen war 1737 aber an Frankreich

abgetreten worden gegen Florenz, das nach dem Aussterben der Mediceer erledigt war.

Mit dem Hause Lothringen kam an den Wiener Hof ein freieres und feineres Element und französische Sprache, Moden und Kleider drangen endlich auch öffentlich am Hofe durch. Da Franz immer nur französisch sprach, ward diese Sprache die Hofsprache; Franz hat Zeit seines Lebens nicht einmal gut deutsch sprechen gelernt. Es ward ein Anfang dazu gemacht, die alte spanische Steifheit und Grandezza und die noch ältere deutsche Unbehülflichkeit zu bessern. Aber das ging sehr langsam und die Etikette blieb in manchen Punkten immer noch sehr streng: die Vorleserin der Kaiserin mußte zum Beispiel auf den Knieen noch bei derselben ihr Amt verrichten. Mit der Etikette schwand auch der Adelsstolz in einem gewissen, dem spezifisch altdeutschen Sinne. „Adelsstolz, schreibt 1770 Dutens von Wien, läßt sich nirgends hier blicken. Ich darf sagen, Adelsstolz in dem Sinne, daß man darunter ein ehrenfestes, ernstes, rauhes Wesen und ein wenig Dummheit in gleicher Dosis vermischt versteht — giebt es weniger in Wien, als in mancher andern europäischen Hauptstadt."

Franz war in seinen jüngern Jahren ein strahlend männlich-schöner Herr, wie Maria Theresia blendend weiblich-schön war. Graf Podewils schildert ihn als einen Vierziger in der Depesche vom 18. Januar 1747 also: „Der Kaiser ist von voller Taille, eher unter als über dem Mittelmaaße. Er hängt den Kopf sehr nach vorn, was bewirkt hat, daß

er etwas gebückt geworden ist. Sonst ist er gerade und ziemlich wohl gewachsen. Haltung und Gang sind etwas nachläßig und er wendet gar keine Aufmerksamkeit darauf. Die Form seines Gesichts ist fast viereckig (tient quelque chose du quarré). Eben so die Stirn. Seine Augen sind ziemlich groß, schön, fast dunkelblau. Gewöhnlich schlägt er sie nieder. Die Nase ist die Adlernase, aber nicht groß. Der Mund ist klein und sein Lächeln angenehm. Der Teint ist gleichmäßig und von hoher Farbe. Alle seine Züge bilden ein schönes Gesicht, in welchem aber viele Personen etwas Gemeines finden. Dieser Herr entstellt sich selbst durch die Grimassen, die er zu machen sich angewöhnt hat. Er empfängt höflich, aber etwas kalt und ernsthaft, besonders Personen, die er wenig kennt und mit Fremden scheint er selbst ein wenig verlegen. Er drückt sich mit Leichtigkeit aus. Seine Manieren sind mehr-als ungezwungen und sie bilden einen vollkommenen Gegensatz gegen die Kaiser Carl's VI. Feind alles Zwangs besitzt er fast zu wenig Würde für den Rang, den er auszufüllen hat. Familiär ist er selbst öffentlich mit denen, die er kennt, so weit, daß man das mißbraucht und es an dem schuldigen Respect fehlen läßt. Er haßt die Etikette und trachtet darnach, sie so viel abzuschaffen, als das in seiner Macht steht. Er leidet es nicht, daß die Damen ihm die Hand küssen. Er liebt gar nicht spanische Kleidung und entledigt sich derselben, so bald er immer kann."

„Sein Character ist außerordentlich sanft und ich habe nie gehört, daß er jemals heftig geworden sei.

In den kleinen Zwistigkeiten, die zwischen ihm und der Kaiserin vorkommen, ist er es in der Regel, der nachgiebt und den ersten Schritt wieder entgegenthut. Er haßt alle Streithändel und möchte gern, daß alle Welt in Frieden mit einander lebte. Er ist fähig der Gefühle der Freundschaft und der Anhänglichkeit. Ich weiß, daß er einem Irländer Ogara, einem Mann von Geist, den er sehr liebt, eine Pension von 20,000 Gulden angeboten hat, einzig allein, um um seine Person zu bleiben; dieser aber, obgleich aus Neigung dem Kaiser zugethan, hat ihm erwiedert, daß es ihm nicht möglich falle, ihm das Glück seiner Tage zu opfern, indem er sie in einem Lande, wie Oestreich zubringe, daß das Vergnügen, das er vielleicht haben würde, ihn einige Augenblicke den Tag über zu sehen, ihn nimmermehr für die tödtliche Langeweile entschädigen werde, die er die übrige Zeit zu ertragen haben würde und daß alles, was er thun könne, wäre, alle Jahre ein paar Monate hier zuzubringen."

„Er liebt alle Lustbarkeiten, ohne für irgend eine Passion an den Tag zu legen; am meisten scheint ihn die Jagd und das Theater zu amusiren. In letzterem fehlt er nie, obgleich es abscheulich ist: er hat aber die Geduld, in einer deutschen Comedie von Anfang bis zu Ende auszuharren, welche Leute beleidigt, die ganz und gar nicht delicat sind."

„Er hat Neigung zu den Frauen und ehemals Attachement bezeigt für die Gräfin Colloredo Gemahlin des Vicekanzlers, für die Gräfin Palfy, Ehrendame der Kaiserin, die nachher den sardinischen

Gesandten Grafen Canales geheirathet hat und mehrere andere. Er veranstaltete sogar im Geheimen mit ihnen Soupers und Vergnügungspartieen, aber die Eifersucht der Kaiserin zwang ihn, sich darin Zwang aufzuerlegen. Sobald sie bemerkt, daß er einer Frau den Hof macht, boudirt sie ihn und macht ihm tausend Plackereien. Uebrigens läßt es seine Gutmüthigkeit gar nicht zu, eine Frau der rachsüchtigen Laune dieser Prinzessin zu exponiren, die selten diese Art von Beleidigungen vergißt. Die Kenntniß, die sie von seiner Neigung zur Liebe hat, vermehrt ihr Mißtrauen und sie überwacht ihn aller Orten. Dennoch behauptet man, daß er, unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, noch parties fines veranstaltet."

Die erklärte Favoritin des Kaisers wurde später die Fürstin Auersperg-Neipperg, auf die ich zurückkomme. Die Häuser, die der Kaiser in Wien besuchte, waren die der Fürstin Dietrichstein, der Gräfinnen Daun, Losy und Tarouca."

Franz liebte über Alles Vergnügen und Pracht, war aber, wie erwähnt, Feind aller steifen Etikette, einfach in seinem Wesen und selbst in seinen Kleidern: selbst bei den vornehmsten Gelegenheiten trug er nur ein ganz schlichtes Kleid, aber mit den schönsten Edelsteinen besetzt. Er war nach französischer Sitte mäßig bei der Tafel und trank fast immer nur Wasser: bei Tafel setzte man ihm zwei Flaschen mit kaltem und warmem Wasser vor und er machte dann die Mischung nach Belieben in seinem Glase. Er war fern von

aller Bigotterie, beobachtete aber die durch Herkommen und Etikette festgesetzten Tage unfehlbar. Der nachherige preußische Großkanzler Baron Fürst sah ihn am Charfreitage zu Fuß und in Prozession nach Herrnals gehen und seine Kniebeugung bei jeder Station des Calvarienbergs verrichten. Franz war immer heiter und munter, dabei kraftvoll, einer der zierlichsten Reiter und einer der leidenschaftlichsten Jäger seiner Zeit. Die Jagd war sein Lieblingsvergnügen, namentlich, da er sehr gut schoß, die Hasen-, Fasanen- und Rebhühnerjagd: im Jahre 1753 durchzog er ganz Böhmen und Mähren, und die Zeitungen zählten die unglaubliche Menge von Thieren auf, die die Kaiserhand ertödtet hatte. Nächst der Jagd liebte er das Ballon- und Billard-Spiel und namentlich hohes Pharaospiel und Würfel: zwei seiner Speziale, Piemonteser, die Gebrüder Guasco, einer General, der andere Obrist, hielten die Bank: im Jahre 1754 verlor der Kaiser über 10,000 Ducaten an sie. Zu seinen übrigen Spezialen gehörten: der Oberhofmeister Fürst Trautson, der Letzte seines Stammes, der Oberstallmeister Fürst Auersperg (Schwager der Fürstin Auersperg, der Favoritin des Kaisers), der Oberküchenmeister Graf St. Julien, der Oberhofbauintendant Graf Losy, der General Graf Spada und der Commandeur Graf Joseph Kinsky. Unter den Lothringern, die er um sich hatte, ragte als ein besonderer Günstling hervor der von ihm bei der Krönung 1747 gegrafte Geheime Rath und Feldzeugmeister Nicolaus Franz Joseph Gränne, der Bruder des Urgroßvaters des bei

dem jetzigen Kaiser in der großen Vertrauensstellung stehenden Grafen Carl.

Franz war ein höchst liebenswürdiger Mann: er war von einem so unwiderstehlich anziehenden Wesen, daß er alle seine Umgebungen bezauberte, am meisten die Kaiserin, seine Gemahlin. Seine Bildung war so vernachlässigt worden, daß er kaum lesen und schreiben konnte, aber er hatte einen anspruchslosen, gesunden Verstand, war viel in Deutschland, Frankreich, England und Italien gereist und hatte so eine gewisse Welt- und Menschenkenntniß sich erworben. Er besaß die Kunst zu erzählen in größter Vollkommenheit: er erzählte stets mit großer Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Er liebte die Künste, beschützte die Maler, Bildhauer, Musiker. Er sammelte Gemälde, Münzen, Antiquitäten. Namentlich war er ein großer Freund der französischen Comedie und der italienischen Oper. Er zeichnete sich beim Helfen in Feuers- und Wassersnöthen, die Wien betrafen, bei mehreren Gelegenheiten durch Wohlthätigkeit und Unerschrockenheit aus. Seit dem Türkenkrieg 17$\frac{37}{38}$ war er ein großer Freund der Ungarn geworden, liebte ihren Umgang und zog sie in seine Umgebung. Er that alles, um bei Maria Theresia die alten Vorurtheile gegen die ungarische Nation zu brechen und sie sie lieben zu machen. Franz war zwar zum Mitregenten seiner Gemahlin ernannt worden, er hat sich aber niemals in die Regierung gemischt. Er durfte gar keinen Gedanken an Ausübung der Mitregentschaft zu fassen wagen, denn eben so eifersüchtig wie Maria Theresia in Bezug auf die Liebe war, war sie es auch

in Bezug auf ihre Macht. „Il ma été assuré de bonne part, schreibt der Graf Podewils in der mehrangezogenen Depesche vom 18. Januar 1747, qu'un jour dans une conférence, l'Imperatrice ayant soutenu avec beaucoup de chaleur une opinion contre l'avis de ses ministres et l'Empereur en ayant dit son sentiment, l'Imperatrice lui imposa silence d'une manière fort dure en lui témoignant qu'il ne devoit pas se mêler d'affaires, auxqu'elles il n'entendoit rien. L'Empereur bouda là-dessus pendant quelques jours et s'en plaignit à un de ses favoris un colonnel lorrain nommé Rossières, celui-ci lui répondit: „Sire, permettez-moi de vous dire que vous vous y prennez mal avec Madame; si j'étois à votre place, je l'obligerois bien d'en user mieux avec moi et je la rendrois souple comme un gant." „Comment donc?" demanda l'empereur. „Je ferois lit à part, repliqua-t-il, croyez moi, que c'est par cet endroit qu'elle vous aime et que vous pourrez tout obtenir d'elle". — —

„Le discours fut rapporté, setzt Podewils hinzu, à l'Impératrice qui persécuta cet officier au point qu'il vient de prendre le parti de quitter le service, quoique l'Empereur ait pu faire pour le retenir."

Bei den großen Hofrepräsentationen sogar pflegte der Kaiser, um nicht bei seiner Gemahlin anzustoßen, zu den Damen zu sagen: „Ich bleibe bei Ihnen, bis der Hof weg ist. Die Kaiserin und meine Kinder sind der Hof. Ich bin bloß Privatperson hier." Doch

bemerkt Podewils, daß Franz, trotz seines geringen Ehrgeizes, doch einigermaßen das Unangenehme der gar nicht brillanten Lage gefühlt habe, in der er in Wien sich befand, daß der Aufenthalt hier ihn, den von Natur durchaus und gleichmäßig heitern und unbesorgten Mann, doch etwas verdüstert habe. „So viel er nur irgend kann, sagt Podewils, geht er mit seinen Landsleuten, den Lothringern, um. Er scheint mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen der Gesellschaft geboren zu sein."

Joseph nannte seinen Vater „einen Nichtsthuer von Schmeichlern umgeben." Franz that aber doch manches und selbst manches recht Gute für den Staat. Franz hatte einen anschläglichen Kopf für die Finanzen. Um Verbesserung dieser jederzeit leidigsten Branche in Wien machte er sich verdient. Er deckte den gröbsten Spuck in dieser dunkeln Polterkammer der östreichischen Aristocratie und Bureaukratie auf. Er machte im Türkenkriege, wie schon erwähnt wurde, auf die colossalen Betrügereien, die bei der Armee vorkamen, aufmerksam. Er machte auch sonst Lärm, wenn in der Hofkammer und sonstwo zu schamlose Geldschneidereien vorkamen. Das verdroß die Dunkelmänner in den Kanzleien nicht wenig und bald war Franz als der ärgste Geizhals verrufen. Auf seine Manier, als Privatperson, profitirte er auch von dem Staate, sowohl von dem seiner Gemahlin, als seinem eignen. Er legte sich auf den Staatspapierhandel: bei Ausgabe der Staatsschuldscheine in Oestreich während des siebenjährigen Kriegs wußte er sehr gewinnreich einzu-

lösen. Die Revenüen seines Großherzogthums Toscana, das Richecourt trefflich für ihn administrirte, zog er aus dem Lande, nach dem Tagebuch des Dessauers Behrenhorst, binnen siebenundzwanzig Jahren gegen dreißig Millionen Toscaner Gulden. Damit und mit der Erbschaft von seiner Tante, der Pfalzgräfin, gründete er sich einen Schatz, der in der Wallerstraße zu Wien, dem Fürsten Esterhazy gegenüber, wohlbewacht aufbewahrt wurde. Die Gelder legte er trefflichst in den Banken von Venedig, Genua und Amsterdam an und vernutzte sie in einer Menge von commerziellen und Fabrikunternehmungen, wozu ihm, wie oben erwähnt, Chotek hülfreiche Hand bot. Er kaufte sich Güter in den östreichischen Erbstaaten und in Ungarn. Die Herrschaft Holitsch in der Neutrer Gespannschaft kaufte er um 900,000 Gulden und machte sie bald höchst einträglich durch mancherlei Verbesserungen, durch Anlage einer Stuterei und verschiedener Fabriken. Die mit Schulden behafteten Domainen Pardubitz, Podiebrad und Bresnitz in Böhmen und noch andre brachte er durch Abzahlung der Hypotheken an sich: sie ertrugen ihm 1754 schon 126,000 Gulden. Auch lieh der Kaiser selbst auf Pfänder und machte förmlich den Banquier. Fast allenthalben in Deutschland sowohl als Italien etablirte er große Banquierhäuser, welche ihre Namen ihm liehen für seine Wechsel, die auf allen Handelsplätzen in Cours waren. Selbst in auswärtige, in belgische und englische Handelsunternehmungen trat er ein. Unter den Manufakturen und Fabriken, die er anlegte, war besonders

berühmt die Fayencefabrik auf seiner ungarischen Herrschaft Holitsch, welche ihm den dritten Theil des Gewinns von den Pächtern einbrachte, und die Holitscher Baumwollenmanufactur, für die drei Wiener Häuser, die ein Privilegium erhielten, ihm 300,000 Gulden zahlten. Er selbst pachtete die Generalaccise in Sachsen unter Brühl in Compagnie mit dem sächsischen Geheimen Rath Graf Bolza, dessen Grossvater sich des jüdischen Glaubens wegen aus Portugal nach Mailand geflüchtet hatte und mit dem Hamburger Kaufmann Schimmelmann, den der König von Dänemark 1779 zum Grafen erhob. Seinerseits fing auch nun der alte Adel Oestreichs an, sich auf die Fabrikunternehmungen zu legen, die sie bei ihrem Kaiser so wohl rentiren sahen: die Schwarzenberge ließen ihre Stahl- und Blechfabriken in der Steiermark, die Batthiany's ihre Messingfabrik zu Stadelburg bei Neustadt und ihre Baumwollen-Garnspinnerei zu Burgau in der Steiermark, die Fürsten Auersperg ihre Baumwollenzeug-, Mousselin- und Barchent-, die Harrach ihre Linnen- und Battistfabriken in Böhmen floriren.

Franzens größtes Vergnügen war die Alchemie. Eifrig suchte er den Stein der Weisen und verkehrte mit allen Wundermännern seiner Zeit. Der famose Graf S. Germain machte in den Jahren 1745 bis 1755 wiederholt seine Epiphanie in Wien. Er pries den Kaiser in einem Briefe an den Grafen Lamberg, den bekannten Autor des Mémorial d'un mondain, als einen „Prince immortel pour les qua-

lités augustes jointes à la protection qu'il accorde aux arts." Sein Hauptcompagnon in der Goldküche war nächst dem Jesuitenpater Kerenz der reiche ungarische Graf Zobor, der durch die theure große Kunst arm ward. Er war der Sohn jenes Zobor, der der Schwiegersohn Fürst Hans Adam Liechtenstein's, des Crösus Oestreichs war und den schlimmen Handel mit dem schwedischen Gesandten Strahlenheim in Wien hatte. Er fungirte als Kammerherr bei Franz und verfertigte mit ihm Diamanten. Er war ein Hauptjünger des Grafen S. Germain, ein großer Liebhaber der Reisen, des hohen Spiels und der großen Gesellschaft. Er lebte zuletzt ganz verarmt und nur noch von einer unverkäuflichen Leibrente zehrend, in den achtziger Jahren in Pesth, im Alter und Unglück noch eben so humoristisch, wie einst in der Jugend und auf der Woge des Glücks. Immer noch war die Alchemie eine so allgemeine beliebte Sache in Wien, daß Wraxall berichtet, 3000 Menschen seien damit eifrigst beschäftigt gewesen. Und doch hatte die Regierung die alchemistischen Prozesse in Privathäusern verboten; nur der Professor Jaquin hatte Macht, die Personen, die Gold machen wollten, zu prüfen und ihnen, wenn sie dazu tüchtig erfunden worden wären, Hülfe von Seiten der Regierung zuzusichern. Unter andern machte Franz den Versuch, mittelst großer Brennspiegel mehrere kleine Diamanten in einen großen umzuschmelzen und trat auch deshalb in den Freimaurerorden ein, weil er in den höheren Graden Aufschluß über die große Kunst sich versprach.

Er war endlich so glücklich im Rodauner Bade bei Wien einen ächten Goldmacher zu finden. Es war dies Sehfeld, den Professor Schmieder in seiner Geschichte der Alchemie als den letzten der fünf aufführt, die unter der unzähligen Menge von Adepten die Tinktur, das chemische Präparat, das andere Metalle in Gold verwandelt, wirklich besessen haben soll. Kaiser Franz wollte sich dieses längst ersehnten Goldmanns recht fest versichern, schickte deshalb Sehfeld nach seinem Schloß Holitsch in Ungarn und gab ihm zwei ihm ganz ergebene Offiziere, Lothringer von Geburt, als Gesellschafter und Beobachter zu. Diese beiden Offiziere gingen aber mit Sehfeld durch. Sie sind weder zurückgekommen, noch haben sie irgend wie Klage erhoben, woraus doch wohl erhellt, daß Sehfeld im Stande gewesen ist, sie vollständig wegen der preisgegebenen Gunst des Kaisers entschädigen zu können. Man sah später den einen in Malta, den andern in Hamburg. Franz machte endlich auch den Lieferanten. Er übernahm für das gesammte kaiserliche Heer die Lieferung der Uniformen, der Waffen, der Pferde und Monturen. Ja er übernahm sogar zu wiederholtenmalen für das Heer des Erbfeinds des Hauses und seiner Gemahlin, des Königs von Preußen im siebenjährigen Kriege die Lieferung des Proviants, der Fütterung und des Mehls, freilich zu den ärgsten Wucherpreisen, worüber Maria Theresia, als sie es erfuhr, sich denn doch etwas verwundern mußte. Sonst war Franz gegen seine in dem althabsburgischen Stolze leicht verletzte Gemahlin ungemein nachgiebig.

Er genirte sie gar nicht in der Handhabung ihrer landesmütterlichen Pflichten. Nur manchmal murrte er ganz leise über die Geldverschwendungen an abscheuliche Tartüffe. Aber Maria Theresia wußte ihn mit der Entgegnung: „Es sind ja lauter Kremnitzer!“ an seine untergeordnete Stellung als deutscher Kaiser und Großherzog ohne ungarische Goldminen und Ducaten zu verweisen.

Für seine Domainen, Fabriken und Geldgeschäfte hatte der Kaiser eine eigne kleine Regierung, welcher sein alter Lehrer von Pfitzner für die Justizsachen und sein ehemaliger Kammerdiener von Toussaint für die Finanzsachen vorstanden. Früh beim Aufstehen alle Tage statteten sie dem Herrn ihren Rapport ab und sowohl der Monarch als die Minister gingen auf das kleinste Detail ein.

Kaiser Franz hatte sich im August 1765 zur Hochzeit seines zweitgebornen Sohnes, nachherigen Großherzogs von Toscana und noch späteren Kaisers Leopold II. mit der spanischen Infantin Marie Luise nach Innsbruck begeben. Die Hochzeit war vollzogen, der Hof bereitete sich schon zur Rückreise. Franz besuchte fast täglich die mit dem Mausoleum Max' I. und den ehrnen Helden- und Königsbildern geschmückte Hofkirche, scherzte mit den die Gräber hütenden Franziscanern, sang einmal mit seinen beiden Söhnen Joseph und Leopold eine Vesper — die drei Kaiservesper — mit, sagte aber auch ein andresmal, wie aus einem Traume erwachend: „Hier werde ich auch ruhen!“ Er litt schon längere Zeit am Asthma, war schwer zu Bewegung zu bringen, wollte

nichts von Aderlässen hören und war doch ungemein vollblütig. Er fühlte schon längere Zeit einen Druck auf seinem Gehirn von der feuchten, schweren Luft: es hatte in Tyrol damals fast immer geregnet. Er äußerte: „Ah, si je pouvois seulement sortir de ces montagnes du Tyrol!“ Ehe er aber aus Innsbruck fortkommen konnte, übereilte ihn ein plötzlicher Tod. Als er eines Sonntags, am 18. August, Abends aus der Oper zurückkehrend sich über die Gänge der Burg nach seinen Gemächern und dann zu einem veranstalteten Souper bei seinem Sohne Joseph II. begeben wollte, sank er plötzlich von einem Blutschlag getroffen bewußtlos in die Arme einer Schildwache, die bei einer kleinen hölzernen Treppe aufgestellt war. Sein Begleiter Baron Reischach brachte ihn in ein anstoßendes Gemach: man legte ihn hier auf das Wachtbett eines Hoflakaien. Es ward ihm eine Ader geschlagen, aber alle Rettungsmittel waren vergebens: er gab kein Lebenszeichen mehr. Die Zunge hing ihm aus dem Halse heraus und so starb er in den Armen seines herzugeeilten Sohnes Joseph II.

Maria Theresia war untröstlich. Sie sah mehrere Tage niemand und eilte dann mit der Leiche nach Wien. Sie hatte ihren Franz, „ihren großen und liebsten Kaiser“ mit einer wahren Leidenschaft geliebt und war ein Muster ehelicher Zärtlichkeit gewesen, obgleich ihr „nicht genug zu preisender, schöner und liebenswürdiger Franz“ unzählige Untreuen an ihr begangen hatte, die sie fort und fort großartig ignorirte. Die letzte Dame seiner Neigung war die schöne, sanfte Lö-

win Fürstin Heinrich Auersperg gewesen, sie war mit nach Innsbruck gegangen — ich komme später noch auf dieses Verhältniß zurück. Einmal noch vor ihrer Abreise von Innsbruck wollte die Kaiserin ihrem Hofstaate und zwar zum erstenmal nach dem Todesfall sich zeigen. Die Prachtschiffe zu Hall am Inn, die des Kaisers Leiche in die Kapuzinergruft nach Wien führen sollten, standen schon bereit. Sie trat aus ihrem Cabinet, auf der rechten Seite die Herren und Damen ihres Hofes, auf der andern ganz allein, von allen gemieden, in Thränen gebadet, vom langen schwarzen Schleier noch immer nicht genug verhüllt, die Fürstin Heinrich Auersperg. Die Kaiserin — nicht ohne ein schnell wieder verschwundenes, beißendes Lächeln auf den überzahmen Kreis, aus dem so Mancher der Leidenschaft des Kaisers früher dienstfertig gewesen war, ging auf die Unglückliche zu, gab ihr die Hand und sprach laut zu ihr die Worte: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!" Darauf sprach sie, dem Rang und der Reihe nach, auch mit den übrigen Damen und Herren, die sich nun emsig wieder um die eben Gemiedene drängten. Maria Theresia ließ der Fürstin ohne Weigerung eine Schuldverschreibung über 200,000 Gulden auszahlen, die Franz ihr noch einen Tag vor seinem Tode ausgestellt hatte und die die Minister für ungültig erklären wollten.

„Ich habe in ihm von Kindheit an den zärtlichsten Freund, in einer dreißigjährigen Ehe den liebsten Gefährten und meine Lebensfreude verloren. In

den ersten schweren zwanzig Jahren meiner Regierung milderte er meine Sorgen und Leiden, indem er sie theilte" — so schrieb Theresia an die Gräfinnen Harrach und Thurn. Mit ihren eignen Händen bereitete sie das Leichentuch für den geliebten Gestorbenen, den mithelfenden Damen und Kammerfrauen immer von Franzens Liebenswürdigkeit und Schönheit erzählend, aber ihnen — wegen der ihr wohl bekannten aber ignorirten Infidelitäten — mit stolzem Ernste verbietend, von jenen Erzählungen etwas jemals zu verlautbaren. Die Stätte, wo Franz so plötzlich seinen letzten Oden verhaucht hatte, wurde in einen Altar, das Zimmer in eine Kapelle verwandelt, in dem neugegründeten Damenstift sollten unaufhörlich Gebete für die Ruhe seiner Seele aufsteigen.

Funfzehn Jahre lang bis zu ihrem Tode blieb Maria Theresia in tiefster Trauer mit Kleidung, Wagen u. s. w. Ihre Haare hatte sie sich abschneiden lassen. Niemals bewohnte sie mehr die Zimmer des ersten Stocks in der Burg zu Wien, wo sie mit Franz gelebt hatte, sondern zog in den dritten Stock, wo alle Zimmer mit schwarzem Sammt ausgeschlagen wurden. Jeden Monatstag am traurigen 18., schloß sie sich von aller Welt einsam ab, eben so den ganzen Sterbemonat Franzens, den August, also zweiundvierzig Tage im Jahre. Ihr Mausoleum hatte sie neben dem ihres Gemahls setzen lassen mit einer Grabschrift, an der nur das Datum noch fehlte. In der letzten Zeit ihres Lebens brachte sie mehrere Stunden des Tags in der Todtencapelle zu vor einem Crucifix mit Tod=

tenköpfen und dem Bilde ihres Gemahls, wie er im Sarge abgemalt war nebst ihrem eigenen Bilde, wie sie dereinst im Sarge aussehen würde. Wiederholt ließ sie sich an einem Seile mit einem Stuhle in Franzens Gruft in der Kapuzinerkirche in Wien herunter. Als das letztemal beim Wiederhinaufziehen das Seil riß, sah sie das als einen Ruf ihres Gemahls an und rief laut: „Er will mich behalten. Ich komme bald!“ Wenige Tage darauf erkrankte sie und starb an der Wassersucht. In ihrer letzten Krankheit sagte sie mehrmals zu ihren Umgebungen: „Ihr seid Alle so zaghaft. Ich fürchte den Tod nicht; möge der Himmel mir nur Stärke verleihen bis ans Ende!“ Ein andresmal fragte sie den bei ihr wachenden Leibarzt: „Sind das schon die letzten Todesnöthen?“ — und auf die Antwort: — „nein noch nicht!“ — sagte sie mit einem Seufzer: — „nun, so müssen die letzten furchtbar schwer sein!“ — Joseph II. wich in den letzten Tagen keinen Augenblick von ihr, sie beschwor ihn, seinen Geschwistern ein Vater zu sein und von der Religion seiner Väter niemals abzulassen. Ihr letzter Dank war an Kaunitz und an die Ungarn gerichtet. Mit ihrem Leibarzt Störk, erzählt Caroline Pichler, hatte sie abgeredet, daß er ein Zeichen geben sollte, wenn ihr letzter Augenblick komme. Die Frage: „ob sie Limonade befehle“ war verabredet und erfolgte. „Fenster auf!“ rief sie vor Hitze und Beängstigung sich gewaltig aufraffend — sie standen längst auf. „Wohin wollen Ew. Maj.?“ fragte Joseph, sanft ihren Arm ergreifend, sie zu stützen. — „Zu

Dir! — Ich komme!" waren ihre letzten Worte, mit denen sie entseelt zurücksank. Es war $^3/_4$ 9 Uhr Abends, am 29. Novbr. 1780: sie stand im vierundsechszigsten Jahre ihres Lebens.

„Marie Therèse n'est plus, voilà un nouvel ordre des choses, qui commence" schrieb Friedrich der Große damals an seine Cabinetsminister.

Die Kaiserin war zuletzt so schwerfällig geworden, daß sie sich nicht mehr selbst bewegen, sondern auf Maschinen in ihre Gemächer auf der Burg und in der Schönbrunner Gloriette auf- und niederziehen lassen mußte. Die Maschine bei der Schönbrunner Gloriette bestand in einem grünsaffianenen Canapee, dessen Wände mit zwei Trumeaux versehen waren: auf diesem Canapee ward die Kaiserin auf den großen Altan der Gloriette, wo man die Aussicht über den Garten und das Schloß von Schönbrunn nach Wien hin hat, gehoben. Sie erlaubte oftmals der kleinen Caroline Pichler die Fahrt mit ihr zu machen und beschenkte sie dann jedesmal reich.

In diesen letzten Tagen Maria Theresia's ist keiner Fürstin so die Cour gemacht worden von Ministern, Staatsräthen, Prälaten und Aspiranten, als einer alten Leibwäscherin, die der überaus schwerfällig gewordenen Kaiserin, die, wie gesagt, fast durchgehends auf Maschinen aufgezogen und niedergelassen ward, alle Handreichungen leistete, sie auf ihre Commodität setzte und wieder aufhob und in stundenlangem Gespräch anzubringen oder auszuholen hatte, was ihr manchmal mit schwerem Gelde aufgewogen worden war.

Als Maria Theresia begraben wurde — gerade zu der Zeit, als eine neue Tranksteuer ausgeschrieben worden war, über die im Volke große Erbitterung entstand — geschahen unter dem Wiener Pöbel zahllose Schimpfreden, sogar Steine flogen nach dem Sarge, den die Grenadiere schirmen mußten. Maria Theresia verließ den Thron, wie sie ihn bestiegen hatte, nichts weniger als unter begeisterter Liebe des Volks, nicht einmal der Hauptstadt. Später aber begriff man sich: man sah aus Vergleichung, daß sie doch eine große Frau gewesen sei.

7. Die Freunde und Freundinnen Maria Theresia's.

Die innerste Gemüthsart der Kaiserin Maria Theresia kann man aus den Handbilleten erkennen, die sie manchmal an die ihr nahe stehenden Minister, Generale und andere treue Diener, welche sie wie ihre persönlichen Freunde behandelte, und deren Angehörige erließ. Hormayr hat einige derselben in den Anemonen mitgetheilt.

Das eine ist vom Jahre 1765, in den ersten Monaten nach dem Verluste ihres Gemahls noch vom Todesorte Innsbruck an die Wittwe des Ministers Haugwitz zu Namiest in Mähren gerichtet, um sie, die damals, kurz nach dem Tode des Kaisers, ebenfalls ihren Gemahl, den hochgeehrten Finanzminister verloren hatte, zu trösten.

„Liebe Gräfin Haugwitz. habe heut fruhe mit grossen leydwesen vernohmen den Verlust ihres Herrens; und eines solchen getreuen eyffrigen als „würksa-

men" Ministre, welchen ich sowohl als der Staat an ihm verlohren. niemand kan bessern zeignuß seiner grossen Verdiensten als ich ihme geben, er allein hat dem staat 747 aus der confusion in eine ordnung gebracht. sein unaussetzlicher Diensteyffer hat alles, was Gutt in denen Ländern und hiesigen Dicasterien geschehen, ihme allein zuzuschreiben. Die Vermehrung meines Staatts habe ihme und seinen Vorschlägen zu danken. sein christlichkeit hat mir offt zur aufferbauung gedient und offt trost eingesprochen, sein wahrer eyffer der religion, seine christliche Langmuth, auch gegen seine ärgeste feinde, kann ein grosses Beyspiel sein vor alle nachfolger, dan nur an ihme öffters gehangen, selbe zu vernichten, ich habe einen solchen wahren eyffrigen Freund an ihme verlohren deme nicht leicht mehr also zu finden: indeme er mir meine fähler mit aller Khlarheit öffters vorgestellt und vill ihme schuldig bin, daß Villes verhindert. In meinen jetzigen allerunglückseligsten umbständen machts mir eine Freud meine Thränen mit ihrige zu vereinbaren. Ich wuste sein attachement vor unsern grossen und liebsten Kayser, ich zählte schon auff seine activität, nicht allein mich zu animiren, sondern auch die Laast leicht zu machen, alles dieses benihmt mir Gott auf einmahl, wie glücklich ist er, wie beneyde ich ihme, wir sind beede, liebste haugwitz, zu bedauern ich verlihre aber an ihren Herrn noch ein große ministre und wahren Freund. Wan mein unglückselige person ihr zu einem Trost gereichen kann, so zähle sie und die Tochter völlig darauff — Wan noch capable

wäre eine consolation zu geniessen, so wäre diese, ihnen was nütze sein. mein erste sorge wird bei meiner betrübesten ankunfft sein, ihr es werkthätig zu bezeigen und sey sie versichert, das so lang noch mein mühheseliges Leben führen soll, ich allzeit ihre getreueste und dankbahreste verbleiben werde.

Maria Theresia.

An
die frau gräffin von Haugwitz
gebohrne Gr. Frankenberg.

Das andere Handbillet ist früher, vom Jahre 1761 und an Daun gerichtet, geschrieben am Tage des Siegs von Collin, der der Stiftungstag des Theresienordens wurde.

„Am 18. Juni, Geburtstag der Monarchie.

Lieber Graf Daun! Unmöglich könnte ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne ihme meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist ihme seine erhaltung schuldig und ich meine existence und meine schöne und liebe armée und meinen einzigen und liebsten Schwagern. Dieß wird mir gewiß, so lange ich lebe, niemalen aus meinem Herzen und Gedächtniß kommen; au contraire mir scheinet, daß es jährlich mir frischer und sensibler ist und daß niemahlen selbes genug an ihme und den Seinigen werde erkennen können. Dieß ist der Tag auch wo mein Namen auch für das Militaire sollte verewiget werden, auch seiner Hände Werk und er ist wohl billig leider mit seinem Blute, mein erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch

lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militaire und meiner Person, als meinen besten, wahresten guten Freund. Ich bin gewiß so lange ich lebe seine gnädigste

Frau Maria Theresia."

Nicht blos gegen die Sieger, auch gegen die Besiegten erwies sich Theresia gnädig. Sie schrieb an Loudon nach der Niederlage desselben bei Liegnitz 15. August 1770:

„Obgleich der 15. August ein unglücklicher Tag für mich gewesen ist, so lasse ich doch eurer genauen Befolgung des erhaltenen Auftrags, eurer Herzhaftigkeit und Vorsicht alle Gerechtigkeit widerfahren und ihr könnt auf Mein Wort glauben, daß ich solches stetshin in gnädigstem Andenken erhalten werde. Diese meine Gesinnung ist zugleich eurem ganzen Corps bekannt zu machen."

Die Resolution ist sehr charakteristisch, die die Kaiserin an den Kriegsrathspräsidenten Lascy gab, als er ihr am letzten December 1770 das unverzüglich von ihr begehrte ganz neue Pensionssystems-Normale für Militairoffiziere und deren Wittwen und Waisen zur Sanction unterbreitet hatte. Sie lautete so:

„Placet — und hat dieses Werk Mir ein ganz besonderes Wohlgefallen verursacht, daß auf die alten und meritirten Offiziers, ihre Wittiben und Kinder doch einmal besser fürgedacht wird. — Nebst allen so grossen und heylsamen Vorkehrungen, die Ihme Präsidenten und Rath zu danken habe, so ist doch dieser einer, der Mir am meisten freyen thuet, weillen die Billigkeit,

Vorsorg und Menschenlieb darin vollkommen finde und also auch in all anderen Vorfallenheiten Mein vertrauen billig vermehret. — Verbleibe anbey seine gnedigiste

Maria Theresia."

Selbst im Kriege schätzte die edle Frau die Mäßigung und den Edelmuth an ihren Generalen. Sie schrieb an Andreas Haddik, nachdem er Berlin im October 1757 eingenommen hatte:

„Sehr schön von Ihme, daß Er gar Nichts genommen, auch sehr moderat die 25,000 Thaler vor die Troppen, resolvire Ihme also, 3000 Ducaten."

Haddik hatte damals der Kaiserin zwei Dutzend mit dem Stadtwappen von Berlin gestempelte Prachtdamenhandschuhe gesendet — zu ihrem Erstaunen fand die Kaiserin aber beim Eröffnen des Paquets, daß die listigen Berliner lauter linke Handschuhe eingepackt hatten. Haddik stieg zum Feldmarschall, Geh. Rath und Hofkriegsrathspräsidenten, 1777 ward er Reichsgraf.

Treue Diener behandelte die Kaiserin durchaus wie persönliche Freunde: sie ging darin, sich über alle steife Etikette hinwegsetzend, so weit, daß sie sie, wenn sie krank waren, persönlich besuchte, was vorher unerhört in Wien war. So schrieb sie an Rudolf Chotek, als er an der Gicht darnieder lag: „Hab alle täg von Ime Nachrichten gehabt und war ein Paar täg recht in sorgen. Thue er nur seine kräfften nicht zu viel und zu frueh anstrengen, denn an seiner Conservation liegt mir viel, wann er aus dem Bette sein wird, werde Ime selbst visite geben."

Am Nächsten standen Maria Theresia, außer Kaunitz, Daun, Haugwitz und Chotek, des letzteren Bruder Johann, der General-Feldzeugmeister, vormals Gesandter in Berlin, die beiden Batthiany, der Palatinus Ludwig und der Ajo des Coronae princeps Carl und die Generale Johann Palffy, Wenzel Liechtenstein, Otto Traun und Ludwig Andreas Khevenhüller: von den drei letzteren pflegte die Kaiserin Khevenhüller „ihren Ritter", Traun „ihren Schild" und Liechtenstein „ihren Freund" zu nennen.

Fürst Wenzel Liechtenstein war ein Schüler Eugen's. Er war sein Adjutant und Gesandter in Berlin und Paris gewesen. In ihm vereinigte sich nach dem Aussterben des älteren Carolinischen Zweiges Liechtenstein und des Florianischen Hauses im Jahre 1748 der gesammte Reichthum des Liechtenstein'schen Geschlechts. Mit diesem Reichthum ward er der berühmte Schöpfer der östreichischen Artillerie, die sich gegen Friedrich den Großen im siebenjährigen Kriege bewährte: dieser schrieb damals 1757 nach der Colliner Niederlage an Lord Marishal: „Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und wohlbedienten Artillerie. Sie macht dem Liechtenstein Ehre."

Graf Otto Traun, „der Schild" der Kaiserin, war ein Zögling Guido Starhemberg's, des Siegers bei Saragossa im spanischen Erbfolgekriege. Als ihn dieser im Jahre 1709 als seinen Generaladjutanten mit nach Spanien nahm, fragte ihn Lord Stanhope, geringschätzig auf den gar nicht mehr

ganz jungen, damals schon zweiunddreißigjährigen Mann hindeutend: „Was haben Sie denn da für einen jungen Menschen bei sich?“ Mit seinem gewöhnlichen Phlegma, halb lächelnd, antwortete Starhemberg: „Hättet Ihr doch bei Almanza diesen jungen Menschen an eurer Spitze gehabt! Ich sage Ihnen, der junge Mensch wird bald Armeen commandiren!“ Starhemberg hatte richtig gesehen: der große Friedrich gestand bekanntlich später, daß er von Traun das Kriegshandwerk gelernt habe. Traun war ein Meister im Manövriren; eine Schlacht hat er weder gewonnen noch verloren. Nach einer Depesche des Grafen Podewils an seinen König war auch Traun wieder eines der zahlreichen Exempel von östreichischen Convertiten, er gehörte einem lange Zeit wie die Zinzendorfe protestantisch gebliebenen Geschlechte an und trat über, um seine Carriere als Schild Maria Theresia's zu machen. Podewils rühmt ihn im Uebrigen als einen uneigennützigen und bescheidenen Mann.

Graf Ludwig Andreas Khevenhüller endlich, welchen die Kaiserin „ihren Ritter“ zu betiteln pflegte, verdiente diesen Titel als gewandter Hofgeneral. Auch er war wie Liechtenstein ein Schüler und Adjutant von Eugen, Commandant der Residenz Wien, übrigens ein Enkel des durch die Annalen Ferdinand's II. berühmt gewordenen spanischen Gesandten und mütterlicher Seits des großen Montecuculi.

Außer diesen in der ersten Linie stehenden Gene-

ralen und Ministern waren noch hochbetraut und in großen Gnaden bei Maria Theresia: der „respektable" Bartenstein, wiewohl freilich zuletzt nur noch als Erbstück, der Leibarzt Swieten und der Cabinetssecretair Koch.

Von diesem Ignaz Koch, der 1748 baronisirt ward, hat der preußische Gesandte Graf Podewils in seiner Depesche an Friedrich den Großen vom 19. August 1747 folgende Personalien aufgezeichnet:

„Der Cabinetssecretair Koch, ungefähr vierzig Jahre alt, ist ziemlich groß und wohlgebaut. Seine Physiognomie ist angenehm und offen. Im Umgang ist er zuvorkommend und seine Manieren sind höflich. Er besitzt Geist und Scharfsinn. Man hält ihn für einen ehrlichen, rechtlichen und wohlthätigen Mann, von einer unverbrüchlichen Verschwiegenheitstreue und er hat sich in einem Posten Liebe erworben, der sonst immer Haß seinem Inhaber verschafft. Er ist außerordentlich devot und bringt ganze Stunden in frommen Uebungen zu."

„Die Kaiserin setzt viel Vertrauen in ihn. Sein Amt besteht darin, ihr Bericht über die ihr überreichten Bitt- und Denkschriften abzustatten und diese dann mit den kaiserlichen Resolutionen an die betreffenden Behörden zu befördern. Er legt auch der Kaiserin alles, was sie unterzeichnen muß, vor und besorgt ihre Privatcorrespondenz. Er arbeitet deshalb alle Morgen mit ihr. Die Kaiserin fragt ihn über ihre Hausangelegenheiten und namentlich über die innern Landesangelegenheiten um Rath: daher hat er viel Einfluß, den

er mit einer großen Bescheidenheit verdeckt. Alle, welche eine Gnadenbezeugung oder eine Stelle suchen, ermangeln nicht, sich an ihn zu wenden. Mehrere beklagen sich über ihn, die Meisten aber sind mit ihm zufrieden. In den auswärtigen Angelegenheiten hat er den Einfluß nicht, da leidet der Baron Bartenstein keinen Concurrenten. Man wirft ihm vor, daß er für sein Amt etwas zu indolent, zu wenig thätig sei. Man hat mir versichert, daß er E. Maj. eben so wenig wohlgeneigt sei, als der Staatssecretair."

„Koch verdankt sein Glück der Gunst, in welcher sein Vater, Agent beim Hofkriegsrath*), bei dem Prinzen Eugen stand, dessen Privatangelegenheiten er besorgte und zu dem der Prinz ein unbegrenztes Zutrauen hatte. Niemals verlangte ihm derselbe von seiner Verwaltung Rechenschaft ab. Erst sechs Monate vor seinem Tode (wie oben erwähnt worden) that er dies. Der Herr von Koch wußte den großen Credit, den ihm die Gunst des Prinzen verschaffte, zu nutzen. Alle Gnadenbezeugungen gingen durch seine Hände und es ward ihm leicht, sich zu bereichern, auch hat er immensen Reichthum hinterlassen. Er brachte den ältesten seiner Söhne, den, von dem ich spreche, als Secretair beim Prinzen an. Er versah dieses Amt mit vielem Eifer und Treue und wurde auf des Prinzen Empfehlung zum Referendar beim Hofkriegsrath gemacht zur Zeit des letzten Kriegs in Baiern. Die Kaiserin über-

*) Er hieß Conrad, war Oberkriegscommissair und k. k. Rath und ward 1710 baronisirt.

trug ihm verschiedene Commissionen, deren er sich mit so viel Uneigennützigkeit und Eifer entledigte, daß nach dem Tode des zeitherigen Cabinetssecretairs ihm dessen Stelle übertragen und er zugleich zum Hofrath ernannt ward. Die Feinde Bartenstein's trugen viel dazu bei, ihm diesen Posten zu verschaffen, in der Hoffnung, daß sein Credit den des Staatssecretairs vermindern werde, was jedoch, wenigstens was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, nicht geglückt ist."

„Koch versieht zugleich die Stelle eines Secretairs beim goldnen Vliesorden, die immer noch sehr einträglich ist, wiewohl nicht mehr so wie früher. Außer dem ansehnlichen Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen hat, wird er auch noch viel von seinem Bruder erben und man berechnet, daß er dereinst über eine Million Gulden reich werden wird, was sehr dazu beiträgt, das Vertrauen zu bestärken, das die Kaiserin in seine Rechtlichkeit setzt."

Koch's Nachfolger war der 1770 zum Baron promovirte Carl Joseph Pichler, der Gemahl der bekannten Schriftstellerin Caroline Pichler. Deren Mutter Caroline von Hieronymus, vermählte Greiner, hatte einen großen Stand bei der Kaiserin: sie war ihre Kammerfrau, Vorleserin und Vertraute. Nach ihrer Verheirathung 1767 brachte sie eine Verwandte an ihren Posten, Frau Josephe von Gutenberg, die sich bis zum Tode der Kaiserin in Gunst erhielt, dann aber ging sie in's Kloster der Jacobinerinnen. „Es wurden ihr," sagt Nicolai in seiner Reise durch Deutschland, „verschiedene Vorwürfe ge-

macht, die man aber doch nie hat beweisen können." Um den Einfluß und die Gunst der Caroline Hieronymus und der Josephe Guttenberg fanden Niedere wie Hohe sich zu bewerben für gerathen, sie waren, was Anastasia bei der russischen Kaiserin Catharina II. war.

Die einflußreichste Frau, namentlich in früherer Zeit, bei Maria Theresia, war Maria Charlotte, verwittwete Gräfin Fuchs, geborne Gräfin Mollart, die Schwiegermutter des Feldmarschalls Daun. Sie starb noch vor dem siebenjährigen Kriege. Ihr Haus ersetzte das der Gräfin Bussy-Rabutin unter Carl VI.: sie sah jeden Abend Gesellschaft bei sich. Die Kaiserin ehrte sie noch im Tode so hoch, daß sie sie in der kaiserlichen Gruft beisetzen ließ.

Ueber das Verhältniß der Favoriten Maria Theresia's berichtet Graf Podewils in seiner Depesche vom 18. Januar 1747:

„Gewiß ist, daß die Herrschaft ihrer Favoriten in der Regel nicht lange dauert. Wahr ist, daß die Gräfin Fuchs und ihre Töchter, die Gräfinnen Daun und Logier sich erhalten haben, aber sie sind mehr als einmal und namentlich die Mutter auf dem Punkte gestanden, ihre Gunst gänzlich schwinden zu sehen, wenn nicht der Kaiser Sorge getragen hätte, sie wieder mit seiner Gemahlin zu versöhnen. Sehr groß ist übrigens ihr Credit nicht. Sie wagen sich in keinem Geschäft anders eine Einmischung, als indirect und auf krummen Wegen."

„Die Person, die am Sichtbarsten in der Gunst

ausgezeichnet worden ist, ist eine ihrer Kammerfrauen, die Fritzen, die sie an einen ungarischen Edelmann jetzt verheirathet hat, Namens Petrasch; sie gab ihr 12,000 Gulden zur Aussteuer und machte den Mann zum Hatschier-Lieutenant mit Obristlieutenants-Rang. Man behauptet, daß diese Frau, die fortfährt, um ihre Person zu bleiben, viel Gewalt über ihren Geist hat und daß die Kaiserin sie selbst über die Geschäfte befragt. Es wird mir aber schwer, dem letzteren Umstande Glauben beizumessen, da er gar nicht mit dem Ehrgeiz dieser Prinzessin zu vereinbaren ist und mit ihrem Verlangen, alles für sich selbst zu regieren, zu sehen und zu machen und mit der großen Mühe, die sie sich giebt, den geringsten Schein zu vermeiden, als ob sie sich leiten ließe."

Großen Einfluß hatten bei der Kaiserin auch männliche Subalterne bis zu den Stubenheizern herunter; so ein einflußreicher Mann war z. B. der tägliche Almosenaustheiler Kammerheizer Stockel.

8. Die Favoritin des Kaisers, Fürstin Auersperg-Neipperg.

Die zur Zeit Maria Theresia's neben ihr gefeiertste Dame in Wien war die schöne Fürstin Auersperg, die Favoritin des Kaisers Franz, von der der Tourist Wraxall seinen für derlei Damen ein Auge und ein Ohr habenden Landsleuten ziemlich umständlich nähere Nachricht gab.

Maria Wilhelmine von Neipperg war die Tochter des unglücklich berühmten Marschalls Graf Neipperg, der aus der Geschichte Carl's VI. und

dem Anfang der Regierung Maria Theresia's bekannt ist, dem der Pascha von Bosnien in's Gesicht spie, der dann den Belgrader Frieden schloß und die Schlacht bei Mollwitz verlor. Seine holdselige Tochter war geboren am 30. April 1738. „Ihr Vater war damals Gouverneur von Luxemburg, sie kam deshalb in früher Jugend öfters nach Brüssel und Spaa, wo sie bei der gemischten Gesellschaft, die man an diesen Orten findet, eine Leichtigkeit und Eleganz der Manieren sich aneignete, welche die förmlichere und eingezogenere weibliche Erziehungsweise in Oestreich nicht damals in der Regel gewährte. Sie war kaum sechszehn Jahre alt, als Marschall Neipperg sie an den kaiserlichen Hof brachte, dessen Wunder und Entzücken sie sofort ward. Alle haben mich einmüthig versichert, die sie gekannt haben, daß keine Beschreibung im Stande sei, eine angemessene Vorstellung von ihrer Schönheit zu geben. Sie war von mittlerer Gestalt, ihr Teint ein hellbrauner*), ihre Augen grau, ihr Haar castanienbraun, üppig und glänzend. Ihr Gesicht aber und die Art und Weise ihrer Haltung waren von der Art, daß kein Maler im Stande war, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; weil, wenn sie sprach, eine Fülle von Grazie und Anmuth in ihr aufleuchtete und ihr eine Beseelung verlieh, die die Kunst nicht wiedergeben konnte. Ihr Charakter war so sanft und einnehmend, daß es schien, als sei sie gar nicht im Stande, jemanden beleidigen oder weh thun zu kön-

*) Aehnlichen Teint hatte die bekannte Gräfin Cosel.

nen. Ohne alle Verstellung gab sie sich nie Mühe, zu gefallen, denn die Natur hatte alles für sie gethan und sie brauchte blos zu erscheinen, um bewundert und geliebt zu werden. Die Ueberlegenheit ihrer Schönheit war so groß, daß niemand mit ihr in die Schranken sich stellte, und die Liebenswürdigkeit ihres Charakters so einschmeichelnd, daß ihr niemand widerstehen konnte. Sie erweckte Liebe, ohne bei ihrem eignen Geschlecht zu Neid oder Eifersucht zu reizen, und sie machte sich keine Feinde, weil sie nie zu spotten und lächerlich zu machen versuchte. Ihre Unterhaltung war heiter, leicht und angenehm, aber sie besaß weder ungewöhnliche geistige Ausbildung, noch einen sehr ausgebildeten Verstand. Verschwenderisch von angeborner Neigung, nicht achtend des Gelds und mehr ihre Verwandten als sich selbst zu bereichern liebend, kannte sie keine Grenzen der Vergeudung. Eine Leidenschaft zum Spiel, der sie nach ihrer Verheirathung ohne Zügel sich überließ, brachte sie zum Verluste ungeheurer Summen. Ihr Herz, von Natur uneigennützig und großmüthig, war eben so zärtlich als hingebend. Unbeständig und wunderlich, hielt sie selten lange bei ihren Bevorzugungen aus, aber ihre großen Schwächen hierbei hatten etwas Holdseliges und man sagte, es sei unmöglich gewesen, sie zu kennen, ohne sie zu lieben."

„So eine ausgezeichnete Person konnte nicht lange ohne Anerbietungen und Bewerbungen der schmeichelhaftesten Art bleiben. Unter ihre Verehrer rechnete sie den jetzigen Marschall Lascy und andere Männer aus der ersten Gesellschaft und vom ersten Vermögen.

Sie wählte den Prinzen Johann Adam Joseph Auersperg (zweiten Sohn des regierenden Fürsten) und ward mit ihm im April 1755 *) vermählt, als sie gerade ihr siebzehntes Jahr vollendet hatte. Der Prinz war bereits ein Wittwer und damals vierunddreißig Jahre alt. Sie brachte ihm ein Vermögen von vollen 12,000 Pfund Sterling zu, eine für Wien ungeheure Summe, da Frauen vom höchsten Range selten über 6—800 Pfund Aussteuer erhalten. Aber ihre Spielwuth war so groß, daß sie im ersten Sommer ihrer Verheirathung, wo sie auf einem Schlosse des Prinzen lebte, diese ganze Summe am Spieltische verlor, hauptsächlich an ihren Bruder, den Grafen Neipperg. Sie soll in einem Abend 12,000 Ducaten beim Kartenspiel verloren haben und ihre Verschwendung war auch in anderer Beziehung diesem Beispiele gleichkommend.

Nur ein kaiserlicher Liebhaber und ein so großmüthiger, wie Franz konnte solchen Begehrlichkeiten Genüge leisten. Er fand wenig Schwierigkeiten, sich ihr annehmbar zu machen; sein Rang, seine Aufmerksamkeiten, seine Geschenke räumten die ersten Schwierigkeiten weg, aber ihre Unbeständigkeit schloß ihn von dem alleinigen Besitz ihres Herzens aus. Nichtsdestoweniger blieb Franz ihr fortwährend zugethan. Er pflegte mit ihr und in einer ausgewählten Gesellschaft von beiden Geschlechtern viele seiner Abende zuzubrin-

*) Nach Leupold's östreichischem Adelsarchiv am 19. April 1756.

gen. Ein Souper von zehn bis zwölf Couverten ward angerichtet, die Prinzessin präsidirte, alle Etikette war durchaus verbannt. Oeffentlich, im Theater und sonst, beobachtete Franz gegen die Kaiserin alle Rücksichten der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, aber wenn die Kaiserin nicht in der Vorstellung war, begab er sich jederzeit in die Loge der Fürstin. In der Oper stand er gewöhnlich hinter ihr, den Zuschauern verborgen, und die Loge war verschlossen, damit niemand hereinkomme. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln verrieth der Husten, dem er unterworfen zu sein pflegte, seine Gegenwart und verrieth das Geheimniß der Welt."

„Franz hatte, um den Gegenstand seiner Neigung immer um sich zu haben, der Fürstin ein kleines Landhaus nahe am Palast von Laxenburg geschenkt, wo der Hof einen ansehnlichen Theil des Sommers zuzubringen pflegte. Die Prinzessin hatte eine ansehnliche Geldsumme darauf verwandt, dieses Haus zu verschönern und in bequemen Stand zu setzen. Nach dem Tode des Kaisers veranlaßte Maria Theresia, daß der Fürstin angedeutet werde, sie wünsche das Haus zu kaufen und die Fürstin möge selbst den Preis bestimmen; die Kaiserin wollte allen weiteren Vorwand zu einem Aufenthalt in Laxenburg, wenn der Hof sich daselbst aufhielt, ihr damit wegnehmen. Die Fürstin nannte 30,000 Gulden, eine Summe, die weit den wahren Werth des Landhauses überstieg: aber die Kaiserin sandte sie ihr sofort, ohne Abzug oder Zögerung. Selbst bis zu dem letzten Augenblicke beobachtete sie

gegen sie die größte Artigkeit und behandelte sie nie mit Herbigkeit oder Beschimpfung."

„Die Fürstin überlebte ihren Liebhaber um mehr als zehn Jahre, hatte aber weder vor noch nach seinem Tode Kinder. Es scheint ungewiß, was eigentlich die Beschaffenheit der Krankheit war, die für sie tödtlich wurde; sehr verschiedene Gerüchte gehen darüber in Umlauf. Daß sie Gliederlähmung hatte, für welche Einreibungen verordnet worden waren, ist unzweifelhaft, aber ich wage nicht zu behaupten, ob es wahr sei, wie man behauptet, daß die Anwendung dieser Einreibungen ihr Ende beschleunigt habe. Brambilla, der kaiserliche Leibarzt, der zuletzt sie behandelte, sagte mir: „Als ich die Fürstin besuchte, hatte sie schon eine Lähmung in einem Arm, Hüfte und Bein, für die Einreibungen verordnet wurden. Sie brauchte das Mittel und es schien anzuschlagen, sie befand sich wieder so weit besser, daß sie einigermaßen die Kraft wieder erhielt, ihre Glieder zu bewegen. Wir begannen sanguinische Hoffnungen wegen ihrer Wiederherstellung zu fassen, als eine heftige Lungenentzündung alle ärztliche Kunst unwirksam und ihrem Leben ein Ende machte." Was auch die Ursache ihres Todes gewesen sein mag," schließt Wraxall, „sie starb im October 1775, noch nicht achtunddreißig Jahre alt."

9. Wiener Hof- und Adelszustände unter Maria Theresia.

Es war in den beiden vorletzten Wintern der Regierungszeit Maria Theresia's, wo sich der englische

Tourist William Wraxall am Wiener Hofe befand: er giebt von dem damaligen Leben und Sitten ein nicht minder anschauliches Bild, wie seine Vorgängerin Lady Montague es vom Hofe Carl's VI. gegeben hatte.

„Ein Aufenthalt von zwei Wintern in Wien und die persönliche Bekanntschaft mit den bei weitem größten Theil der Leute, die hier die erste Gesellschaft ausmachen, befähigen mich mit einiger Zuverlässigkeit von dem Innern der Hauptstadt, ihren Vergnügungen, Beschäftigungen und ihren Bewohnern zu sprechen. Wenig europäische Hauptstädte bieten einem Fremden mehr Hülfsquellen an, der nicht sein Glück in die Zerstreuung setzt. Er wird hier freilich nicht die Kunstschätze und Monumente des Alterthums finden, die er in Florenz sehen und in Rom studiren kann. Auch ist der Kreis von Vergnügungen, die Paris darbietet und die höhere Mischung von theils wissenschaftlicher, theils praktischer, theils Ergötzlichkeits-Anregung, wie London sie gewährt, nicht gerade das, was Wien eigenthümlich ist. Aber die östreichische Hauptstadt besitzt alle Mittel, um einen Fremden sowohl nützlich als angenehm festzuhalten."

„In Wien ist es nicht wie bei uns, wo ein Franzose oder Deutscher, obgleich von guter Herkunft oder Bildung, nicht einen, sondern viele Winter zubringen kann mit vergeblichen Bemühungen sich einen Weg in die große Gesellschaft zu bahnen. Er wird hier nicht, wie in London oder in Paris, in die Theater oder auf die öffentlichen Vergnügungsplätze getrieben, um sich der langen Weile zu entziehen. Der allgemeine Sam-

melplatz für Vergnügen und Erholung wird hier in den höchsten Zirkeln gefunden, in die man sofort eingeführt wird. Die des Fürsten Kaunitz und des Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo sind die ersten, in die jeder Fremde von Stand nach seiner Ankunft Einlaß erhält. Ihre Häuser, die gewissermaßen einen Theil des kaiserlichen Palasts bilden, geben, da sie jeden Abend für den Empfang von Gesellschaft geöffnet sind, eine Hauptquelle für die Unterhaltung in Wien. Ich bemerke hierbei, daß es eine Aufmerksamkeit ist, die man von den Personen, welche diesen Ministern vorgestellt sind, erwartet, daß sie sich öfters Abends in ihren Empfangszimmern sehen lassen. Die Gegenwart des Fürsten Kaunitz legt nicht den geringsten Grad von Zwang auf; er spielt gewöhnlich in einer Ecke des Salons Billard und jedermann hat vollkommne Freiheit, sich, wie er immer will, zu unterhalten, entweder mit Spiel oder mit Conversation, wie er aufgelegt ist. Fast dieselbe Freiheit herrscht bei dem Fürsten Colloredo, der, umgeben von seiner zahlreichen Familie, Söhnen, Töchtern und deren Kindern oder Anverwandten, die größte Einfachheit in den Manieren mit den vollendetsten Formen eines Hof- und Edelmannes verbindet. Alles trägt dazu bei, es einem Fremden bequem und gemächlich zu machen und ihn unvermerkt aus der Verlegenheit zu reißen, die natürlich ist, wenn er sich inmitten einer Gesellschaft befindet, mit deren Gebräuchen und Sitten er unbekannt ist."

„Nichtsdestoweniger muß man sagen, daß die Manieren der Oestreicher bei erster Bekanntschaft

kalt und zurückhaltend sind. Es charakterisirt sie eine gewisse indolente Indifferenz und Ruhe, die eben so weit von unserer englischen Scheu und Schweigsamkeit entfernt ist, als von der französischen Frivolität, Gesprächigkeit und Leichtsinn. Zeit und eine ruhige, mehr als conventionelle, geschäftliche Höflichkeit bewirkt allmälig, daß diese Scheidewand fällt."

„Den östreichischen Frauen fehlt es keineswegs an äußeren, sowohl geistigen als persönlichen Vorzügen: sie sind im Allgemeinen elegant, anmuthsvoll und angenehm; aber sehr selten besitzen sie einen gebildeten Geist. Die Hauptlektüre der Frauen von Stande ist so beschaffen, daß sie ihren Verstand eher verkehrt und einengt, als ihn entwickelt und erweitert. Heiligenlegenden, Messen und Homilien machen ihren Hauptunterricht aus. Sie wissen wenig von Mad. de Sevigné, noch weniger von Racine, Molière oder Fontenelle. Haben sie die Werke von Cervantes, Crebillon und Lesage gelesen, so haben sie viel gethan. Mit der heiligen Thérese und der heiligen Catharina von Siena sind sie bekannt."

„Allgemein ist dieser Mangel an Bildung und nothwendige Folge ihrer eingeengten Erziehung. Junge Mädchen von Stande werden alle in ein Kloster geschickt, entweder nach Prag oder Presburg oder in Wien. Dort lernen sie Hymnen an die heilige Jungfrau singen und ihren Rosenkranz herbeten. Von Geschichte, Poesie und schönen Wissenschaften werden ihnen auch nicht die ersten Anfangsgründe beigebracht und

der Geist, wenn nicht die Vorschriften ihrer Religion, setzt Grenzen aller freien Forschung, indem man vor Ketzern und ketzerischen Werken Abscheu einflößt."

„Vornehme Damen gehen früh selten aus, ausgenommen in die Messe oder wegen besonderen Veranlassungen. Wenn sie aufstehen, nehmen sie Kaffee oder Chocolade und dann bleiben sie entweder in ihren Gemächern unsichtbar im allergrößten Negligé oder sie verbringen die Stunden bis zum Diner bei der Toilette. Wenige lassen Frühbesuche von Männern zu, der Vormittag ist dem Müßiggang geheiligt, für die Messe bestimmt oder vorbehalten für Privatangelegenheiten häuslicher Beschaffenheit. Ein Morgen in Wien ist in der That kurz, da die allgemeine Speisezeit ½2 Uhr ist, früher war sie es 1 Uhr; seit einigen Jahren ist sie nach und nach weiter hinausgerückt worden. Fürst Kaunitz macht die einzige Ausnahme. Die Nachmittage sind lang und es gilt für guten Ton, wo man weiß, daß eine große Gesellschaft versammelt ist, ungefähr ½4 Uhr Visite zu machen, eben wenn man von Tafel aufstehen will."

„Der Abend beginnt im Allgemeinen um acht Uhr oder früher. Nächst den Häusern der Fürsten Kaunitz und Colloredo giebt es andere, in denen während des Winters einmal oder mehreremale die Woche Gesellschaft ist. Unter den vornehmsten muß man den französischen Gesandten nennen (Marquis von Breteuil), das einzige Glied des diplomatischen Corps, dessen Stellung ihn befähigt, in prächtigem Style ein Haus zu machen. In den Gesellschaften wird Eis und Li-

monade herumgegeben, soupirt wird niemals, ausgenommen bei besonderer Einladung. Allgemein wird gespielt. L'hombre ist unter den beliebtesten Spielen, sehr gewöhnlich ist Loo und Whist; auch Taroc, Trisette, Reversé und Tric-Trac sind in häufigem Gebrauch. Damen, die nicht spielen, haben oft auf ihrem Schooß ein kleines lackirtes Kästchen und beschäftigen sich mit Goldgarn-Aufdrehen, welches keineswegs die Unterhaltung behindert und nur die Finger beschäftigt. Das zurückgezogene Wesen der östreichischen Frauen, bei der ersten Bekanntschaft so unangenehm, vergeht unmerklich und macht ihrem natürlichen Charakter Platz. Ihre Unterhaltung, wenn sie auch nicht fördernd ist, ist selten ohne Lebhaftigkeit und Anregung. Aber eine wirklich gebildete Frau, deren es in England so viele giebt, ist eine in Wien gänzlich unbekannte Sache. Doch muß ich Gerechtigkeits halber sagen, daß es einige angenehme und glänzende Ausnahmen von dieser Unwissenheits-Zurechnung giebt, wie die beiden Gräfinnen Thun und Pergenn."

„Die Frauen ziehen sich gut an, mit viel Geschmack und noch größerer Pracht. Ich sah noch an keinem Hofe so eine Verschwendung von Diamanten, höchstens etwa in Lissabon, und die Wienerinnen vertheilen ihre Juwelen mit nicht wenig Eleganz. Im Carneval entschädigen sie sich für die Entbehrungen, die ihnen die Fastenzeit auflegt, nicht blos was die Tafel, sondern auch, was die Toilette anbelangt. Nichtsdestoweniger herrscht bei ihnen die in allen Ländern Euro-

pas, ausgenommen England, bräuchliche Abgeschmacktheit, sieben und achtjährige Kinder wie Mädchen von sechszehn oder achtzehn Jahren anzuziehen, mit Puder, hohem Toupet, Chignon und Reifrock, was in Wahrheit das Geheimniß in sich schließt, sie alt zu machen, bevor sie jung sind. Es giebt in Wien eine Menge schöne Frauen, aber sie sind nicht alle Oestreicherinnen, nicht einmal alle Deutsche. Böhmen, Ungarn, Italien und Polen schmücken wetteifernd die kaiserliche Hauptstadt mit ihrem antheiligen Tribute von Schönheiten aus. Gewöhnlich behalten die Frauen die eigenthümliche Färbung des Provinzial- oder Nationalcharakters bei und man unterscheidet sie leicht. Die Frauen von Stande sind edel in ihrer Haltung und haben einen Anstrich von Würde. Ich halte dafür, daß im Allgemeinen sie von einem längeren Schlage sind, als die Engländerinnen, und daß es bei ihnen mehr schöne Formen als schöne Gestalten giebt. Ihr Haar und ihre Zähne sind gewöhnlich gut, besonders die letzteren, wozu die Trockenheit ihrer Luft und ihres Climas beiträgt. Sollte man sie in etwas critisiren, so wäre es die Büste."

„Mädchen und Frauen vom Stande schminken sich allgemein, aber meist mäßig und mit Geschmack, Mädchen von funfzehn Jahren eben so wie Personen von dreißig. Nur die Erzherzoginnen allein nehmen nie Roth, da die Kaiserin es ihnen bei keiner Gelegenheit erlaubt. Nach dem Tode des Kaisers Franz ward die Schminke bei Strafe ihres Mißfallens gänzlich verboten, niemand wagte sich ihrer zu bedienen,

selbst nicht in Privatgesellschaften bei den erlesensten Zirkeln. Nur die Fürstin Auersperg, die Favorite des Kaisers, wagte es diesem Befehle sich zu widersetzen, kam, als die Kaiserin wieder empfing, in tiefster Trauer in die Burg, aber höchst elegant gekleidet und mit einer Verschwendung von Roth. Maria Theresia verhehlte ihre Empfindlichkeit bei dieser Aufführung nicht und als die Fürstin sich ihr zum Handkuß näherte, zog sie sich mit einem Gesicht voll Erstaunen und Unwillen zurück, das alle Anwesende erschütterte. Man muß aber gestehen, daß die Auctorität sehr grenzenlos ist, die einer ganzen Hauptstadt durch eine ansehnlich lange Zeit hindurch einen solchen Zwang auferlegen kann. Peter der Große, despotisch, wie er war, fand doch bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn er Kleider und Sitten unter seinen Unterthanen ändern wollte, unübersteigbare Hindernisse. Nach und nach und unmerklich fing man sich wieder zu schminken an, als die höchste Trauer bei der Kaiserin vorüber war und damit ihr Widerwillen gegen Freuden und Festlichkeitsbezeigungen."

„Könnte es durch Strenge sowie durch Beispiel durchgesetzt werden, aus einer Stadt das, was wir gewöhnlich Galanterie nennen, zu verbannen und auszurotten, so würde es in Wien vollständig ausgetilgt worden sein. Die Kaiserin, streng tugendhaft in ihrer Aufführung, getreu ihrem Ehebett und niemals nur in Verdacht einer weiblichen Schwäche, macht für die Indiscretionen Anderer sehr wenig Zugeständnisse. Sie

tritt jeden Grad von Libertinage mit dem Gewicht ihres Mißfallens nieder. Wenn es bekannt wird, daß eine Frau von Stande schwach ist, — wenn nicht ihre Schwäche sich auf einen Liebhaber beschränkt und nicht die äußerste Rücksicht auf Heimlichkeit und Wohlanständigkeit beobachtet wird — kann diese Dame darauf sicher rechnen, einen Befehl zu erhalten, Wien zu verlassen; vielleicht ist sie gezwungen ihr Leben in einer dunkeln Provinzialstadt Ungarns, Oestreichs oder eines andern Landes der kaiserlichen Staaten verkümmern zu müssen. Es ist schwer möglich zu begreifen, was für geringfügige und umständliche Einzelnheiten ihre Erkundigungseinziehungen umfassen, die sich auf die Privataufführung ihrer Unterthanen beider Geschlechter beziehen: es werden ihr fortwährend ihre Handlungen, Vergnügungen und Belustigungen und zwar selbst die allergeheimsten hinterbracht. Sie gebraucht dazu Spione, die nichts unterlassen, sie vollständig zu unterrichten. Ich könnte aus meiner eigenen persönlichen Bekanntschaft einige curiöse und unterhaltende Beispiele anführen von der Aufsicht, die sie über die Aufführung ihrer Hofdamen führt, aber der Gegenstand ist zu delicat für einzelne Details. Weit mehr ein unfreier Aberglaube, als eine vernünftige Mißbilligung der Galanterie in Beziehung auf die Privat- und politischen Nachtheile, die sie herbeiführt, bestimmen sie zu dieser strengen Verbannung derselben."

„In keiner europäischen Hauptstadt wird so viel Anstand, Vorsicht und Achtung für das äußere Wohl-

verhalten beobachtet bei allen Neigungs- und Herzens-verbindungen, als in Wien. Diese Aufmerksamkeiten sind unumgänglich nöthig, um die Augen der Kaiserin nicht auf sich zu ziehen, die nie Tadel oder Bestrafung unterläßt. Alle Galanterien sind hier mit einem mysteriösen Schleier überdeckt und stellen sich unter der Gestalt der Freundschaft dar. Unähnlich den leichtsinnigen und zuchtlosen Liebschaften von Warschau oder Petersburg dauern sie allgemein ein Vierteljahrhundert und werden selten von einer oder anderer Seite gebrochen. Es geht langsam, ehe sie zu Stande kommen und noch langsamer, ehe sie sich auflösen. Ich bin geneigt zu glauben, daß nächst den Einschränkungen, die ich angedeutet habe, auch das Clima und die Luft von Oestreich heftigen Leidenschaften irgend einer Art nicht günstig ist. Es ist etwas Phlegmatisches in der Constitution der Einwohner, der physischen und geistigen, was starken Erregungen widerstrebt. Die Gegenwart der Kaiserin und der Schrecken, den ihre Wachsamkeit und ihre Strenge einflößt, unterdrücken alle Ausbrüche. Aberglaube, Beichtväter und Bußen verstärken noch jene zeitlichen Bewegungsgründe. Nichtsdestoweniger besteht der Grundsatz der Schwäche und selbst Wien hat seine Messalinen, wenn auch gewiß in geringerer Anzahl und mit gedämpfteren Farben bezeichnet, als sonstwo."

„Der Aberglaube der östreichischen Frauen, ob er gleich charakteristisch, habituell und ungeheuer ist, ist keineswegs unverträglich mit der Galanterie: sie sündigen, beten, beichten und beginnen wieder von vorn.

Nie aber vergessen sie ihre Messen, selbst die für ihren Liebhaber nicht. Wenige von ihnen rühren Freitags oder Sonnabends Fleischspeisen an, eben so nicht während der ganzen Fastenzeit und sie gehen häufig zur Beichte, wenn nicht aus Grundsatz, doch aus Gewohnheit und Furcht. Selten trägt man den Trauring oder behält ihn nur, da der Verlust desselben in ihren Augen eine böse Vorbedeutung sein und Unglück weissagen würde. Um ein so grosses Mißgeschick zu vermeiden, werden sie allgemein in eine berühmte Capelle der heiligen Jungfrau zu Mariazell nach Steiermark geschickt, ein Ort, der, wie mir versichert worden ist, mehr goldene Ringe enthalten soll, als Hannibal auf dem Schlachtfelde von Cannä einst fand. Sehr wenig äußerlich ist indeß von der Andacht bei den Damen von Stande zu bemerken; sie unterbricht auch nicht die Freuden der Gesellschaft und Unterhaltung; mischt sich nie in ihre Gespräche, noch erscheint davon ein Anstrich in ihren Manieren; sie behalten alles, was sich auf Andacht bezieht, ganz und gar für den Altar und den Beichtvater vor. Ich muß gleichergestalt noch beifügen, daß es deren nicht wenige giebt, die freiere und ausgedehntere Begriffe von der Gottheit und der Religion haben, als der katholische Glaube gewöhnlich giebt, namentlich in Wien."

„Nach Beurtheilung des schöneren Geschlechts ist es, wenn von den Männern zu sprechen ist, gerecht, einen leitenden Unterschied festzustellen. Die Jugend Oestreichs von Rang und Stand ist im Allgemeinen unausstehlich. Durch nichts als

Hochmuth, Unwissenheit und Beschränktheit ausgezeichnet, sich selbst für erhaben über alle andere europäische Nationen haltend, alle zusammen ohne Bildung, übermüthig und anmaßend, gehen ihnen eben so die Neigung als die Erfordernisse dazu ab, in Gesellschaft angenehm sein zu können. Es ist wahr, daß sie, wie die Engländer, meistens auf Reisen gehen, d. h. von Wien nach Paris durch Italien und wieder heim. Sie ahmen die französischen Sitten nach, besitzen aber weder die Höflichkeit, noch Lebhaftigkeit, noch elegante Leichtigkeit der Franzosen. Obgleich eingebildete Phantasten, sind sie doch gar keine vergnüglichen und Bildung des Geistes geht gänzlich ihnen ab. Die Universitäten und Seminarien in Oestreich sind wenig mehr als die Nonnenklöster, wo das andere Geschlecht seine Erziehung erhält, darauf berechnet, den Verstand zu bilden und zu erweitern. Gewöhnlich nimmt man dazu einen Geistlichen, dessen Mühwaltung vornehmlich auf die Sitten seiner Zöglinge sich beschränkt. Gemäßigt in ihren Neigungen und Vergnügungen, verdient die Jugend von Wien keineswegs den Vorwurf, den man den Deutschen macht, dem Wein sehr ergeben zu sein."

„Unter Männern von reiferen Jahren findet man in allen Civil- und Militairbranchen gebildete Manieren, Höflichkeit uud Aufmerksamkeit für Fremde. Sie können in solider Befähigung, in Ortskenntniß und in allen Branchen von Geschäftsverständniß, die zu ehrenvoller und geschickter Bekleidung von Staats-

oder Vertrauensposten qualifiziren, mit dem Adel jedes anderen europäischen Landes wetteifern. Ich bin aber geneigt, zu glauben, daß unter ihnen weniger Personen von ausgedehnter Belesenheit und Bildung sich finden, als an irgend einem andern deutschen Hofe. Der Mangel mag hauptsächlich der unverständigen Bigotterie der Kaiserin zuzuschreiben sein. Es ist kaum glaublich, wie viele Bücher und Productionen aller Art und in allen Sprachen hier verboten sind. Nicht allein Voltaire und Rousseau stehen auf dem Index, wegen der unsittlichen Tendenz oder der freien Schreibart, sondern eine Menge Schriftsteller, die wir für vorwurfsfrei oder harmlos erachten, erfährt ähnliche Behandlung. Eine Meinung, die sich über die katholische Religion ausspricht; ein Zweifel über die Heiligkeit irgend eines Eremiten oder Mönchs des Mittelalters; eine Darstellung, in der die Freuden der Liebe mit warmen Farben geschildert werden — ich spreche nicht von jenen zuchtlosen Schriften, die jede Regierung die Pflicht hat, zu unterdrücken — mit einem Worte, jegliches Werk, worin der Aberglaube, wenn auch nur durch Geringschätzung, angegriffen oder gemißbilligt wird, zieht unmittelbar die Aufmerksamkeit auf sich und wird sofort unter schweren Strafen verboten."

„Der größte Theil der Bücher, die die Bibliotheken geschmackliebender und gebildeter Leute nicht nur in Frankreich und England, sondern selbst in Rom und Florenz bilden, sind streng verdammt und ihre Einführung mit nicht weniger Schwierigkeit als Ge-

fahr verknüpft. Es ist freilich wahr, daß, ungeachtet aller Verbote, die Bildung nach und nach Eingang gewinnt und stufenweise sich über die östreichischen Länder verbreitet. Aber ihr Fortgang steht nothwendig mit jenen Hindernissen in Verhältniß. Wendet man sich an die Censoren, so kann man jedes Buch erhalten, aber nicht ohne Mühe, Kosten und Verzögerung. Leipzig, Paris oder der Haag, wohin man sich gewöhnlich wenden muß, sind weit entfernt. Die natürliche Trägheit des menschlichen Geistes verhindert häufig, daß man sich die Mühe giebt und vertilgt so den schwachen Funken des Wunschs sich auszubilden. Es scheint in der That, als wenn der östreichische Adel beider Geschlechter nie läse und er stellt sich eben so entblößt dar von aller Bekanntschaft mit jeder Branche der schönen, wie der strengen Wissenschaften."

10. Die Familie der Kaiserin.

Maria Theresia hatte ihrem Gemahl den reichen Ehesegen von sechszehn Kindern, fünf Söhnen und elf Töchtern, gegeben — das war seit Max II. und der spanischen Maria, Tochter Kaiser Carl's V., im Hause Habsburg nicht vorgekommen. — Leopold I. hatte zwar auch sechszehn Kinder, aber er hatte drei Gemahlinnen. Von den Söhnen folgten Maria Theresia Joseph II. und Leopold II.

Der dritte Prinz Carl, der Eltern Liebling, starb, kaum achtzehn Jahre alt, schon 1761.

Der vierte, Ferdinand, erwarb 1771 durch

Heirath der nicht schönen, aber anmuthigen, geistig lebendigen und steinreichen Erbtochter des Hauses Este, Maria Beatrix, das Herzogthum Modena seinem Hause. Ihr Vater, der letzte Herzog von Modena, Hercules III. Rainald, der durch seine Gemahlin Massa-Carrara geerbt hatte, erhielt noch ein halbes Jahr vor seinem Tode 1803 durch Testament die Erbschaft des Hauses Abizzo in Treviso, wo er selbst starb, jährlich 40,000 Ducaten Renten. Er besaß auch große Güter in Ungarn — die Verlassenschaft ward damals auf 700,000 Ducaten in der Wiener Bank und eine Million baar angegeben.

Der fünfte Prinz, der tolerante, joviale, sehr dicke Max, ward Kurfürst von Cöln.

Maria Theresia, die gute Landesmutter, war auch eine äußerst sorgsame Mutter für ihre Kinder. Sie widmete ihnen alle freie Zeit, die sie hatte. „Ist sie, schreibt der Baron Fürst in seinem Hofbericht vom Jahre 1754, ermüdet und will sie sich erholen, so sieht sie ihre Kinder. Alle Tage ohne Ausnahme, wenn sie in Wien ist, thut sie das drei oder viermal. In Schönbrunn und Laxenburg ist nicht Platz genug für die ganze Familie: die kleinsten bleiben in Wien: die Kaiserin sieht sie dann nur einmal in der Woche. Sie ist eine zärtliche und strenge Mutter. Die Erzieher und Lehrer werden über die Aufführung ihrer Zöglinge gehört; es kommen Belohnungen und auch Strafen vor, eben so gut, wie bei Privatleuten.“

Die große Kaiserin war die größte Heirathsstifterin in ihrem Reiche; natürlich lagen ihr die Heirathen

ihrer Kinder auch vorzugsweise am Herzen. Wie sie bei den Privatheirathen die Religionsabsichten sehr gründlich ins Auge nahm, so nahm sie auch bei den Vermählungen der Erzherzoge und Erzherzoginnen die Staatsraison gar sehr ins Ziel.

Von den Töchtern wurden drei auserwählt, die neue Allianz des Hauses Oestreich mit den Bourbonen zu befestigen. Gerade nach 200 Jahren, nachdem Elisabeth, Tochter Kaiser Maximilian's II., König Carl IX. — den König der Bartholomäusnacht — geheirathet hatte, ward Maria Antoinette, 1770, noch nicht funfzehnjährig, mit Ludwig XVI. vermählt — sie fiel unter der Guillotine am 16. October 1793. Das Jahr vorher, 1769, hatte schon Amalia, dreiundzwanzigjährig, sich mit dem Herzog von Parma vermählt und noch ein Jahr vorher, 1768, Caroline, sechszehnjährig, mit König Ferdinand IV. von Neapel.

Von der Heirath Maria Antoinette's erzählt der englische Tourist Swinburne eine interessante Anecdote. „Es ward der sehnlichste Wunsch der Kaiserin erfüllt, als es ihr geglückt war, ihre jüngste Tochter zur Königin von Frankreich zu machen. Die Erzherzogin Antoinette war mit vierzehn Jahren außerordentlich fromm und in jeder Hinsicht gut geartet. Als die Heirath arrangirt ward, besuchte Maria Theresia, deren Religion sie nicht behinderte, abergläubischen Gelüsten sich hinzugeben, eine Nonne in einem benachbarten Kloster von Wien, die in dem Rufe stand, in

die Zukunft sehen zu können. Sie drückte ihr ihre Angst für das Seelenheil ihres frommen, guten Kindes aus, das nun für den Rest ihres Lebens von ihr getrennt werden und an einen so verdorbenen Hof sich begeben solle, wie der Ludwig's XV. war. Die Antwort, die sie erhielt, war: „Elle aura de grands revers, et puis elle redeviendra pieuse." Die Kaiserin brach in Thränen aus bei dem Gedanken, daß ihr gutes Kind aufhören werde, fromm zu sein, wie das in den Worten lag, nur mit Mühe konnte sie wieder zur Ruhe gebracht werden. Indeß war sie doch nicht abergläubisch oder vorsichtig genug, um, im Interesse für das Glück ihrer jüngeren Tochter, deshalb die Unterhandlungen über die Heirath abzubrechen."

König Ferdinand IV. von Neapel war der König, dem schon zwei Erzherzoginnen bestimmt gewesen waren, die Erzherzoginnen Johanne und Josephe, welche starben — letztere in Folge der Andacht am Sarge ihrer Schwägerin im Gewölbe der Kapuzinerkirche auf Geheiß ihrer Mutter an der Blatternansteckung — ehe sie die Ehre erlangten, Königinnen von Neapel zu werden. König Ferdinand war von seinem Vater Carl III., König von Spanien, aus Furcht vor Wiederholung von Melancholie, Wahn- und Blödsinn, dem Carl's III. Großvater, Vater und ältester Sohn bereits verfallen waren, von jeder ernsten Beschäftigung mit Fleiß von Jugend auf zurückgehalten worden. Sein Italienisch war die Mundart der Lazzaroni, in einer fremden Sprache wußte er sich nur mit Mühe zurecht zu helfen. Selten las er ein französi-

sches Buch und die Briefe, die er seinem Vater nach Spanien schrieb, enthielten in jenem groben Lazzaronidialect selten etwas andres, als Jagdnachrichten, worin ein königlicher Herr es dem andern zuvor zu thun suchte. Ferdinand trieb nichts als Leibesübungen, besonders Jagen und Fischen. War schlechtes Wetter, so hielt es für die Hofleute sehr schwer, dem jungen siebzehnjährigen König die Langeweile zu vertreiben. Als die Erzherzogin Josephe, seine Braut, starb, war die Nachricht besonders deshalb für ihn sehr verdrießlich, weil nun der Anstand verbot, wenigstens an diesem Tage zum Jagen und Fischen auszuziehen. Keine Zerstreuung zwischen den vier Wänden wollte anschlagen, weder Billard, noch Laubfrosch, bis endlich ein Höfling auf den sinnreichen Gedanken fiel, das Leichenbegängniß der verstorbenen Braut zu begehen. Ein junger, weibisch aussehender Hofmann wurde als Prinzessin in der Leichenparade angekleidet, auf eine offene Bahre gelegt und Gesicht und Hände, um die Blatterbläschen nachzuahmen, mit Chocoladentröpfchen betupft. So begann die Prozession durch die Prachtgemächer von Portici, der König war der Hauptleidtragende, Zeuge war der englische Gesandte, Ferdinand's treuer Jagdcumpan, Sir William Hamilton, den Condolenzpflicht nach Hofe führte.

Als an die Stelle der Verstorbenen Caroline (die Freundin von Sonnenfels) trat — nach Wraxall weder schön von Gesicht, noch von Person liebenswürdig, wiewohl es ihrer etwas zu breiten Gestalt nicht an Anmuth und Reiz fehlte — ward die

Erzherzogin von dem Lazzaronikönig weder mit glühender Neigung, noch mit Gleichgültigkeit empfangen. Am Morgen nach der Vermählung, am 13. Mai 1768, stand Ferdinand, da es schon sehr heiß war, zeitig auf, ging seinem Jagdvergnügen nach und ließ die junge Gemahlin allein im Bette. Als seine Hofleute ihn fragten, wie sie ihm gefiele, antwortete er: „dorme come un' ammazzata e suda come un porco!“ Solche Jagdredensarten waren an der Tagesordnung. — Hatte Ferdinand sich recht voll gegessen und ein Bedürfniß hinauszugehen, so äußerte er es seinem umstehenden Hofadel und wählte die Günstlinge, um zu assistiren. Mit der Hand auf dem Magen sagte er dann: „sono ben pranzato, adesso bisogna una buona panciata.“ Ehrerbietig ihn unterhaltend, umstanden ihn bei dieser Feier die Auserkornen. — Das Jahr nach seiner Vermählung im März und April 1769 sah Kaiser Joseph II. seinen neuen Schwager in Neapel und auf seinem späteren Besuche in Versailles 1777 konnte er sich nicht enthalten, Marien Antoinetten sehr kaustische Anecdoten über denselben mitzutheilen. Madame Campan, Vorleserin der Töchter Ludwig's XV., erzählt, daß der sarkastische Kaiser vortrefflich ausgemalt habe „la manière d'être et parler de ce souverain (Ferdinand) et disait avec quelle bonhommie il allait solliciter la première cameriste pour obtenir de rentrer dans le lit nuptiel, quand, par mécontentement, la reine l'en avait banni; le tems qu'on lui faisait désirer cette reconciliation etait

calculé entre la reine et sa cameriste et toujours mesuré à la nature du délit.“ Wraxall giebt nach den Mittheilungen Sir William Hamilton's ein andres Bild aus dem Leben König Ferdinand's und der Königin Caroline, er erzählt, „wie der glückliche Jäger nach vollbrachtem Tagewerk vor den malerisch gruppirten Haufen des erlegten Wilds im Flanellwamse stehe, wie er mit dem Waidmesser die Thiere zerstückle, wie die rauchenden Eingeweide manns- hoch vor ihm liegen, wie das Wams des Königs mit Blut befleckt ist und wie bei dem allen die Königin selbst zugegen gewesen sei.“

Die neapolitanische Caroline wurde 1790 die Schwiegermutter Kaiser Franz' II., sie kam nach Wien und brachte Thugut ans Ruder. In Neapel erwarb sie sich in den französischen Revolutionskriegen, wo sie sich den Engländern in die Arme warf, ein blutbeflecktes Andenken. Sie starb, zuletzt auch mit den Engländern zerfallen, in Wien, kurz vor dem Zu- sammentritt des Congresses 1814.

Die Lieblingstochter Maria Theresia's war Chri- stine, die nach ihres Herzens Neigung 1766, zwei- undzwanzigjährig, den Herzog Albert von Sach- sen-Teschen heirathete, der der Sohn des zweiten Königs von Polen aus dem Hause Sachsen und einer Cousine Maria Theresia's war.

Der Rheinische Antiquarius enthält einen kurzen Bericht von den Hochzeitsfeierlichkeiten, den ich nach- stehend folgen lasse:

„Den 2. April 1766 geschahe die Anwerbung und das Ehe-Verlöbniß. Se. Kön. Hoheit der Prinz Albert erhub sich an diesem Tage in Begleitung seines Herrn Bruders, des Bischofs von Freisingen *), und des Chur-Sächsischen Ministers, Grafens von Witzthum, aus seinem Quartier nach Hofe, und that selbst in dem Retirade-Zimmer der verwittweten Kaiserin in Gegenwart der Prinzessin-Braut die Anwerbung, worauf er nach erhaltenem Ja-Worte sich zu Ihro Maj. der Kaiserin erhub, und bey derselben seinen Besuch abstattete, alsdann aber mit dem Kaiser (Joseph II.), der Kaiserin und allen übrigen Erzherzogen und Erzherzoginnen an einer Tafel von zwölf Couverts auf goldenem Service bei einer schönen Kammer-Musik öffentlich speiste. Abends war groß Apartement."

„Als der Prinz Albert aus Preßburg, wo er sich zeither aufgehalten, und wo ihm die verwittwete Kaiserin incognito eine Visite gegeben, um die in dem dasigen Schlosse vorzukehrenden Einrichtungen vor das höchste Braut-Paar, das allda künftig residiren sollte, in Augenschein zu nehmen, nach Wien zurück kam, erhielt er von derselben ein Präsent, das auf 100,000 Thaler geschätzt wurde. Es bestand in einem mit Brillanten besetzten güldenen Vließ und einem dergleichen Stephans-Orden, einer Agraffe auf die Achsel, einer dergleichen auf den Hut, einem dergleichen Ringe,

*) Clemens, nachherigen letzten Erzbischofs-Kurfürsten von Trier.

einem Degen und ein Paar dergleichen Schuh- und Gürtelschnallen. Da auch der Kaiser das Oberschlesische Fürstenthum Teschen, das er von seinem Vater geerbt, seiner Frau Mutter, der verwittweten Kaiserin, abgetreten, schenkte dieselbe solches unter dem Titel eines Herzogthums dem Prinzen Albert für ihn und seine Erben, der auch davon den Titel annahm. Es soll dasselbe ohngefähr 300,000 Gulden abwerfen."

„Nachdem die Renunciatons-Acte wegen der pragmatischen Sanction zu Stande gekommen, wurden den 5. April die Ehe-Pacten zwischen beiderseits hohen Verlobten von den bevollmächtigten Ministern unterzeichnet und gegen einander ausgewechselt."

„Den 7. erfolgte der Aufbruch nach dem an der March gelegenen Lust-Schlosse Hof, als dem zum hohen Beylager bestimmten Orte. Da nun die hohe Vermählung auf dem Lande und ohne öffentlichem Gepränge geschehen sollte, so bestund das Hofgefolge nach Schloß-Hof in sehr wenig Cavaliers und Dames."

„Den 8. April Abends um acht Uhr wurde die Vermählung ohne öffentlichem Gepränge vollzogen. Der Prinz Clemens von Sachsen verrichtete die priesterliche Trauung und Einsegnung. Die Durchl. Braut war in ostindischen Mousselin mit Silber gekleidet. Die Dames trugen weißen Taffet mit schwarz, und die Cavaliers graues Tuch mit schwarzseidenen Borten, welches damals noch wegen der tiefen Trauer*) die Hof-Uniform auf dem Lande war. Die aller-

*) wegen des Ablebens des Kaisers Franz I.

höchsten Kaiserl. Herrschaften waren insgesammt zugegen, die, außer der verwittweten Kaiserin, die allein speisete, zusammen an einer Tafel von vierundzwanzig Couverts saßen. Der große Schloß-Saal war nebst anderen Verzierungen mit acht kostbaren Tapeten behangen, deren Vorstellungen auf das hohe Beylager anspielten. Die eingewirkte Inschrift lautete also:

Veneri Felici
Satyri et Nymphae
Vicini ruris vota solvunt."

„Den 9. wurde von dem Prinzen Clemens die Einsegnungs-Messe gehalten, worauf diesen und den folgenden Tag einige Landlustbarkeiten, als eine Bauern-Hochzeit, Glückshafen, Armbrustschießen, kleines Lustfeuer, Bauern-Caroussel von vier paar Reitern, welche die vier Elemente vorstellten, Bauern-Wettrennen von vier Bauer-Wagen und ein dergleichen Tanz von acht Sackläufern ꝛc. zum Vergnügen des Hofs angestellt wurden."

„Den 10. hielt der Hof zu Niederweiden, einem nächst dem Schlosse Hof in der Ebene gelegenen neuen Lustschlosse, Mittagtafel."

„Den 13. April geschah von dem Schlosse Hof der Einzug zu Preßburg in das dasige Kön. Schloß, wo für das neue höchste Ehepaar die Einrichtungen auf das vollkommenste und prächtigste gemacht waren. Der Kaiser traf hierauf noch diesen Abend in der Residenz zu Wien ein, die verwittwete Kaiserin aber nebst den übrigen Herrschaften kamen erst den 15. zurück nach Wien."

Herzog Albert und Erzherzogin Christine lebten geraume Zeit als Statthalter von Ungarn in Preßburg; von 1781—1793 waren sie als Gouverneure der Niederlande in Brüssel; zuletzt lebten sie in Wien, wo Christine 1798 starb. Der Tourist Swinburne, der sie im Jahre 1780 sah, schreibt von ihr: „Sie ist sehr hübsch und hat die schönste Hand von der Welt: das ist etwas ganz Charakteristisches bei ihrer Familie."

Die andern sieben Töchter Maria Theresia's starben theils in der Jugend, theils unvermählt, zwei als Aebtissinnen zu Prag und zu Innsbruck. Die eine dieser Aebtissinnen, Erzherzogin Mariane, durch ihre Vorliebe für Mineralogie bekannt, worin sie der berühmte Born unterrichtete, starb 1789. Swinburne nennt sie im Jahre 1780: „angenehm und ganz von den Manieren einer Weltdame." Die zweite Aebtissin, die Erzherzogin Elisabeth, war eine auch noch im Alter feurige und sehr populäre Dame und durch ihre derben Aeußerungen ausgezeichnet. Sie starb 1808 zu Linz. Swinburne, der sie ebenfalls bei seinem Aufenthalt in Wien im Jahre 1780 sah, schreibt von ihr: „Die Erzherzogin Elisabeth war schön, ehe sie die Pocken bekam, jetzt ist sie ohne Annehmlichkeit. Sie beklagt sich darüber, daß sie niemals jemand sehen kann, ausgenommen in Gesellschaft ihrer Schwester, die als die älteste die Conversation allein in Beschlag nimmt. Sie ist von Natur lebhaften und sehr flüchtigen Temperaments und leidet gehörig von der Langenweile. Vor kurzer Zeit bekam sie ein Geschwür auf dem Backen, welches denselben ganz durch fraß und sie

viele Wochen auf ihr Bette beschränkte. Als Sir Robert Keith (der englische Gesandte) ihr einen Condolenzbesuch machte, brach sie in Lachen aus und sagte ihm, daß er mit Unrecht das für einen Gegenstand ansehe, der der Condolenz werth sei. „Croyez moi, sagte sie, pour une Archiduchesse de quarante ans, qui n'est point mariée, un trou à la joue est un amusement“, denn, setzte sie hinzu, kein Ereigniß, das das Einerlei und die Langweiligkeit meines Lebens unterbricht, darf als ein Unglück angesehen werden.“ Sie sagte ihm, daß es ein Schandfleck für die Regierung Maria Theresia's sei, ihre alten Töchter unter dem Zwange wie Kinder zu halten und ihnen das Vergnügen, sich in die Gesellschaft zu mischen, zu versagen.“

Als einen Beitrag zur Kunde von der östreichischen Prinzessinnenerziehung lasse ich eine Instruction der Kaiserin Maria Theresia folgen, die sie der Gräfin Lerchenfeld zugehen ließ, der Oberhofmeisterin der zur Königin von Neapel bestimmten Erzherzogin Josephe, welche durch die erzwungene Andacht in der Kapuzinerkirche von den Blattern weggerafft wurde. Ich gebe diese von der Kaiserin eigenhändig aufgesetzte Instruction und einen etwas später, 1763 fallenden, ihrem Secretair dictirten Brief mit eigenhändigen Zusätzen der Kaiserin an die Gräfin, wie sie mir von Wien zugeschickt worden sind *):

*) Maria Theresia als Mutter. Ein Beitrag zur Charakteristik der Kaiserin. Mitgetheilt von Fried. Firnhaber.

„Ich verweiße Sie vollkomen auf jene instruction*), welche Sie anfangs bey übernehmung deren Töchtern bekommen, Nur allein folgende puncten finde ich noch beyzuruden. Die Ordnung im aufstehen, schlaffengehen, die stunden vor die unterschiedliche Meister bleiben wie vorhin, und seynd hier beygeschlossen, wie Sie diesen Sommer gehalten worden.

Alle Sontag gehet Sie offentlich mit in die Kirchen, und speißet auch mit uns.

Das fruhestuck ist täglich abzuwechslen nach ihren belieben, man soll ihr auch darbey Brod essen lassen, soviel sie will, ausgenohmen an gebottenen faßtägen, wo Sie alzeit chocolade nehmen solle mit 4 stückl brod, niemahls aber ein Kipfel: abends an diesen Tägen nur eine suppen und noch eine speiß, aber nichts fleßes oder gebachenes.

Ordinaire zu mittag und abents ist ihr genug zu essen zu geben, waß und wieviel Sie will, ohne Selbe darüber zu chiccaniren, auch Kan Sie abgezogener soupiren. Selbst anzufriemen ist ihr nicht erlaubt, jedoch von allen deme was vorhanden ist, Kan Sie essen.

Dem Rossen Crantz solle Sie laut in ihrer Cammer betten, außer an Sonn- und Feuertägen, oder wan das gebett ist, in unßerer Capellen.

Außgehen solle Sie so oft alß es sein kan, umb sich zu fortificiren, in der Wälsch- und spanischen

*) Die Instruction, auf welche die Kaiserin hier verweist, ist wahrscheinlich jene in den „Verhandlungen des historischen Vereines in dem Unterdonaukreise," I. Band, 1. Heft, pag. 30 abgedruckte.

Sprach sich wohl üben, wie auch in der Music. Weilen Sie nacher Neapel bestimmet ist, solle man ihr ihren beruff möglichst erleichtern. Der aldortige hoff gehet sehr auf die Etiquetten, und will gnädige und freundliche Souvrains haben, aber eben dieses kan die Tochter gar nicht, welches doch sehr nothwendig wäre.

Mit der Andacht bin ich eine Zeit her, sehr übel zufrieden gewessen, Sie hat auch allerley propos über die leute, und etwas rauhes und wiederwärtiges in ihren Betrag, mit welchen ich unzufrieden bin.

Ich sehete nicht gern, daß noch Junge Fräulen zu ihr Kommeten, indeme Sie ohnedeme sehr Kindisch ist.

Mit dem Obrist-Hoffmeister Salm wird es, wie bey denen schwestern gehalten werden.

Wegen allen übrigen Leuten und Verordnungen bleibet es beym alten, wie sie es wird am besten finden.

Die tochter verdienet ihre Tendresse, wegen dem attachement mit welchen Sie ihr alzeit zugethan war, welches auch die haubtursach ist, warumben Sie selber wieder übergebe."

„punct die vor disen sommer seind befohlen worden und künfftig zu halten" (eigenhändig):

„Um 7 Uhr auffstehen, das Morgen gebett betten, die Geistliche lesung machen, Sich ankleiden, und frühstücken.

Von 8 bis 9 Uhr Täglich der Schreib-Meister.

Montag Mitwoch und Freytag.

Von 9 bis 10 Uhr der Pater Richter, die Christliche lehr, lateinisch lesen auch ein Teutsches buch oder schrifften lesen.

Von 10 bis 11 Uhr Montag und Freytag Saumill.
Um 11 Uhr in die Meß.
Um 12 Uhr zu Mittag speysen.
Von halber 2 bis 2 Uhr die Historie lesen.
Von 2 bis 3 Uhr die Teutsche Lehr.
Von 3 bis 4 Uhr den Tantz Maister.
Von 4 bis 5 Uhr den Wällschen Maister.
Um 5 Uhr den Rosenkranz.

Dienstag Donnerstag und Samstag.

Von 9 bis 10 Uhr französische Lehr.
Von 10 bis 11 Uhr Dienstag und Donnerstag Saumill.

Samstag zwey Brieff schreiben.

Um 11 Uhr in die Meß.
Um 12 Uhr zu Mittag speyßen.
Von halber 2 bis 2 Uhr di Histori lesen.
Von 2 bis 3 Uhr den Reiß Meister.
Von 3 bis 4 Uhr Mancini.
Von 4 bis 5 Uhr Wagenseill.
Um 5 Uhr den Rosenkranz.

Die Damen sollen um 9 Uhr kommen und bleiben bis nach der Tafel, um 3 Uhr Nachmittag kommen Sie abermahl und bleiben bis zum nacht Essen, Sie können aber auch bisweilen zu andern stunden auch kommen.

In der fruh solle die Cammerfrau bleiben bis 9 Uhr. Von 1 Uhr nachmittag bis 3 Uhr, Abends um halber 9 Uhr soll sie wieder in der Cammer seyn.

Das fruhstück abgewechßlet, wie Sie will, Chocolade oder Caffee, suppen so viel Sie will, aber we-

der Knödeln noch Nocken, sondern Brodsuppen oder was von Mehl eingekocht, oder Panadel ohne Kamel, und ein stuck brod darzu, Trinken darff sie, wann sie will, zur Jausen kan Sie Obst Essen, so lang es in der Zeit ist, und brod so viel sie will, keine Chocolade „niemals nachmitag," sondern etwas anderes von Obst oder „in winter" eingesottenes nicht aber zuckerwerk. Sontag gehet sie mit uns in die Kirchen, speist mit uns, und gehet in die vesper und Rosenkranz. In der früh solle Sie Ihren leuthen etwas vorlesen aus einem Geistlichen buch, welches der Pater Richter außsuchen solle.

Auf die stellung solle man wohl acht haben, und auf die grimacen mit dem Gesicht.

Bey den Gebett solle Sie allzeit knien, und sich niemahlen anlehnen, keine Famillaritäten sind nicht zu gestatten, jedoch solle sie mit allen Leuthen gnädig sein, der üble Humor gegen denen Cammerleuthen ist besonders verbothen.

Man muß sie nicht gewöhnen sich sehr warm zu halten, oder häcklich zu sein, indehme sie ohnedem aprehenssive ist, aber auch in gegentheil nichts vernachlässigen, sondern gleich mir, der Aja und dem van swieten sagen lassen, wan es auch in der nacht wäre, daß sie krank würde, oder ein anderes accident zustoßete, so muß solches nicht verschwiegen werden.

Wen die Aja nicht mit kan, so solle die Tochter mit beeden Damen spatzieren gehen oder außfahren wan aber die Aja zugegen, ist nur eine Nothwendig außgenomen sie wollte beyde nehmen.

Mit denen 4 kleinen geschwister kan sie umgehen, aber nicht viel mit denen größern, man solle jederzeit wohl acht auff sie haben, wen Sie bey mir oder untern leuthen ist.

Ich möchte daß sie die Spanische Sprach in geheim erlernette."

Schönbrunn le 13. Octobre 1763.

„Comtesse de Lerchenfeld, Vous m'avés demandé une instruction, la voilá en gros, et tirée sur les circonstances presentes: j'ai crû devoir y ajouter quelques points reservés, et vous ouvrir mon coeur. J'ai toujours rendu justice à vos talents, et ma confiance en vous a été entiere: c'est avec la meme confiance, que Je vous rends ma fille; comptés toujours sur moi. Il s'agit non seulement de l'education d'une de mes filles, mais d'une, qui en quatre ans pourroit etre appellée au Trone, pour rendre heureux ou malheureux tout un Royaume, un Epoux, ce qui seroit le moindre, soi meme. Il s'agit de son bonheur et surtout de son salut. Elle aura un Epoux jeune, qui ne connait rien au dessus de lui, ni aucun frein depuis sa plus tendre jeunesse, qui n'a été jusqu'a cette heure appliqué à rien, qui n'a que des flatteurs à l'entour de lui, et des Italiens, ce qui est encore plus dangereux. Je travaille sous main à la Cour d'Espagne, qu'on permette, que j'envoye une ou deux Personnes avec ma fille, mais je m'en doute, et ou trouver des gens pareils, capables

de donner conseil? ils seroient le but de tout le monde, et peut-etre ne seroient-ils pas ecutés des jeunes gens. Je ne saurois vous cacher, que je connois tres bien l'avantage de cette alliance, mais mon coeur materrel en est extremement allarmé: Je regarde la pauvre Josephe, comme un sacrifice de Politique; pourveu que' Elle fasse son devoir envers Dieu et son Epoux, et qu'Elle fasse son salut, dût Elle meme etre malheureuse, se serois contente.

Le jeune Roi ne marque aucune inclination fixe, que pour la chasse et pour les spectacles: il est très-enfant, il n'aprend rien, il ne sait que les mauvais Italien du Païs, et meme très-grossierement, il ignore ce que c'est attention, et il a meme donné des marques de severité et rudesse en plusieurs occasions; il n'est accoutumé qu'a faire sa volonté, il n'a personne, qui puisse ou veuille lui donner une education. Voilà le malheureux etat de ce Prince. On le dit delicat, d'un teint blanc, et tout-a-fait ressemblant a la famille de Saxe: je souhaite, qu'il en aye le coeur. J'aurai en peu de tems une relation ample de cette cour-la: sur celle „fait ou fera et on sait d'ailleurs.“ Tout ce, que je vous marque doit rester pour vous seule, et pour votre direction, pour que vous vous trouviés plus en etat d'imprimer à ma pauvre fille les vertus et les sentiments necessaires pour reussir, ou du moins pour ne pas se

perdre à la cour, ou Elle doit entrer. Vous saurés mieux, que personne, y parvenir, vos talents et votre experience étant au dessus de tout ceci: Taches surtout et avant tout de nourir cet esprit de devotion qu'Elle a „eu si devant" (eigenh.) du moins pour le dehors; qu'Elle reconnaisse qu'il n'y a dans ce monde d'autre ressource et de vraie consolation, que la prierre: qu'Elle n'aye jamais honte d'en faire parade: qu'Elle soit douce, gracieuse. Son visage n'est pas prevenant, ses façons ne le sont non plus, Elle a quelque chose de rude; dans ce Païs-la on veut bien de la douceur. Vous savéz, combien, et dés le premier moment, la Reine defunte a été detestée à Naples ne paraissant pas assez affable.

Qu'Elle n'aye point d'entetement: Elle y inclineroit, Elle est très dissimulée, cela a du bon, surtout dans ce Pais la, mais il ne faut pas pousser la dissimulation trop loin, pour qu'elle n'influe pas sur le caractere et degenere en fausseté, il seroit alors a craindre, qu'en se defiant des honnetes gens, Elle ne prodiguât sa confiance a des petits etres. On doit bien lui precher la douceur et la bonne humeur, et qu'Elle tache de trouver dans son fonds de quoi s'amuser par toute sorte d'ouvrages, lectures, peintures, musique etc. etc. Elle ne verra pas trop de monde à Naples, qu'en grand Public, et faut donc l'accoutumer a se suffire a Elle meme, et a savoir s'amuser. Je dois vous avertir sur ce point, etant

tres mecontente, qu'Elle aime rester à rien: Elle vaudroit toujours courrir d'une chambre à l'autre, et n'achever rien: ce seroit une terrible perspective, l'oisiveté etant un poison pour tout le monde, mais encore plus pour des jeunes mariés. Elle est fort curieuse, c'est un autre point, qui me fait trembler; Elle est asses mechante et rude avec ses gens; Elle distingue la Kinsky, parce-qu'Elle lui jase: Elle sait beaucoup de particularites des Maisons particulieres. Je vous recommande de ne pas souffrir, qu'on en parle devant Elle, ni des arrangements de gouvernement, ni qu'Elle fasse la raporteuse. Elle est trop grande pour une telle petitesse, qui mene au mensonge, „je suis bien aise que la fille vois du monde chez vous ou chez elle dans son cabinet si elle monte dans vos chambres elle sera precedez par un valet de chambre ou huissier qui restera a la porte si on at des ordres a donner pour ne pas laisser aprocher les domestiques, je vous rends cette chere fille de l'aueu de sa majesté l'empereur: et selon ses propres souhaits, vous noublierois jamais que c'est elle qui m'at le plus determinée et que je n'aurois jamais lieu de regretter et de retracter ce choix, vous pouvez conter sur toute ma protection comme si devant."

Marie Therese m. p.

II. Hof-, Civil- und Militairetat und diplomatisches Corps unter Maria Theresia im Jahre 1747 nach den schlesischen Kriegen und im Todesjahre der Kaiserin, 1780.

I. Hofstaat:

Nach dem Bericht des oben erwähnten Touristen von Rotenstein bestand der Hofstaat Marien Theresiens am Schlusse ihrer Regierung aus **2400 hohen und niedern Personen** in activem Dienst und kostete mit den Pensionen **4 Millionen 300,000 Gulden.**

1) Der Obristhofmeisterstab:

1. Obristhofmeister war 1747: Joseph Lothar Dominic Graf Königsegg, zugleich Minister, Generalfeldmarschall und Commandant von Wien, derselbe, der der General „Rasttag" von seinen Soldaten genannt wurde und eine Zeit lang auch Hofkriegsrathspräsident, früher Gesandter in Sachsen und Polen, den Niederlanden, Frankreich und Spanien gewesen war. Er war seit 1743 der Nachfolger des Grafen Franz Anton Starhemberg, des Schwiegervaters von Kaunitz, und starb 1751, achtundsiebzig Jahre alt, als der älteste Minister Maria Theresia's. Ihm folgte der zeitherige Oberkammerherr Graf Johann Joseph, später, 1764 erster Fürst von Khevenhüller-Metsch und seit dem großen Aemterwechsel, der 1753 mit dem Eintreten von Kaunitz eintrat, der zeitherige Staatskanzler Graf Corfiz Uhlefeld. Uhlefeld starb 1769 und sein Nachfolger war der zeitherige „andere Oberhofmeister" Johann Wilhelm, Sohn des er-

sten Fürsten Trautson, mit dem 1775 sein Geschlecht erlosch; er war ein Spezial des Kaisers Franz I. Der Letzte, der unter Maria Theresia als „erster Oberhofmeister seit 1776 fungirte, war der Geheime Rath Joseph Fürst von Schwarzenberg, Sohn des 1732 von Kaiser Carl VI. aus Versehen auf der Jagd erschossenen Fürsten. Er stand bei der Kaiserin und am ganzen Hofe in ganz besonderem Ansehn. Neben Schwarzenberg fungirte beim Schlusse der Regierung Maria Theresia's noch ein „anderer Oberhofmeister" Graf Franz Philipp Sternberg, früher Gesandter in Regensburg und Dresden, Enkel des 1703 gestorbenen Oberstburggrafen, des Stammhalters dieser altböhmischen Familie.

Zum Oberhofmeisterstabe gehörten ferner:

2. Der Obristhofkuchelmeister, 1747: Graf Künigl, 1780: der Geheime Rath Graf St. Julien, ein Spezial des Kaisers Franz I.

3. Der Obristhofstäbelmeister, 1747: Graf Hallweyl, 1780: Graf Schallenberg.

4. Der Obristhofsilberkämmerer, 1747: Johann Albert Graf Althann, 1780: Graf Franz Dietrichstein.

5. Der Hofuntersilberkämmerer, 1747: Johann Daniel von Moser.

Folgten:

6. Die zwei Hofprediger, der Oberhofcaplan, der Hof- und Burgpfarrer und die übrigen Capläne — gegen zwanzig.

7. Der Geheime und Hof-Secretair, 1747: Johann Ignaz Edler von Wolffscron.

8. Der Präfect der Hofbibliothek war seit 1745: Gerhard von Swieten, der große Leibarzt, 1780: Franz von Kollar.

9. Der Burggraf: Johann Anton von Schießl.

10. Der Hof- und Kammer-Musik-Director, 1747: Adam Philipp Graf Losy, später auch Oberhofbauintendant, ein Spezial des Kaisers Franz I., 1780 nicht besetzt. Die Kapelle bestand aus 340 Personen.

Endlich die Hofgarden:

11. Der Arcieren- oder Hatschier-Hauptmann, 1747: Heinrich Joseph Dietrich Graf Daun, 1780: Generalfeldmarschall Graf Anton Colloredo.

12. Der Trabantenhauptmann, 1747: Caspar Fernandez Graf Cordua, 1780: Generalfeldmarschall Graf Thierheim.

1. Die Arcieren-Garde bestand aus funfzig Köpfen, dazu die Ober- und Unteroffiziere, sechs Trompeter und ein Pauker. Uniform: rothe Röcke mit schwarzen Sammetaufschlägen, strohgelbe Westen und Flügelröcke darüber von schwarzem Tuch mit gelbseidnen Borden.

2. Die Trabanten-Garde bestand aus vierzig Köpfen, dazu die Ober- und Unteroffiziere und ein Trommelschläger. Uniform: erdgrau mit

schwarzen Sammetaufschlägen. Sie verrichtete den Dienst auf den Lustschlössern.

Zu diesen zwei alten Hofgarden kamen unter Maria Theresia noch drei neue:

3. Die adelige Arcierenleibgarde: achtzig Mann, alle mit Oberlieutenantsrang, dreizehn Oberoffiziere, neunzehn Unteroffiziere, zwei Oberknechte, dreiundvierzig Reitknechte, vierundzwanzig Livreebediente, sechs Trompeter und ein Pauker. Uniform: rothe Röcke mit schwarzen Sammetaufschlägen und goldnen Schlingen, Karabinerriemen und Patrontaschen von schwarzem Sammt mit Gold bordirt, Pferdedecken strohgelb mit Gold gestickt. Diese neue Garde verrichtete den Dienst mit der ungarischen Leibgarde in der zweiten Vorkammer, dem s. g. Bataillenzimmer bei Hofe. Hauptmann war 1780: Graf Anton Colloredo, zugleich Hauptmann der alten Arcierenleibgarde.

4. Die adelige ungarische Leibgarde: sechzig Köpfe, jeder mit Unterlieutenantsrang und Zutritt zum Appartement, zwölf Ober-, acht Unteroffiziere, sechs Trompeter, ein Pauker, ein Oberknecht, dreiunddreißig Reitknechte und noch drei Personen. Uniform: die ungarische Landestracht, roth mit silbernen Schnüren und feinem grauen Pelzwerk, grünseidne Gürtel mit silbernen Knöpfen, Säbel- und Patronentaschen, Karabinerriemen und Pferdezeug grün mit Silber, Säbel und Karabiner mit Silber beschlagen.

Dazu Tigerhäute über die Uniform, an silbernen Ketten hängend, und an den Mützen weiße Reiherbüsche. Alle Pferde Schimmel. Diese prächtige ungarische Nobelgarde — zu der das Land 80,000 Gulden zahlte — begleitete den Hof bei Spazierfahrten, Jagden zu vier und vier Mann hinter dem Wagen und stand in der Burg in der zweiten Vorkammer. Capitain war der Geheime Rath und Generalfeldmarschall Fürst Nicolaus Esterhazy: er erschien an den Gallatagen, besonders bei der berühmten Neujahrs-Cour mit einem Schmucke über eine Million an Werth.

5. Die Leibgarde zu Fuß: sechzig Mann, acht Ober- und Unteroffiziere, vier Spielleute. Uniform: hechtgrau mit schwarzem Sammet. Hauptmann: Graf Thierheim, zugleich Hauptmann der alten Trabanten-Garde.

Noch standen unter dem Oberhofmeisterstab:

32 Mundschenken, alle vom Ritterstande,

4 Küchenaufseher, 7 Mundköche, 3 Mundköchinnen, 28 andere Köche und die Schaar der Gehülfen.

14 Hof-Couriere.

2) Obristkämmererstab:

1. Der Obristkämmerer war 1747: Johann Joseph Graf Khevenhüller-Metsch, später eine Zeit lang Obristhofmeister und erster Fürst; 1765—1775: Heinrich Fürst von Auersperg, ein Spezial des Kaisers Franz, und 1780: Graf

Franz Rosenberg, ein Spezial Joseph's II. — Der Kämmerer waren am Schluß der Regierung Maria Theresia's gegen 1500.

2. Die Beichtväter, darunter der Jesuitenpater Ignatius Campmillr, eine sehr einflußreiche Person war: er rieth zur Wiedereroberung Schlesiens mit der Bibelstelle: „Wenn Ew. Maj. Glaube nur so groß als ein Senfkörnlein ist."

3. Der Geheime Cabinets-Secretair, 1747: Ignaz Edler von Koch, Hofrath, durch sein Amt eine der wichtigsten Personen bei der Kaiserin, 1780: Baron Carl Joseph Pichler, Gemahl der Schriftstellerin.

4. Die beiden Leibmedici, darunter seit 1745 der große Gerhard von Swieten.

5. Der Geheime Kammer-Zahlmeister, 1747: Carl Joseph Edler von Dier, 1734 geadelt, ebenfalls als Gnaden- und Almosenspender eine wichtige Person. Er starb sehr reich und seine Erbschaft erhielt die Familie Doblhoff. Auch sein Nachfolger Johann Adam Edler von Mayr ward 1764 „aus höchsteigner Bewegung" geadelt.

6. Der Schatzmeister, 1747: Johann von Schwingheim.

Noch standen unter dem Obristkämmererstab:

57 Kammerdiener, 3 Kammerfouriere, 14 Kammerheizer, 34 Vorkammer-Thürhüter, 10 Kammer-Trabanten.

Die Zimmerwärter und Schloßhauptleute mit ihrem Dienst, über 300 Personen.

3) Obristhofmarschallstab:

1. Obristhofmarschall war von 1745—1754, wo er resignirte, Carl Max Philipp Fürst Dietrichstein, 1780: der Geheime Rath Graf Eugen Wrbna von Freudenthal.

2. Obrist-Hofquartiermeister, 1747: Franz Raison von Klöckersfeld.

4) Obriststallmeisterstab:

1. Obriststallmeister bis 1765, wo er Oberstkämmerer ward: Heinrich Fürst Auersperg, der Spezial Kaisers Franz I., 1780: Graf Johann Carl Dietrichstein, Sohn des Oberhofmarschalls.

2. Edelknabendirector, 1747: Leopold von Huyn.

Noch standen unter dem Oberstallmeisterstab: 8 Sattelknechte, 7 Feldbereuter, 8 Büchsenspanner, 65 Leiblaquais, 13 Laufer, 18 Heiducken, 121 Reitknechte, 143 Kutscher, 39 Postknechte, 24 Sänftenknechte.

5) Obristhof- und Landjägermeisteramt:

Obrister Hof- und Landjägermeister, 1747: Carl Anton Graf Harrach, 1780: der erste Fürst Clary.

Unter ihm standen 151 Personen: 68 Jäger, 10 reitende Jäger, 32 junge Jäger u. s. w.

6) Obristhoffalkenmeisteramt:

Obristhoffalkenmeister, 1747: Carl Anton Graf Harrach, 1780: der Oberküchenmeister Graf St. Julien. Zum Falknereidienst gehörten wieder 41 Personen.

Hierzu kamen noch 1747:

7) Der k. k. andere Obersthofmeister: Johann Wilhelm Fürst Trautson, dem der oben genannte Graf Sternberg folgte.

8) Der Kaiserin Oberhofmeisterin: Marie Charlotte verwittwete Gräfin Fuchs, ihre Favoritin.

9) Die Fräulein-Oberhofmeisterin: Maria Rebecca verwittwete Gräfin Philippi.

10) Die Aja der jungen Erzherzoge und Erzherzoginnen: Marie Catharine verwittwete Gräfin Saurau.

Dazu: 10 Hofdamen, 9 Kammerfräulein und noch 60 andre Frauenzimmer.

Und endlich 11) der Hofstaat der verwittweten Kaiserin Elisabeth von Braunschweig, die 1750 starb.

1. Obristhofmeister: Carl Ferdinand Graf Königsegg-Boischot oder Erps, der Präsident des Münz- und Bergwesens ward. (Siehe unten.)

2. Obristkuchelmeister: Ludwig Graf Baquera.

3. Obristsilberkämmerer: Niclas Graf Hamilton.

4. Der Beichtvater, Hofprediger ꝛc.

5. Der Hatschier- und Trabantenhauptmann: Christian Heinrich Graf Schönburg, ein Sachse, der 1729 katholisch geworden war.

6. Der Obriststallmeister: Franz Anton Fürst Lamberg.

7. Die Obristhofmeisterin: Marie Jos. Ant. verwittwete Gräfin Paar.

8. Die Fräulein-Hofmeisterin: Marie Anne Gräfin Wildenstein.

II. Civilstaat:

1. Die s.g. Conferenz, die Ministerconferenz, bildeten 1747: der alte Geheime Rath, Oberhofmeister und Generalfeldmarschall Graf Königsegg, der Staatskanzler Graf Uhlefeld, der böhmische Kanzler Graf Harrach, der Reichsvicekanzler Graf Colloredo, der Finanzminister Graf Kinsky und der Oberkammerherr Graf Khevenhüller. Als Kaunitz Staatskanzler ward, 1753, bildeten die Conferenz: Oberhofmeister Graf Uhlefeld, Kaunitz, Feldmarschall Graf Batthiany, Reichsvicekanzler Graf Colloredo, Oberkammerherr Graf Khevenhüller und als Reichsconferenzminister der Reichshofraths-präsident Graf Harrach. Diese Ministerconferenz, in der Kaiser und Kaiserin oft präsidirten, kam aber seit Kaunitz' Eintritt nur sehr selten zusammen.

2. Der Reichshofrath:

Präsident war 1747 noch der alte Johann Wilhelm Graf Wurmbrand, Geheimer Staats- und Conferenzminister, der 1750 starb. Es folgte seit 1750 Graf Ferdinand Harrach. 1780: Baron Hagen.

Reichshofvicekanzler, 1747: Rudolf Joseph Graf Colloredo, Geheimer Rath und Con-

ferenzminister, 1780 derselbe, seit 1763 erster Fürst Colloredo. Sein Gehalt war: 20,000 Gulden und viele Accidentien, welche, wie Graf Podewils berichtet, den fixen Gehalt bis zu nahe 100,000 Gulden erhöhten.

Vicepräsident, 1747: Anton Esaias, seit 1734 erster Graf Hartig, Geheimer Rath, 1780: Graf Ueberacker.

Dazu 1747: Sieben Reichshofräthe vom Grafen- und Herren- und neun vom Ritter und Gelehrten-Stande. Von jener Gattung der Räthe sagt Baron Fürst: „Ich habe junge Leute ohne die mindeste Erfahrung eintreten sehen, man wählt aus ihnen die Gesandten an fremde Höfe. Ein Mensch, der seinen Blick dahin gerichtet hat, studirt mit nichten Bartolus und Baldus. Außerdem sind diese Mitglieder größtentheils zugleich kaiserliche Kämmerer: während der vierzehn Tage, wo sie den Dienst haben, müssen sie den Faden der Geschäfte verlieren." Von den gelehrten Räthen sagt Fürst: „es sind großentheils feile Seelen." Und vom ganzen Reichshofrath sagt er: „Die Hinneigung des Kaisers ist das höchste Gesetz."

3. Die Geheime Hofkanzlei:

Reichshofkanzler: Rudolf Joseph Graf Colloredo.

4. Die Geheime Hof- und Staatskanzlei, 1747:

Geheimer Hof- und Staatskanzler: Anton Corfiz Graf Uhlefeld.

Geheimer Staats-Secretair war 1727: bis 1753 Johann Christoph Freiherr von Bartenstein.

Dazu 1747: Dreiundzwanzig wirkliche Geheime Räthe und fünf Titular-Geheime Räthe von der letzten Ernennung 1745.

Seit 1753 fungirte als Geheimer Hof-, Haus- und Staatskanzler: Graf Kaunitz. Unter ihm als Referendar: Friedrich von Binder, Edler von Krieglstein, und als Secretaire: Heinrich Gabriel von Collenbach, Joseph Philipp de Malechamps für das italienische und Johann Jacob Edler von Dorn für das niederländische Departement, alle selbst von Kaunitz ernannt.

5. Der Hofkriegsrath:

Präsident, 1747: Johann Joseph Philipp Graf Harrach, Geheimer Rath und Generalfeldmarschall; 1780: Graf Haddick (der im siebenjährigen Kriege Berlin einnahm).

6. Das kaiserliche Camerale:

Präses der Wiener Ministerial-Banco-Deputation war 1747: Philipp Joseph Graf Kinsky, Gundacker Starhemberg's Nachfolger seit 1745 als Finanz-Conferenz-Minister, früher Gesandter in London, dann böhmischer Kanzler, ein Hauptfeind des großen Friedrich, gest. 1749. Nach den Depeschen des Grafen Podewils war er bei der Kaiserin von großem Einfluß und ein furchtbarer Ueberwacher des Contrebandehandels, da ihm der dritte Theil von den confiscirten Waaren zufiel. Ihm folgte

der oben mit den Personalien aufgeführte Schlesier Graf Haugwitz.

Director des Civil- und Cameral-Departements zu Mailand: Ferdinand Aloys Graf Kolowrat-Krakowsky.

Hierzu kamen:

7. Die vereinigte böhmisch-östreichische Hofkanzlei seit Haugwitz' Reform, dem der Böhme Choteck 1765 folgte und diesem 1771 Graf Blümigen.

8. Der Staatsrath in inländischen Geschäften, seit dem Jahre 1771. Es bildeten ihn 1780: Fürst Kaunitz, Fürst Starhemberg, früher Gesandter in Paris, jetzt in Brüssel, Graf Carl Friedrich von Hatzfeld als „Dirigirender erster Staatsminister in inländischen Geschäften," dessen Personalien oben vorgekommen sind, und Graf Ludwig Zinzendorf, einer von der evangelischen Familie des Stifters der Herrnhutergemeinde, convertirt seit 1739.

Endlich als eine dritte und vierte neugebildete Behörde:

9. Die oberste Justizstelle seit 1754. Justizpräsident war seit 1779 der Geheime Rath Graf Christian August Seilern, ein Großneffe und Adoptivenkel des ersten Grafen und obersten Kanzlers, vorher Gesandter in London und Regensburg.

10. Das Münz- und Bergwesens Directions-Hofcollegium unter Graf Carl Ferdinand von Königsegg-Boischot oder Erps, Gemahl der Helene Hyazinthe von Boischot,

Schwester des letzten Grafen von Erps, Neffe des Obristhofmeisters und Generalfeldmarschalls. Er stand lange als Gesandter im Haag, wo er sein niederländisches Besitzthum erheirathete und das goldne Vlies erhielt. „Er ist," sagt Baron Fürst in seinem Wiener Hofberichte, „einer der geschicktesten und arbeitsamsten Minister der Kaiserin. Man sieht ihn nicht, wie die andern Minister, bei Hofe oder in den Assembléen oder auf den Jagden; er will in Allem mit eignen Augen sehen; es giebt keinen so arbeitsamen Departementschef in Wien, wenn er eine Stunde Zeit hat, so reitet er aus oder besucht seine alte Gebieterin Gräfin Palfy." Er starb 1759, wie Haugwitz, Choteck und Hatzfeld, ohne Söhne. Seine beiden Töchter waren an die Grafen Zierotin und Neipperg vermählt.

Oberste Behörden für die Provinzen.

1) Ungarn: Palatin 1747: Graf Johann Palfy, 1780: Locumtenens: Herzog Albert von Sachsen-Teschen.

2) Böhmen, 1747 war Großkanzler der böhmischen Hofkanzlei Friedrich Graf Harrach, Geheimer und Conferenz-Rath, der oben aufgeführte Concurrent Uhlefeld's um den Staatskanzlerposten, le ministre le plus èclaire de tous, wie ihn Graf Podewils nennt, und den Bartenstein nicht auffkommen ließ.

Obristburggraf, 1747: Johann Ernst Anton Graf Schaffgotsch.

3) Niederöstreich: Obrister Hof- und Staatskanzler 1747: Graf Uhlefeld.

Hofkanzler: Johann Friedrich Graf Seilern, der Sohn des famosen ersten Grafen.

Statthalter: Johann Joseph Graf Khevenhüller.

4) Niederlande: Generalstatthalter war 1747 die Erzherzogin Elisabeth und seit 1750 Prinz Carl von Lothringen, der Generalissimus. 1747 fungirte als Premierminister der spätere böhmische Kanzler Graf Friedrich Harrach, Sohn des jüngeren spanischen Gesandten, seit 1750 Herzog Leopold von Aremberg, seit 1754 Graf Carl Cobenzl, Vater des Staatskanzlers Ludwig, seit 1770 Graf, später Fürst Georg Starhemberg, früher Gesandter in Paris und nachheriger Oberhofmeister.

5) Italien: Als Hofcommissair und Großkanzler fungirte zu Mailand: Graf Carl Firmian in den Jahren 1759—1782, bekannt durch seine Landesverwaltung und als Mäcen der Gelehrten und Künstler.

III. Militairstaat:

Generalissimus war 1747: Prinz Carl von Lothringen, Schwager Maria Theresia's, ihr geliebter Schlachtenverlierer.

Siebenundzwanzig Generalfeldmarschälle: der älteste war der Palatin Palfy, von der Ernennung von 1707 und die drei berühmtesten: Graf Daun und Graf Lascy (Feldmarschall seit 1763),

die das preußische Exercitium einführten und Fürst Wenzel Liechtenstein, der Schöpfer der östreichischen Artillerie, gest. 1773, sechsundsiebzig Jahre alt.

Zwölf Generale von der Cavallerie.

Neunzehn Generalfeldzeugmeister.

Dreiundsiebzig Generalfeldmarschall-lieutenants.

1767, vier Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, fungirten:

Generalissimus: Prinz Carl von Lothringen.

Siebenundzwanzig Generalfeldmarschälle.

Neunzehn Generale der Cavallerie.

Dreißig Generalfeldzeugmeister.

Sechsundachtzig Generalfeldmarschall-Lieutenants.

160 Generalfeldwachtmeister.

Am Schlusse der Regierung Maria Theresia's gab es nicht weniger als **367 Generale.**

Dazu kam noch: die Reichsgeneralität, die die in den Jahren 1747 und 1767 aus folgenden Personen bestand:

1747: zwei Reichsgeneralfeldmarschälle:
Der alte Dessauer seit 1734 und
Prinz Carl von Lothringen seit 1746.

1747: vier und 1767: drei Reichsgeneralfeldzeugmeister.

1747: ein und 1767: zwei Reichsgenerale von der Cavallerie.

1747: zwei Reichsgeneralfeldmarschall-lieutenants.

1767: drei Reichsgenerale der Infanterie.

Vor dem siebenjährigen Kriege bestand nach Fürst die östreichische Armee aus **200,000 Mann** und kostete **vierzehn Millionen Gulden.**

I. Infanterie, jedes Regiment zu 2408 Mann.
Neununddreißig deutsche Regimenter,
ein spanisches,
fünf wallonische,
neun ungarische und ein ungarisches Bataillon,
zusammen 130,689 Mann.

II. Cavallerie, jedes Regiment Cuirassiere und Dragoner zu 812 Mann, Husaren 610 Mann.
Achtzehn Regimenter Cuirassiere,
zwölf „ Dragoner,
zehn Regim. Husaren, zusammen 30,478 Mann.

III. Unregelmäßige Ungarn, Croaten, Grenzer rc.
zu Fuß: 36,088,
zu Pferd: 5024.
Summa: 202,279 Mann.

IV. Diplomatisches Corps unter Maria Theresia und Kaunitz.

I. Oestreichische Gesandtschaften in Deutschland:

1. Gesandtschaft beim Reichstage zu Regensburg:

1747 fungirte als kaiserlicher Prinzipal-Commissar: Joseph Wilhelm Ernst Fürst von Fürstenberg.

Concommissar: Carl Joseph Baron von Palm, Geheimer Rath, der früher in London und Lissabon war, seit 1750 erster Graf seines Geschlechts, der Vater des 1783 von Joseph II. creirten ersten Fürsten.

1767: Alexander Ferdinand Fürst von Thurn und Taxis (Schwager des regierenden Herzogs Alexander von Würtemberg).

Concommissar: Graf August Friedrich Seidewitz, Reichshofrath, seit 1743 erster Graf seines Geschlechts.

1780: Carl Anselm Fürst von Thurn und Taxis, seines Vorgängers Sohn, Schwager des Herzogs Carl von Würtemberg.

Concommissar: Ludwig Baron Lehrbach, seit 1781 erster Graf seines Geschlechts, der famose Anstifter des französischen Gesandtenmords auf dem Rastadter Congresse.

2. Gesandtschaft in Berlin:

1740 kam Graf Carl Batthiany, der nachherige Fürst, um zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, als Env. extr. und bis zum Ausbruch des Kriegs: General Marchese Botta d'Adorno.

Nach dem Dresdner Frieden fungirte:

Graf Johann Choteck, der Generalfeldzeugmeister, Bruder des Ministers Rudolf, der damals gleichzeitig in München Gesandter und wie dieser ein Liebling Maria Theresia's war.

Nach dem Breslauer Frieden fungirte:

1746, 1747 General von Bernes,

1751 bis zu Ausbruch des Kriegs am 10. September 1756, auch nachdem Kaunitz 1753 in das Staatskanzleramt eingetreten war: Generalfeldwachtmeister Graf Puebla.

Während dieser Zeit in den Jahren 1751—1756 fungirte als Legationssecretair der Kaiserin in Berlin Leopold Baron von Weingarten, der vor Ausbruch des Kriegs an Friedrich den Großen geheime Mittheilungen machte. Die Verrätherei dauerte drei Jahre, als sie entdeckt ward, begehrte der Wiener Hof Weingartens Auslieferung, sie ward von Friedrich verweigert.

Nach dem Frieden gingen als Gesandte nach Berlin:

1764 Graf Anton Gotthard Schaffgotsch: er meldete die Kaiserwahl Joseph's II.

Baron Riedt, Generalfeldmarschall, Min. plen.

1765 Baron Nugent, General-Feldmarschall, seit 1778 Graf, Min. plen.

1767 Graf Waldosotto, Generalmajor, Min. plen.

In den siebziger Jahren bis zu Ausbruch des baierischen Erbfolgekriegs fungirten Baron Swieten und Graf Cobenzl.

Baron Gottfried von Swieten, der Sohn des berühmten Leibarzts, war früher Gesandter in Warschau und später Hofbibliothekspräfekt. „Man thäte ihm Unrecht, sagt ein Brief des dänischen Diplo-

mates Hennings aus Berlin vom 14. Decbr. 1772*), wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copire. Wie dieser weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das giebt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofs, den er als primus inter pares vertritt, und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König selbst unterhandelt."

Graf Ludwig Cobenzl war früher Gesandter in Copenhagen, dann in Petersburg und wurde 1801 Staatskanzler.

Nach dem Teschner Frieden kam und fungirte noch beim Tode der Kaiserin:

Baron Carl von Rewiczky, Maltheserritter und Kämmerer, seit 1773 erster Baron und seit 1787 erster Graf seines Geschlechts, als außerord. Ges. und gevollm. Min. Er war, wie Swieten, früher Gesandter in Warschau, später in Neapel. Rewiczky war ein geborner Ungar und gehörte zu den gelehrten Diplomaten. Er war selbst im Orient gewesen und verstand die orientalischen Sprachen, außer diesen noch besonders griechisch und lateinisch, dann ungarisch, polnisch, deutsch, italienisch, französisch und englisch — in allen diesen Sprachen vermochte er sich auch

*) Mitgetheilt im Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. März 1851.

schriftlich auszudrücken. Seine berühmte Bibliothek von Classikern verkaufte er bei seinem Aufenthalt in England an den Lord Spencer. So stark Rewiczky mit der Gabe der Gelehrsamkeit bedacht war, so wenig war er es mit der Gabe des Muths. Der berühmte nachherige Staatskanzler Thugut verbat sich daher, als man ihn ihm bei den Friedensverhandlungen zwischen der Pforte und Rußland vor dem Abschlusse zu Kudschuk-Kainardge zum Collegen geben wollte, mit den Worten: „Rewiczky ist eben so geschickt als furchtsam: er erblaßt schon beim bloßen Namen der Pest und wird Anstand nehmen, bei scharfem Winde die Meerenge von Constantinopel zu befahren.“

3. Gesandtschaft in Dresden:

1747 Graf Nicolaus Esterhazy; früher Gesandter in Copenhagen und Warschau, später in Madrid und zuletzt in Petersburg. Er ist der Stammvater der jetzigen gräflichen Familie zu Totis, die durch ihre Ahnfrau merkwürdig sich gemacht hat. Die Gemahlin des Grafen Nicolaus Esterhazy seit dem Jahre 1744 war die famose Polin Anna Christ, Tochter eines Kaufmanns in Warschau und der noch famoseren Krakauerin Madame Christ, der Fürst Theodor Lubomirsky hatte sie adoptirt und sein Stallmeister sie erzeugt. Unter der Aegide der Lubomirsky'schen Adoption erschienen die Gräfin Esterhazy, die ihr Gemahl, als er auf den Petersburger Posten sich begab, in Wien zurückgelassen hatte und ihre Mutter, der Schwierigkeiten zum Trotz, die man sonst in Wien in dieser Hinsicht machte, bei der

Kaiserin zu Hofe und allenthalben in der ersten Gesellschaft des östreichischen Adels. Esterhazy schloß die Allianz mit dem Petersburger Hofe zum siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen und starb 1764, dreiundfunfzig Jahre alt. Der selbst hocharistocratische Großkanzler Fürst nennt ihn in seinem Wiener Hofberichte „einen Mann von Geist, reich und wohlgebildet."

Ganz anders und weit bemessener hatte Graf Podewils die Epitheten für den Grafen Esterhazy gestellt und ich schalte seine Schilderung ein, um einmal eine völlige Anschauung von der Gestalt eines östreichischen Diplomaten zu geben, der als grand Seigneur im vollkommensten Style des achtzehnten Jahrhunderts gar große Figur machte und sich schon in seinen dreißiger Jahren einen gewissen Ruf in Europa verschafft hatte, welcher Friedrich den Großen veranlaßte, den Grafen Podewils zu beauftragen, ihm eine Skizze von diesem Löwen zu geben. Des Grafen Depesche an seinen großen König, der „nur aus Curiosität" das Portrait begehrt zu haben ausdrücklich nacherklärte, ist vom 27. December 1747:

„Der Graf Esterhazy, dessen Portrait zu entwerfen E. Maj. mir befohlen hat, ist ohngefähr fünfunddreißig Jahre alt, von über das Mittelmaaß gehender, wohlgebauter, aber etwas voller Gestalt. Er hat ein breites aufgedunsenes Gesicht. Seine Augen sind sanft und ziemlich groß. Der Rest seiner Züge hat nichts Merkwürdiges und bildet eine ziemlich gefällige Physiognomie. Er trägt sein eignes Haar und trägt

große Sorgfalt dafür. Sein Benehmen ist kalt und hochmüthig und seine Manieren gar nicht einnehmend."

„Sein Geist ist oberflächlich, er besitzt wenig Urtheil und noch weniger Lebensart."

„Der Fond seines Charakters ist ein ungemessener Stolz, dessen Quelle eine über alle Grenzen gehende Selbstliebe ist; diese ist das Princip aller seiner Handlungen und es giebt nichts, was er ihr nicht opfert. Er hält sich für ein profundes Genie und für einen der geschicktesten Diplomaten seiner Zeit. Er spricht ungemein gern von der Geschicklichkeit, mit welcher er die Geschäfte, die durch seine Hände gegangen sind, geführt haben will. Nicht weniger piquirt er sich als schöner und starker Geist zu gelten und läßt zu den, um diese Rolle zu spielen nöthigen Talenten, die er sehen läßt, noch eine offene Religionsverachtung hinzutreten. Eifersüchtiger auf den Ruf ein gewandter, als ein Ehrenmann zu sein, ist er gar nicht delicat in den Mitteln, um zu seinen Zielen zu kommen. Sclave seines gegebenen Worts ist er keineswegs, es kostet ihm eben so wenig, sein Wort zu geben, als es zu brechen."

„Er hat erst in der Armee gedient und war Capitain bei den Husaren, als er den Kaiser in die türkische Campagne begleitete. Er attachirte sich ganz besonders an diesen Prinzen und quittirte, nachdem er sich bei ihm insinuirt hatte, den Militairdienst, um an den Hof zu kommen, wo er Kämmerer wurde. Kurze Zeit nachher ward er nach Portugal geschickt, um ein Compliment bei Gelegenheit der Geburt einer der Erz-

herzoginnen zu überbringen. Der Kaiser fuhr fort, sich zu seinen Gunsten zu interessiren, er ließ ihn zum Geheimen Rath und Gesandten am Dresdner Hofe ernennen."

„Kaum war er hier installirt, als er ganz offen Profession von der Religionsspötterei machte und selbst piquante Raillerieen über die Bigotterie dieses Hofes ausließ. Darauf beschränkte er sich nicht; er führte, da er es sich zum Ziel gesetzt hatte, sich verhaßt und verächtlich zu machen, ganz öffentlich ein grobes Debauchen-Leben. Er hatte unterschiedliche Abentheuer, die Eclat machten und vollends alle Welt gegen ihn aufbrachten. Bei einem Balle, den der sächsische Hof alljährlich den Subalternoffizieren giebt und wobei die königliche Familie und die Vornehmsten vom Adel ohne Maske erscheinen, erschien der Graf Esterhazy, am Arme eine sehr gut gekleidete Person führend. Jedermann war neugierig zu erfahren, wer die Schöne sei, die ihn begleite. Man intriguirte sich und erfuhr schlüßlich, daß es eine Prostituirte sei, die er aus ihrem schlechten Orte herausgeholt habe. Der Hof war darüber nicht wenig piquirt und es ward berathschlagt, sie heraus schaffen zu lassen. Er unterhielt diese würdige Maitresse noch geraume Zeit in seinem Hause, trotz des Aufsehns, das dieses Abentheuer verursacht hatte. Darauf nahm er eine andere an, die ihm nicht weniger zu schaffen machte. Einer seiner Bedienten, ein Franzose von Geburt, fand ihn dereinst mit seiner Frau eingeschlossen, brach die Thüre ein und wollte sie mit Gewalt aus seinen Armen reißen.

Der Graf Esterhazy weigerte sich sie zurückzustellen, der Domestique nahm sich kein Blatt vor den Mund und es gab einen sehr heitern Streit, der aber keineswegs zu Ehren des Herrn ausschlug. Der Bediente stellte sich unter den Schutz des französischen Gesandten und der Graf ward genöthigt, ihm eine ansehnliche Abfindungssumme zu geben. Darauf verliebte er sich in ein polnisches Fräulein von der Familie Tzschasky, wenn ich nicht irre, er machte ihr einen Heirathsantrag und erhielt das Jawort. Alle Welt sah die Sache für abgemacht an, als der Graf sich auf einmal wieder anders besann und die weit reichere Tochter des Fürsten Lubomirsky heirathete. Diese Umkehrgeschichte machte großen Lärm und das Volk in Warschau, vielleicht durch die Verwandten der Tschaska aufgereizt, warf ihn mit Koth, wenn er durch die Straße fuhr. Wenn auch die 200,000 Gulden, die ihm seine Frau zur Mitgift brachte, etwas sehr Schmeichelhaftes waren, so wurde er doch auf der andern Seite durch die Dunkelheit ihrer Herkunft mortificirt: ihr Vater war Stallmeister beim Fürsten Lubomirsky. Allerdings hatte sie dieser adoptirt, aber der Kaiser hatte die Adoption nicht bestätigt. Man wirft dem Grafen vor, daß er, um diesem Mangel abzuhelfen, versucht habe, ein Diplom zu verfertigen und die Unterschrift des verstorbenen Kaisers Carl VI. nachzumachen. Wie es auch um diesen Vorwurf beschaffen sein mag, seine Denkungsweise und sein großer Mangel an Delicatesse in diesem Capitel haben ihn sehr wahrscheinlich gemacht. Eines Tags äußerte er

den lebhaften Wunsch, eine gewisse geheime Piece eines fremden Gesandten in Dresden zu haben, dieser vertraute sie ihm unter der Bedingung, sie dem sächsischen Hofe nicht mitzutheilen. Der Graf gab darauf nicht nur sein Wort, sondern bestätigte dasselbe noch mit den furchtbarsten Schwüren. Wenige Stunden darauf erfuhr der Minister, daß Esterhazy die Schrift dem sächsischen Minister mitgetheilt habe. Er verzankte sich auch mit dem englischen und sardinischen Gesandten in Dresden und zog sich hier den Haß und die Verachtung von aller Welt zu. Während seines Aufenthalts in Sachsen, hat ihn sein Legationssecretair Lonay sehr in den Geschäften unterstützt. Zum Privatsecretair nahm er in Dresden einen gewissen Löschenkohl, der sich sehr bei ihm einschmeichelte, indem er zu seinen Debauchen behülflich war und der noch sehr stark in seinem Vertrauen ist. Es ist ein kleiner buckliger Mensch, ein Taugenichts, aber der Geist besitzen soll. Man beschuldigt ihn auch, daß er durch die, nachher von ihm desavouirten Insinuationen zu den Mißverständnissen des Wiener und Dresdner Hofs Veranlassung gegeben hat, was seinen Rappel zur Folge hatte. Man wirft ihm auch vor, daß er um das Geschenk, das die Gesandten gewöhnlich bei ihrem Weggang erhalten, sollicitirt haben soll. Er hinterließ in Dresden 15,000 Gulden Schulden, aber der Kaiser hat ihm Geld vorgestreckt, um sie zu bezahlen. Fast alle Welt wundert sich über die Gunst, in der er bei dem Kaiser steht. Ich glaube sie stützt sich zum großen Theil auf die seines Bruders,

mit dem Spitznamen Quinquin, den der Kaiser sehr liebt."

Nach Esterhazy fungirte noch vor dem siebenjährigen Kriege in Dresden:

Graf Philipp Sternberg. „Er scheint, schreibt der Kanzler Fürst, kein grosses Genie zu sein. Seine Gemahlin', Schwester des Gesandten in Paris Grafen Starhemberg, hat mehr Geist, als er, sie nimmt sogar Theil an den Geschäften." Diese Gräfin Sternberg war ein Mitglied im Geheimen Hausconseil des sächsischen Premiers Brühl und von außerordentlichem Einfluß am Dresdner Hofe.

Nach dem Hubertsburger Frieden war beim Dresdner Hofe accreditirt bis 1767:

Graf Franz Gundacker Colloredo, Kämmerer und Reichshofrath, ein Sohn des nebst Kaunitz in den auswärtigen Geschäften gebietenden Reichsvicekanzlers und ersten Fürsten Colloredo. Er ward später Gesandter in Madrid bis 1771, dann kaiserlicher Prinzipalcommissar beim Reichskammergericht zu Wetzlar und folgte dann seinem Vater als Reichsvicekanzler. Er war seit 1771 der Gemahl der Erbtochter des letzten Fürsten von Mansfeld-Fondi und starb erst 1807 als erster Fürst von Colloredo-Mansfeld.

Ihm folgte Graf Franz Joseph Wurmbrand, ein Schwiegersohn des Grafen Emanuel de Sylva Tarouca, früher Gesandter in Dänemark, später in Neapel.

Beim Tode der Kaiserin war Gesandter in Dresden:

Geheimer Rath, Graf Franz Hartig, gevollmächtigter Minister, Sohn des 1768 gegraften Adam Franz, von der böhmischen Linie und Schwiegersohn des nachherigen Cabinetsministers Franz Colloredo. Er fungirte in Dresden bis 1793.

4. Gesandtschaft in München:

Diese versah bis zum Jahre 1746: Rudolf Graf Choteck, derselbe, der nachher Bankopräsident ward und dessen Personalien umständlich oben vorgekommen sind.

Ihm folgte Graf Frankenberg.

Im Jahre 1754, als der Kanzler Fürst in Wien war, fungirte als östreichischer Gesandter in München: Baron Johann Wenzel Widmann. „Er ist, sagt Fürst, von nichts weniger, als guter Abkunft, wird aber sehr in Wien ausgezeichnet. Ein aufgeweckter, lebhafter und geschickter Mann. Bei seiner letzten Anwesenheit in Wien hat er seine Maaßregeln so klug zu nehmen gewußt, daß ihn die Kaiserin eine Zulage von 3000 Gulden zugestand." Aretin hat Depeschen aus München von ihm aus den Jahren 1750—1753 im sechsten Bande seiner Beiträge mitgetheilt, welche die so wenig bekannte bairische Hofgeschichte einigermaßen illustriren.

1767 versah die Münchner Gesandtschaft: der Geheime Rath und Kämmerer Graf Podstadzky Liechtenstein. Er war zugleich als gevollmächtigter Minister beim bairischen und schwäbischen Kreise beglaubigt. Endlich beim Tode der Kaiserin 1780 fun-

girte der Geheime Rath und Feldzeugmeister Baron Ried, zugleich beim schwäbischen und fränkischen Kreise accreditirt.

5. Gesandtschaft in Hannover:

1747: Baron Wolfgang Sigmund von Jaxtheim. Die Gesandtschaft scheint seit König Georg III., der nie nach Deutschland gekommen ist, eingegangen zu sein: in den Staatskalendern werden keine in Hannover residirende Gesandte mehr aufgeführt.

6. Gesandtschaft in Mainz:

Diese Gesandtschaft versah der Kreisgesandte bei den s. g. „vorliegenden Reichskreisen", worunter Baiern, Schwaben und Franken, der chur-, ober- und niederrheinische oder westphälische Kreis verstanden wurden. Als ein solcher Gesandter bei den sechs westlich nach Frankreich zu vorliegenden Kreisen fungirte:

1747: Graf Carl Cobenzl, der Vater des Staatskanzlers Ludwig, der 1770 als Premierminister in Brüssel starb.

1767: Graf Leopold Neipperg, Bruder der Gräfin Auersperg, der kaiserlichen Favoritin, „bevollmächtigter Minister bei den vorliegenden Reichskreisen und derselben Kurfürsten, Fürsten und Ständen."

1780 beim Tode der Kaiserin stand in Mainz Graf Franz Georg Metternich, der Vater des Staatskanzlers Fürsten Metternich, Geheimer Rath, als

„bevollmächtigter Minister in Mainz, Trier und Cöln und beim niederrheinisch-westphälischen Kreise."

7. Gesandtschaft in Cöln:

1747: Graf Carl Cobenzl, bei den vorliegenden Kreisen, wie vorstehend, accreditirt. Resident: von Bossart, seit 1746 neu geadelt. Dazu war Graf Vincenz Ferrarius Andreas Rosenberg, der Sohn des s. g. blonden und der Vetter des braunen Rosenberg, deren Personalien unten folgen und der Großvater des jetzt lebenden Fürsten noch besonders als Gesandter beim Kurfürsten von Cöln accreditirt.

1767 fungirte als Resident: von Bossart. Endlich:

1780: Graf Metternich als Minister, und als Resident: von Bossart.

8. Gesandtschaft in Trier:

1747: Graf Carl Cobenzl, bei den vorliegenden Kreisen, wie vorstehend, accreditirt, und Resident von Bossart.

1767: Resident von Bossart.

1780: Graf Metternich als Minister und als Resident von Bossart.

Folgen die übrigen Kreisgesandtschaften und die Gesandten in den Hansee- und Reichsstädten:

9. Kreisgesandtschaft im schwäbischen Kreise:

1747 und noch 1758: Baron Ramschweg und Resident in Augsburg: Baron Garben.

1777: Minister-Resident in Ulm: der Münchener Gesandte Baron Ried, welchen der bekannte Dichter der Fürstengruft Schubart beleidigte und auf dessen Instanz dieser vom Herzog Carl von Würtemberg zehn Jahre auf den Hohenasperg gesetzt wurde.

1780 war noch ein Agent in Ulm: von Heilbronn, wahrscheinlich ein Ahn des bekannten Touristen unserer Tage.

10. Kreisgesandtschaft beim fränkischen Kreise:

1747: Baron Johann Hugo Hagen.

11. Resident in Frankfurt:

1747: von Meyerstorf.

1767 und noch 1780: von Röthlein.

12. Kreisgesandtschaft beim niedersächsischen Kreise zu Hamburg:

1747 und noch 1767: Geheimer Rath Graf Carl Joseph Raab, Gesandter. Dazu 1747: Rezzani, Agent.

1780: Hofrath Anton Baron Binder von Kriegelstein, von der Familie des Nachfolgers Bartenstein's, als Geheimer Staatsreferendar.

13. Resident in Bremen:

1767 und noch 1780: Baron von Brinz zu Treuenfeld, Hofrath und Reichspostdirector.

14. Dazu kam endlich noch die Gesandtschaft in Brüssel, wo der Premierminister zugleich als bevollmächtigter Minister der Kaiserin beim Gene-

ralgouverneur accreditirt war, erst Harrach, dann Aremberg, dann Cobenzl und zuletzt Starhemberg.

2. Oestreichische Gesandtschaften im Ausland:

1. Gesandtschaft in Paris, die wichtigste, seit 1756 die Allianz geschlossen worden war.

1747 fungirte als bevollmächtigter Minister: Marquis de Stainville. Dieser Stainville gehörte einer lothringischen Familie an, die wesentlich dazu beigetragen hat, die Allianz zwischen Frankreich und Oestreich zu machen und fest zusammenzukitten. Der Großvater des berühmten Comte de Stainville, Gesandten in Wien und später als Duc de Choiseul Premier-Ministers Frankreichs, stand wie seine Vorfahren in Diensten der Krone Frankreich und starb als Generalgouverneur von S. Domingo in einem Seetreffen gegen die Engländer. Seine Gemahlin war die Erbtochter des östreichischen Generals Grafen Stainville, dessen Güter ihm unter der Bedingung, den Namen seines Schwiegervaters anzunehmen, zufielen. Der Sohn dieser Ehe trat in die Dienste Kaiser Franz I. als Geheimer Rath und Gesandter in Paris.

Diesem Stainville, dem Vater des Duc de Choiseul, folgte Maréchal und dann:

1751 bis 1753 der nachherige Staatskanzler Kaunitz und diesem endlich:

1755—1766 der frühere Reichshofrath, Graf und später Fürst Georg Starhemberg, der 1756 die Allianz mit dem Abbé Bernis zu Stande brachte. Fürst nennt ihn in seinem Hofbericht „einen Menschen, wie für die Geschäfte geboren, von glänzendem und solidem Geiste"; als solchen bewährte er sich wenigstens später nicht, als er Premier in den Niederlanden ward: er war zuletzt seit 1782 Obersthofmeister unter Joseph. II., Leopold II. und Franz II. und starb erst 1807.

Starhembergs Nachfolger seit 1769 war: Graf Florimund Mercy d'Argenteau, Kämmerer, als gevollmächtigter Minister, mit dem im Anfang noch der Geheime Rath Marquis de Stainville zugleich accreditirt war, 1780 fungirte Mercy allein. Mercy war ein Adoptivsohn des 1734 unvermählt in der Schlacht bei Parma gebliebenen Claudius Florimund Grafen Mercy, ebenfalls eines Lothringers, er war mit Kaunitz als Gesandtschaftscavalier nach Paris gekommen, dann hatte er als Gesandter in Turin fungirt. Nach dem Hofbericht des Baron Fürst war er eine Creatur von Kaunitz, „ein trockner Mann, der immer in Sentenzen redet und selbst als er der Gräfin Kinsky den Hof machte, selten seine Stirn entwölkte." Graf Mercy war der Hauptmentor der 1770 an Ludwig XVI. verheiratheten Tochter der Kaiserin, der unglücklichen Königin Marie Antoinette und blieb in Paris bis zum Jahre 1791.

2. Die zweite wichtigste Gesandtschaft war die zu Petersburg. Hier fungirte unter der Kaiserin Elisabeth während des östreichischen Erbfolgekriegs seit 1746 Baron Johann Franz Bretlach als Minister, Rath Nicolaus Sebastian von Hohenholz als Resident und als Legations-Secretair Johann Philipp Bößler von Eichenfeld.

Darauf stand als östreichischer Gesandter in Petersburg vor dem siebenjährigen Kriege und schloß die Allianz zu diesem Kriege der oben weitläufig mit seinen Personalien aufgeführte Graf Nicolaus Esterhazy-Totis, Gemahl der Anna Christ.

Nach dem Kriege versah den Posten, 1764—1777, Fürst Joseph Maria von Lobkowitz, von der jüngeren Linie zu Melnick, Kämmerer und Generalfeldmarschall-Lieutenant, bevollmächtigter Minister.

Beim Tode der Kaiserin fungirte Graf Ludwig Cobenzl, Kämmerer, der nachherige Staatskanzler, als Env. extr. und Min. plenip. — er war ein Liebling Catharinens, der er ihr Privat-Theater besorgte.

3. Gesandtschaft in London:

Während des östreichischen Erbfolgekriegs und noch nach dem Frieden zu Aachen fungirte hier Baron Ignaz Johann Waßner, der früher als Legations-Secretair in Paris die Geschäfte geführt hatte, dann Minister in Lissabon und wieder in Paris gewesen war. Ehe Kaunitz 1753 als Staatskanzler eintrat, ward

er als dereinstiger Nachfolger Bartenstein's in Wien angesehen. Seit 1750 war er baronisirt worden. Er bekleidete den Londoner Posten als Env. extraord. Sein Leg.-Secr. hieß Zöhrer.

Waßnern folgte und stand bis Ausbruch des siebenjährigen Kriegs in London: Graf Carl Colloredo, ein jüngerer Bruder des Reichsvicekanzlers, ersten Fürsten Colloredo. „Er war," berichtet Baron Fürst, „1750 noch simpler Obrist. Ohne viel anderes Verdienst als das seiner Geburt und hoher Verwandtschaften, ward er zum Generalmajor, zum Gesandten in London ernannt und erhielt sogar 1753 ein vacantes Infanterieregiment. Man muß hochgeachtet sein, um sein Glück so schnell zu machen."

Nach dem Hubertsburger Frieden fungirte als Ambassadeur in London: Graf Christian August Seilern, Großneffe und Adoptivenkel von dem Hofkanzler, der nachher 1779 Justizpräsident in Wien ward. Horace Walpole nennt ihn „den ceremoniösesten und steifsten Mann, den man treffen könne": dieser Ceremoniöse und Steife ward bei dem großen Volksauflauf wegen Wilkes 1768 in London aus seiner Kutsche gehoben und ihm die damalige Freiheitsdevise 45, die Nummer einer Zeitung, die Wilkes zu Gefängniß gebracht hatte, mit Kreide auf die Sohlen geschrieben. Der würdige Seilern beklagte sich förmlich über den ihm in seinen entweihten Schuhsohlen angethanen Affront, „aber," sagt Walpole, „es war für die Minister eben so schwierig, sich des Lachens zu enthalten, als ihm Genugthuung zu verschaffen."

Seilern folgte seit 1776 und stand noch beim Tode der Kaiserin in London: Graf Ludwig Belgiojoso, Maltheserritter, Geheimer Rath und Generalfeldwachtmeister. Er fungirte als Env. extr. und Min. plenip. Belgiojoso war früher Gesandter in Stockholm und kam nachher unter Joseph II. als Minister in die Niederlande. Einer der besten Diplomaten der Kaiserin, ein nicht nur gescheiter, sondern auch thätiger und energischer Mann. Er stammte aus der ursprünglich mailändischen Familie jenes in Ungarn durch sein wildes Gewaltregiment berüchtigten Generals Kaiser Rudolf's II., Graf Juan Belgiojoso, der in der Zurückgezogenheit vom Hofe 1626 auf seinen Gütern im Stifte Lüttich gestorben war. Der Vater des Gesandten, Anton, war 1769 von Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben worden.

4. Gesandtschaft im Haag:

Hier fungirte während des östreichischen Erbfolgekriegs seit 1746: Graf Philipp Joseph von Rosenberg. Er hieß „der blonde Rosenberg" zum Unterschied von seinem Vetter, dem braunen, dem nachherigen Oberkammerherrn und Liebling Joseph's II., der erster Fürst ward und früher ebenfalls in der diplomatischen Carriere war; Philipp Joseph war der Vater des oben genannten Cölner Gesandten Vincenz. Er ging später an die Höfe von Lissabon, Berlin und Petersburg in ordentlichen und außerordentlichen Missionen und zuletzt war er seit 1752 Ge-

sandter in Venedig. Fürst nennt ihn „einen mehr dem Vergnügen als den Geschäften ergebenen Mann." Durch seine erste Gemahlin war er der Oheim des Staatskanzlers Kaunitz. Seine zweite Gemahlin war die durch ihre Schriften bekannte Tochter des Chevalier Sir Thomas Wynne.

Rosenberg ward abgelöst 1746 von Baron Thaddäus Reischach und Graf Heinrich Hyacinth Richecourt als Env. extr. und als Agent im Haag fungirte Rath Alderwerlet. Reischach war Geheimer Rath, Kämmerer und niederländischer Staatsrath, fungirte später als Env. extr. und Min. plenip. allein und ward zuletzt nach der Kaiserin Tode Staatsminister in inländischen Geschäften. „Reischach," schreibt Fürst in seinem Hofbericht, „von einer der ältesten Familien des Reichs, ohne Verwandtschaft und Stütze am Hofe, hat sich doch immer daselbst behauptet. Er hat nichts von dem östreichischen Stolze"*).

Während des östreichischen Erbfolgekriegs in den vierziger Jahren fungirten:

beim Friedenscongreß in Breda: Graf Ferdinand Harrach als gevollmächtigter Minister, derselbe, der nachher Reichshofrathspräsident ward;

beim Aachner Frieden: Graf Kaunitz, der nachherige Staatskanzler.

*) In den Armen eines Baron Reischach, wahrscheinlich eines Bruders oder Vetters des Gesandten, starb Kaiser Franz I.

5. Gesandtschaft in Madrid:

Während des siebenjährigen Kriegs fungirte: Graf Franz Rosenberg, „der braune," der Enkel des vom General Rosen entleibten Rosenberg, der nachmalige Oberkammerherr und Liebling Joseph's II. und erste Fürst. Leg.-Secr. Schrott.

Nach dem Frieden versah den Posten: der Geheime Rath Graf Franz Gundacker Colloredo, früher in Dresden, der spätere Reichsvicekanzler und erste Fürst Colloredo-Mansfeld. Er war als Min. plenip. accreditirt.

Ihm folgten August Joseph Fürst Lobkowitz, von der jüngeren Linie zu Melnik, Bruder des Petersburger Gesandten, Geheimer Rath und Generalfeldwachtmeister, 1772—1777, und bis 1779 Graf Dominic Kaunitz, des Staatskanzlers Kaunitz Sohn, früher in Turin.

1780 fungirte des Staatskanzlers Kaunitz jüngster Sohn Graf Joseph Kaunitz als Ambassadeur — er starb auf dieser Mission 1785, neununddreißig Jahre alt. Zur Legation gehörte der Leg.-Secr. von Giusti und ein Handlungsagent Huber.

6. Gesandtschaft in Lissabon:

Seit 1746 fungirte der blonde Rosenberg, früher im Haag, und während des siebenjährigen Kriegs Graf Sigmund Khevenhüller-Metsch, Sohn des ersten Fürsten. Nach dem Hubertsburger Frieden 1767 war nur ein Chargé d'affaires H. Keil an-

gestellt. Endlich beim Tode der Kaiserin versah den Posten:

Hofrath Adam von Lebzeltern, als gevollmächtigter Minister.

Folgen nun acht Gesandtschaften in Italien:

7. Die Reichsplenipotenz für Italien. Als kaiserlicher General-Commissar und Plenipotentiar residirte in Pavia, wo er den Sitz nahm,

1767: der Feldmarschall Marquis Botta d'Adorno und nach ihm bis 1782: der Geheime Rath Fürst Sigismund Khevenhüller-Metsch, Sohn des ersten Fürsten Khevenhüller-Metsch, früher Gesandter in Lissabon und Turin.

8. Gesandtschaft in Rom.

Minister zu Rom war unter Maria Theresia der berühmte Cardinal Alessandro Albani, Protector von Deutschland und Conprotector der östreichischen Staaten. Er war in den zwanziger Jahren unter Kaiser Carl VI. Nuntius in Wien gewesen und hatte hier eine glänzende Rolle gespielt; in Rom war er der gefeiertste Mäcen aller Künste und Wissenschaften und namentlich Winkelmann's großer Gönner. 1769 empfing er Joseph II. im Conclave, wo später Ganganelli gewählt wurde. Auf die Frage des Kaisers, ob die Cardinäle wirklich bei der Papstwahl ihren Eid hielten, entgegnete Albani: „Freilich sollen wir den Würdigsten wählen, wir geben aber nach den Umständen unsere Stimme." Als der Cardinal Torregiani Einwendungen gegen diese Aeußerung machen wollte,

wendete sich Albani zum Kaiser, indem er sagte: „Glauben mir nur E. Maj., meine Theologie ist die richtige!“ Joseph's Regierung erlebte Albani, der dem Kaiser damals gesagt hatte, daß er nun glücklich sterben wolle, nachdem er ihm die Hände geküßt habe, nicht mehr: er starb am 11. Dec. 1779 als päpstlicher Bibliothekar und Director der päpstlichen Kapellmusik, siebenundachtzig Jahre alt.

9. Als Resident in Ferrara fungirte 1747: Baron Fortunato Cervelli.

10. Gesandtschaft in Turin:

1747 stand hier nur ein Leg.-Secr. Dubayne.

1764 fungirte der spätere Gesandte in Paris Graf Mercy d'Argenteau.

1767 war Env. extr. Graf Dominic Kaunitz, Sohn des Staatskanzlers, später in Madrid und noch später Oberstallmeister. Endlich

1780: Marquis Yve.

11. Gesandtschaft in Venedig:

1747 stand als Gesandter bei der hohen Signoria Johann Anton Turinetti, Marquis de Prié und als Resident: Joseph Edler von Rathgeb, geadelt 1743. 1752 ersetzte den Marquis der blonde Rosenberg: Fürst bemerkt aber in seinem Hofberichte, daß die diplomatischen Geschäfte wesentlich durch die venetianischen Gesandten in Wien ihre Erledigung gefunden hätten. Rosenberg starb 1765. Ihm folgte und fungirte noch

1780: Graf Jacob Durazzo, Geheimer Rath und Genuesischer Patricier, als Ambassadeur.

12. Gesandtschaft in Neapel:

Seit 1752 fungirte hier als Nachfolger des Fürsten Esterhazy Graf Carl Firmian, derselbe, der später, 1759, bis zu seinem Tode 1782 als Großkanzler und Hof-Commissar die Verwaltung der Lombardei führte. Graf Firmian gehörte nicht eigentlich zu den Gelehrten, aber er war, wie Albani, ihr Mäcen. „Er hatte, schreibt Baron Fürst, seine ganze Zeit den Studien gewidmet und genoß im Reichshofrath, wo er bis 1752 stand, große Reputation. Da er voraussah, daß er in der neuen Carriere bleiben würde, hat er seine schöne Bibliothek verauctioniren lassen.“

Ihm folgte und versah den Posten bis 1770: Graf Ernst Kaunitz, der älteste Sohn des Staatskanzlers, später Oberhofmarschall.

Ihm folgte Graf Franz Joseph Wurmbrand, zeither Gesandter in Dresden. Endlich beim Tode der Kaiserin war in Neapel accreditirt

1780: Graf Anton Lamberg.

13. Gesandtschaft in Toscana:

In den sechsziger Jahren fungirte hier als Gesandter und Oberhofmeister bis zum Jahre 1770 der braune Rosenberg, der nachherige Oberkammerherr Joseph's II.

1780 beim Tode der Kaiserin: Leg.-Secr. Veigl, der später Resident ward.

Endlich die letzte italienische Gesandtschaft war:

14. die zu Maltha, wo 1780 als bevollmächtigter Minister des Wiener Hofs der Maltheserritter Baron Ferdinand Joseph Hompesch stand, der der letzte Großmeister des Ordens wurde, der die Insel an die Engländer übergab.

Folgt nun:

15. die namentlich seit Kaunitz, der die Pforte hauptsächlich durch Diplomatie überwachte, sehr wichtige Gesandtschaft zu Constantinopel.

1740—1742 stand hier als Internuntius Graf Corfiz Uhlefeld, der nachherige Staatskanzler. Ihm folgte:

1742 Heinrich Edler von Penkler, des h. R. R. Ritter, zeither Legationssecretair bei Uhlefeld, dann Resident, endlich als Internuntius und Env. extr. aufgeführt, 1747 baronisirt. Im folgte:

1754 Joseph Peter von Schwachheim (in diesem Jahre geadelt und später, 1763, baronisirt), als Resident. Er war früher Dolmetsch und, wie Fürst ihn in seinem Hofbericht charakterisirt, „ein finstrer Mann, der aber nicht nur die orientalischen Sprachen wohl verstehe, sondern sich auch eine große Kenntniß der türkischen Geschäfte verschafft habe": er war von der Anstellung des Staatskanzlers Kaunitz.

1767 fungirte als Internuntius der 1766 geadelte Franz Anton von Brognard. In diesem Edeln

von Brognard wurde noch einmal das Ansehen des ersten Herrn der Christenheit auf die jämmerlichste Weise von den Muselmännern verhöhnt: es geschah dies bei Gelegenheit des Auszugs der heiligen Fahne im Feldzug gegen die Russen 1769, dem der Internuntius mit seiner Familie und Dienerschaft zusehen wollte, das fanatische Volk wollte es nicht leiden und trieb die Gesandtschaft, der sie Säbel und Pistolen auf die Brust setzte, nach Pera zurück. Um die Verlegenheiten der Türken in dem damaligen Russenkriege nicht zu vermehren, forderte der Wiener Hof keine directe Genugthuung für die schmähliche Mißhandlung seines Gesandten. Brognard verließ aber noch in demselben Jahre Constantinopel. Ihm folgte

1769 Franz Thugut, ebenfalls früher Dolmetsch, ein Zögling der 1752 neu gegründeten orientalischen Akademie, der spätere berühmte Staatskanzler, der sich aufs unerschrockenste in sehr schwieriger Zeit benahm und auf die energischste Manier in Respect setzte. Ihm folgte wieder

1779 Peter Philipp Baron Herbert-Rathkeal, der 1787 mit Joseph II. und Catharina II. die Reise in die Krimm machte.

Es folgen nun noch die weniger wichtigen Missions-Stationen an den nordischen Höfen und in der Schweiz:

16. Gesandtschaft in Warschau:

In den vierziger Jahren war hier Resident Franz Wilhelm Kinner von Scharfenstein.

In den sechsziger Jahren fungirte: Baron Gottfried Swieten, der Sohn des berühmten Leibarzts, der von Warschau nach Berlin versetzt ward. Ihm folgte:

In den siebziger Jahren: Graf Carl Rewiczky, der ebenfalls von Warschau nach Berlin kam. Endlich

1780, beim Tode der Kaiserin, fungirte als Chargé d'affaires: Baron Carl Metzburg, 1779 baronisirt.

17. Gesandtschaft in Stockholm:

1758: Graf Rudolf August Goes, Kämmerer und Reichshofrath, Env. extr. Resident: Christoph Theodor, Edler von Antivari.

1767 fungirte als Env. extr. Graf Ludwig Belgiojoso, der nachher nach London und in die Niederlande ging.

1780: Graf Herberstein.

18. Gesandtschaft in Copenhagen:

1747 fungirte: Leg.-Secr. Johann von Harding.

1754: der braune Rosenberg, der, wie Fürst berichtet, „weil seine Gesundheit und seine Börse gelitten hatten, sich nachher nach Madrid und nach Florenz versetzen ließ und endlich als Oberkammerherr unter Joseph II. in Wien wieder aufblühte". Seine Nachfolger waren:

bis 1767: Graf Franz Joseph Wurmbrand, später Gesandter in Dresden und Neapel,

seit 1767: Graf Welsperg, Env. extr. und 1780: Baron Friedrich Kageneck, der später auch nach Madrid versetzt ward. Endlich

19. Legation in der Schweiz.

Hier fungirte 1747 Leg.-Secr. Carl Joseph von Marschall, später, noch 1767, als Resident.

1780: Rath Nagel und als Gesandter in Graubünden der Geheime Rath Baron Johann Anton Buol. Buol's Familie stammt aus Graubünden und schon sein Vater, Johann Baptist, Obrist eines bündnerischen Regiments, war Gesandter bei den katholischen Bündnern. Er seinerseits ererbte die Güter seines Vetters, des letzten Grafen von Schauenstein, von denen er den Namen Schauenstein annahm und war wieder der Vater des 1805 gegraften Geheimen Raths, Staatsministers und Präsidenten der Hofcommission Johann Rudolf von Buol-Schauenstein, der 1834 starb und wieder der Vater des jetzigen Gesandten in London war.

Als besondere Merkwürdigkeit ist noch zu erwähnen, daß, wie Graf Mailath im letzten Bande seiner östreichischen Geschichte mittheilt, die Gesandten Maria Theresia's halbjährlich umständlich über das Fortschreiten der Wissenschaften in andern Ländern, über die Gelehrten, die vorzüglichen Entdeckungen, Zeitschriften und neuen literarischen Erscheinungen berichten mußten. Wie in so Vielem, ward der schlimme Mann, Friedrich der Große, auch hierin nachgeahmt.

Auswärtiges diplomatisches Corps in Wien.

Der Name „diplomatisches Corps" für die Wolke von fremden Gesandten, die in Wien von den vielen großen, kleinen und kleinsten weltlichen und geistlichen Kur- und Fürsten Deutschlands und Italiens und von den auswärtigen großen und kleinen Höfen zusammengeschaart waren — dieser sehr bezeichnende Name kam unter Maria Theresia auf. Der Kanzler Fürst schreibt in seinem Hofbericht vom Jahre 1754: „Corps diplomatique, nom qu'une dame donna un jour à ce corps nombreux de ministres étrangers à Vienne." Von mehreren aus dieser Wolke hat der preußische Staatsmann pikante Portraits gezeichnet, die nachstehend folgen.

I. Gesandtschaften der deutschen Kur- und Fürsten.

1. Preußische Gesandtschaft:

Beim Regierungsantritt der Kaiserin fungirte Herr von Bork, der das Ableben des letzten Kaisers von der Habsburger Dynastie seinem neuen Herrn Friedrich dem Großen meldete, der seinerseits den Herrn von Münchow nach Wien schickte, um seine Thronbesteigung anzuzeigen, denselben, welcher nachher erster Minister in Schlesien wurde.

Die fatale Anfrage, wie es mit Schlesien gehalten werden solle, that im Namen Friedrich's ein alter Bekannter in Wien, Baron Gotter, der als „Liebenswürdigster der Epikuräer" hier als gothaischer Gesandter sein Glück gemacht hatte, von Kaiser Carl VI.

baronisirt worden war, aber als Gesandter Friedrich Wilhelm's von Preußen schon als Donnerredner sich Reputation gemacht hatte.

Nach dem zweiten Frieden um Schlesien fungirten

1746—1748: Graf Heinrich Podewils, als Env. Extr. und Min. plenipot., dessen Gesandtschaftsberichte von Dr. Wolf neuerlich publizirt worden sind, Geh. Legationsrath Gräve als Resident und Haller als Leg.-Secr.

1753, zur Zeit, als Kaunitz das Staatskanzelariat übernahm und bis zu Ausbruch des siebenjährigen Kriegs fungirte als preußischer Gesandter: Joachim Wilhelm von Klinggräf, Geheimer Kriegsrath, früher Gesandter in London und Dresden.

Nach dem Hubertsburger Frieden fungirten:

1767: Baron Edelsheim, Env., später Minister des Auswärtigen in Baden. Endlich beim Tode der Kaiserin:

1780: Baron Johann Hermann von Riedesel, der bekannte Tourist, Kammerherr, als Env. extr. Er hatte den Teschner Frieden 1779 geschlossen.

2. Sächsische Gesandtschaft:

1747 standen: Graf Christian Loß als Gesandter, Friedrich Gregor von Lautensack als Minister-Resident, Hofrath Saul als Minister.

1754: Graf Carl Georg Friedrich Flemming, Gemahl einer Fürstin Lubomirska und Schwager des bekannten Grafen Rutowsky, na-

türlichen Sohns August des Starken. „Ein Mann von Geist, aber trocken und kalt; — man sieht ihn stundenlang in der Gesellschaft, ohne daß er ein Wort spräche; er hat die Unart unwillig zu werden, wenn er im Spiele verliert; wegen der engen Allianz zwischen Oestreich und Sachsen wird er bei Hofe hervorgehoben, minder in der Stadt; er hat immer das Air sich selbst zu genügen. Die eigentlich sächsischen Geschäfte sind dem Herrn von Petzold übergeben (Nachfolger Lautensack's als Minister-Resident), der ein wenig geselliger und angenehmer ist, als Graf Flemming."

1767: Geheimer Rath Graf Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckstädt als Min. plenip., der Sohn des bekannten Favoriten und Oberkammerherrn August's des Starken.

1780, im Todesjahr der Kaiserin, fungirte Geheimer Rath Otto Ferdinand von Löben, Min. plenip., „eine lange, kalte Gestalt, die, wie Lang, der ihn 1797 auf dem Rastädter Congresse sah, darum da zu sein schien, um den Leichenzug des deutschen Reichs in feierlichen Schritten zu begleiten."

3. Hannöverische Gesandtschaft:

1747: von dem Busche, Oberappellationsrath zu Zelle, Minister.

1780: Graf Ludwig Walmoden, General, Sohn König Georg's II. und der Gräfin Walmoden-Yarmouth.

4. Kurpfalz:

1758: von Gay, Agent.

1767: Baron Heinrich Joseph Ritter, Geheimer und Regierungsrath, Min. plenip.

5. Kurbaiern:

1754: Baron Bekers. „Ist, schreibt Fürst, der Mann aller Welt, gleich gut mit den Großen und den Kleinen; allenthalben eingenistet; er erfährt alles und bedient seinen Herrn vortrefflich. Niemand giebt so häufige Diners; er ist bei allen Jagdpartien, in der Stadt ist er immer auf der Straße, jeden Abend besucht er vier bis fünf Häuser. Ich kenne keinen dienstfertigeren Menschen, als diesen Minister; aber darum muß man seinen Freundschaftsversicherungen doch nicht etwa trauen. So gut man ihn in Berlin behandelt hat, so spricht er doch in Wien schlecht von Preußen. Er ist von Herzen östreichisch und an ihm liegt die Schuld nicht, wenn sich sein Hof nicht aufs Allerengste mit dem östreichischen verbindet."

1767: Graf Christian Johann Königsfeld, Min. plenip.

1780 nach dem Anfall der Pfalz: Baron Ritter, jetzt Geh. Staats- und Conferenz-Minister, Min. plenip.

6. Kurmainz:

1758 und 1767: Geheimer Rath Gerhard von Bree, Minister-Resident.

1780: Herr von Helm, Geheimer Rath, Minister-Resident.

7. Kurtrier:

1767 und noch 1780: Hofrath Edler von Klerf, Agent.

8. Kurcöln:

1758 und 1767: Hof- und später Geheimer Rath von Middelburg, Resident.

1780: Agent von Ditterich.

9. Würtembergische Gesandtschaft:

1758 und 1767: Reichshofrathsagent von Harpprecht.

10. Badnische Gesandtschaft:

1758: von Gay, Rath, Agent.

1767: Baron Edelsheim, der ältere Bruder des preußischen Gesandten in Wien.

11. Braunschweigische Gesandtschaft:

1758: Bernhard Paul von Moll, Legations-Rath.

12. Hessen-Darmstadt:

1758: Derselbe.

II. Auswärtige Gesandtschaften.

1. Französische Gesandtschaft:

Nach der Wiederherstellung des Friedens mit Frankreich 1748 zu Aachen fungirte als Resident de Blondel, derselbe, dessen Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Kaunitz zu captiviren beflissen war, um sich Grund zu graben, das Gebäude der projectirten Allianz

mit Frankreich darauf zu errichten. Ihm folgte, als Kaunitz als Ambassadeur nach Paris ging, in gleicher Eigenschaft Marquis de Hautefort. Hautefort's und Blondel's Berichte sind von Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts benutzt worden.

Als erster Gesandter Frankreichs, seit Kaunitz 1753 das Staatskanzelariat übernommen hatte, erscheint der Marquis d'Aubeterre. Baron Fürst, der ihn auf seiner Mission in Wien traf, schildert ihn also: „Der Marquis hat im letzten Kriege in Italien mit viel Auszeichnung gedient und ist einer der liebenswürdigsten Menschen, den man sehen kann, ein gereifter Franzose, dessen Lebhaftigkeit durch die Jahre gemäßigt worden, zurückgekommen von Weibern und Spiel. Seine Gesundheit hat durch die Luft von Wien sich verbessert. Er lebt sehr mäßig, trinkt wenig Wein; sein größtes Vergnügen ist mit geistreichen Leuten umzugehen, man sieht ihn in der Regel bei dem Grafen Kaunitz. Anfangs wollte ihn Kaunitz durch Aufmerksamkeit blenden and ließ ihn unaufhörlich durch den Grafen Zinzendorf belagern, aber Aubeterre ging nicht in die Schlingen, die man ihm legte, er ist einsichtsvoll und läßt sich nicht täuschen, allmälig hat Kaunitz auch abgelassen, ihn so auffallend vor allen andern auszuzeichnen. Gewiß könnte Frankreich nicht besser bedient werden, als von diesem Gesandten. Uebrigens lebt Aubeterre wie es ihm geziemt: er giebt zuweilen große Diners, obwohl er eine kleine Tafel von sechs bis acht Personen vorzieht."

Das Terrain, welches, wie es dem klugen Fürst wenigstens schien, der Staatskanzler bei dem französischen Gesandten in Wien nicht hatte gewinnen können, gewann er inmittelst jedenfalls „auffallend" in Paris selbst. Im Mai 1756 ging aus dem Boudoir von Babiole der Allianztractat zwischen Frankreich und Oestreich hervor, im October darauf schickte die Pompadour ihren Vertrauten, den Obrist und Generaladjutanten Etienne François de Choiseul Comte de Stainville als französischen Gesandten nach Wien. Dieser Lothringer, dessen Vater noch Kaiser Franz I. gedient hatte, ward kurz darauf als Duc de Choiseul Premier von Frankreich: er schloß mit Oestreich das neue, bedeutend erweiterte Bündniß zum Vertilgungskampf gegen Preußen am 30. December 1758. Choiseul hob die Jesuiten in Frankreich auf und war der letzte, der durch die Diplomatie und die Verbesserung der Armee und Marine den wankenden Lilienthron stützte: er erhielt sich aber nur bis zum December 1770. Er ist der merkwürdige Mann, der sich in Frankreich so populär zu machen wußte, daß bei seiner Verbannung zum erstenmal die Hofleute dem Unglücke schmeichelten und die siegende Partei mit ihrem Spotte verfolgten. Er starb, unter Ludwig XVI. zwar wieder an den Hof zurückberufen, aber nicht wieder mit dem Ministerium betraut, 1785.

Französischer Gesandter in Wien nach dem Hubertsburger Frieden war Marquis de Durfort: er fungirte als Ambassadeur und that auch später die Anwer-

bung um die Hand Marien Antoinettens für Ludwig XVI. 1770.

Durford's Nachfolger war der nachherige Cardinalbischof von Straßburg, Prinz Ludwig Renatus von Rohan Guémené, der Held der famosen Halsbandgeschichte, dessen Bekanntschaft mit der Erzherzogin Marie Antoinette sich von der Zeit seiner Ambassade her datirt.

Beim Tode der Kaiserin 1780 fungirte als Ambassadeur extraord. Frankreichs Louis Auguste de Breteuil, der sehr einflußreiche Spezial von Kaunitz. Breteuil war 1779 französischer Vermittler auf dem Teschner Friedenscongresse und verließ Wien 1783. Er ward bis 1788, wo Necker eintrat, Ministerstaatssecretair, machte sich in der Revolutionszeit durch seine Anhänglichkeit an Marie Antoinette und durch den Rath, den er dem König zur Flucht gegeben haben soll, bekannt, emigrirte, kehrte 1802 zurück und starb 1807.

2. Russische Gesandtschaft:

Im Anfang der Regierung der Kaiserin fungirte noch Casimir Lanczin von Lanczinsky, Kammerherr, als Ministre plenip., der schon unter Carl VI. 1732 fungirt hatte. Ihm folgte während der ersten Zeit des Staatskanzelariats von Kaunitz:

1752—1762 der bekannte, kleine, dicke Curländer, früher Professor in Königsberg und Spezial des Günstlings der Kaiserin Anna, Herzog Biron's von Curland, der unter der Kaiserin Elisabeth

aus Sibirien wiedergekehrt war: Hermann Carl, seit 1742 Reichsgraf von Keyserling, er war erst Gesandter in Berlin. Dieses russischen Gesandten sonderbares Leben in Wien erzählt Rulhière: „Keyserling hatte in Wien nur der Form halber ein Palais, er bewohnte einen Garten in der Vorstadt und lebte hier mit einigen obscuren Literaten, Musikern, seinen Bastarden und ihren Müttern; von dem, was in Europa vorging, erfuhr er nur durch die Zeitungen etwas, alle Geschäfte gingen damals unter Elisabeth direkt vom Hofe aus durch den Kanzler Bestuscheff in Petersburg: der Wiener Hof kaufte den Credit an der Quelle. Keyserling's Souverainin bezahlte ihn schlecht und er bezahlte Niemand."

Baron Fürst bestätigt diese Erzählung. „Graf Keyserling ist in den Geschäften ergraut. Sein Haus und seine Tafel stehen den Gelehrten offen, Andern giebt er selten ein Gastmahl. Die Gesandten sieht er nur, wenn er etwas mit ihnen abzumachen hat, er geht in keine Assemblée. Zwischen den beiden Kaiserhöfen besteht das Uebereinkommen, daß die Botschafter, weil sie ohnehin der Religionsverschiedenheit wegen nicht mit zur Kirche gehen können, nicht die ganze ihrem Range gemäße Pracht enthüllen. Graf Keyserling erscheint nur an den Galatagen bei Hofe, mit prächtiger Equipage, jedoch sehr einfach gekleidet. Es setzte ihn nicht wenig in Verlegenheit, als er bei der letzten Geburt des Großfürsten ein Fest zur Feier dieser Begebenheit geben mußte und das um so mehr, da der neapolitanische Gesandte vor kurzem bei einer ähnlichen

Gelegenheit 30,000 Gulden hatte aufgehen lassen. Der russische Botschafter mußte aber die Rücksichten einer strengeren Oeconomie nehmen, denn sein Hof hatte ihm nur 8000 Gulden angewiesen. Von dem Feste (wo es sehr enge zuging) zog er sich sehr bald zurück, indem er die Honneurs der Gräfin Questenberg, Schwester des Staatskanzlers Kaunitz überließ. Bei der engen Allianz der beiden Kaiserhöfe wird Graf Keyserling sehr ausgezeichnet, doch läßt er das sich nicht merken, denn er haßt es, Lärm von sich zu machen."

Desto mehr Lärm machte der kleine dicke Curländer in Warschau, wohin er von Wien aus im Jahre 1762 sich begab: er wurde hier ein Hauptwerkzeug zur Wahl 1763 des letzten Polenkönigs, des Favoriten seiner neuen Souverainin Catharine II., Stanislaus Poniatowsky, er machte die völlige Einleitung zur Theilung von Polen, die er nicht erlebte, denn er starb schon 1764 in Warschau.

Graf Keyserling's Nachfolger in Wien war seit dem Regierungsantritt Catharinen's 1762: Fürst Demetrius Gallizin, Geheimer Rath und Kammerherr, der als Ambass. extraord. et plenipot. fungirte und noch den Tod Marien Theresiens, ja noch den von Joseph II. auf seinem Posten erlebte und sich nach Kaunitz' Wunsch ganz vindobonisirte.

Vermittler Seiten Rußlands war auf dem Teschner Friedenscongresse: der Fürst Repnin.

3. Englische Gesandtschaft:

Seit 1743 war beglaubigt: Thomas Villiers, später 1756 Lord Hyde und 1776 Earl of Clarendon. Er war früher Gesandter in Dresden, wo er, von Wien aus kommend, 1745 den Dresdner Frieden zwischen Oestreich und Preußen vermittelte. Für ihn kam wieder als englischer Gesandter nach Wien:

Sir Thomas Robinson, Env. extr. und Min. plenip. Er hatte schon unter Carl VI. fungirt und war dann 1741—1744 in Berlin bei Friedrich dem Großen gewesen. Später ward er 1754 Lord Grantham und eine kurze Zeit unter den elenden Pelham's sogar Staatssecretair von England, bis er Fox weichen mußte. Als eine gar große Seltenheit ist herauszuheben, daß Robinson in den achtzehn Jahren seiner deutschen Missionen ein durch und durch germanisirter Engländer geworden war. Als solchen illustrirt ihn Walpole mit folgenden Zügen: „Sir Thomas war an deutschen Höfen auferzogen und daselbst nicht sowohl eingebürgert, als vielmehr an seinem natürlichen Platze: er besaß deutsche Ehre, liebte deutsche Politik und konnte sich so wenig verständlich machen, als hätte er nur deutsch gesprochen. Er wäre in der Dunkelheit geblieben, wenn nicht der Herzog von Newcastle (einer der Pelham's), welcher sich in der Nothwendigkeit befand, Leute von geringerem Talent, als er selbst hatte, zu verwenden und große Geschicklichkeit besaß, so qualifizirte Leute zu entdecken, den armen Thomas zum Licht und Ge-

lächter hervorgezogen hätte. Hätte aber der Herzog wirklich die Absicht gehabt, bei seinem König (Georg II., dem begeistertsten Freunde des damaligen Deutschthums) sich in Gunst zu setzen, so hätte er nichts Besseres thun können, als einen dem Herrn so congenialen Diener anzustellen: der König mit solch einem Secretair in seinem Cabinet fühlte sich in's Elysium von Herrenhausen (Lustschloß bei Hannover) versetzt."

Robinson's Nachfolger war und fungirte bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs 1757: Sir Robert Murray Keith, Obrist und Ritter, ein Vetter der beiden berühmten Keiths unter Friedrich dem Großen, von denen einer bei Hochkirch fiel.

Keith's und Robinson's Depeschen hat Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oestreich benutzt und des ersteren Memoiren sind 1849 in zwei Bänden veröffentlicht worden.

Die Memoiren schildern Keith als einen höchst galanten Engländer, der seinen Tag zwischen lauter meaus plaisirs verbrachte, wie er denn mit vieler Offenheit diese heitre Tageseintheilung, die beim sächsischen Hofe folgen wird, einmal seinen Verwandten einsandte. Auch der Kanzler Fürst bestätigt das: „Herr von Keith, aus einer der ältesten schottischen Familien, jüngerer Sohn, ist geschwind von Stufe zu Stufe emporgestiegen: er ist klug, solid, von ausgezeichnetem Charakter. Seine Vergnügungen sind Promenade und Schauspiel; schon lange hält ihn die verwittwete Gräfin Luzan in ihren Fesseln (sie war zugleich eine von den Damen, die der Staatskanzler

begünstigte). Man kann sich denken, welche unangenehme Stellung ein englischer Gesandter in Wien hat: Hr. von Keith überwindet das durch seine persönlichen Eigenschaften." Nach dem Hubertsburger Frieden kam Keith nach Dresden und nach Wien kam:

Vicomte Stormont, der früher bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs in Dresden gestanden hatte und mit einer sächsischen Gräfin Bünau verheirathet war. Er fungirte in Wien als Amb. extr. und Min. plenip. und stand wohl bei Kaunitz.

Beim Tode der Kaiserin 1780 fungirte wieder als Env. extr. und Min. plenip. Sir Robert Murray Keith, der die ganze Josephinische Regierung durch noch blieb.

4. Holländische Gesandtschaft:

In den vierziger Jahren, wo die Generalstaaten noch Alliirte des Wiener Hofs waren, fungirte als Minister Baron Burmann — Bartel Dauma Baron de Burmannia im Reichskalender aufgeführt. — Fürst nennt ihn „einen guten alten honetten Mann, der Tafel und Spiel, mithin auch Gesellschaft liebt, heiter und von angenehmer Conversation: bei seinem hohen Alter kann er in der großen Welt nicht glänzen, er hält sich deshalb an kleinere Cotterien, auch unter dem Adel vom zweiten Range."

Nach dem Hubertsburger Frieden und noch beim Tode der Kaiserin fungirte General Graf Degenfeld-Schomburg als Env. extr. und Min. plenip. des Erbstatthalters und der Generalstaaten.

5. Spanische Gesandtschaft:

Bis 1754, wo ihn noch Baron Fürst in Wien traf, fungirte Graf Azlör. „Er hatte zum Vertrage von Aranguez von 1753 (in Folge des Aachner Friedens) beigewirkt und ward deshalb sehr in Wien ausgezeichnet. Die Kaiserin sagte ihm beim Abschied: „er habe die Würde eines Ministers mit der Feinheit eines Weltmannes vereinigt." Niemals bekam ein Anderer so ansehnliche Geschenke: er verläßt im besten Wohlstande Wien. Obwohl er sich standesmäßig gehalten hat, so hat er doch die 30,000 Gulden, die sein Hof ihm zahlte, nicht aufgewendet."

Sein Nachfolger war der Graf Aranda, der nachher so berühmte Minister, der in Spanien die Jesuiten aufhob.

Nach dem Hubertsburger Frieden fungirte als spanischer Gesandter, als Ambassadeur ersten Ranges: Graf Mahoni und beim Tode der Kaiserin

1780, ebenfalls als Ambassadeur, Graf Aquilar, Grand von Spanien.

6. Portugiesische Gesandtschaft:

1747 war Don Sebastian Carvalho portugiesischer Gesandter, der nachher so berühmte Marquis Pombal, der die Jesuiten in Portugal aufhob. Seine zweite Gemahlin war eine Oestreicherin, eine Gräfin Daun, die nachher sein ganzes Schicksal und seine Verbannung bis zu seinem Tode mit ihm theilte.

Nachfolger Pombal's war Don Ambrosio Freiyre d'Andrade e Castro, Env. extr. Ihn traf Baron Fürst, als er in Wien war: „Herr von Freire, sagt er, schon in einem gewissen Alter — meistentheils zu Hause — weder geliebt noch gehaßt — mit einer Gräfin Schafgotsch vermählt, die es sich zur Pflicht macht, sein einförmiges Leben mit ihm zu theilen. Er ist langsam von Zunge und spricht alle Sprachen schlecht."

Beim Tode Maria Theresias war Gesandter Portugals der Maltheserritter Anton Rongel Pereira de Saa, Env. extr.

Folgen nun die italienischen Gesandten:

7. Nuntiatur des Papsts in Wien:

Zu Anfang der Regierung Maria Theresia's fungirte noch Domenico, Abbate Passionei.

1747 fungirte Fabricio Serbelloni, aus der berühmten, durch ihre schöne Villa am Lago di Como den Reisenden bekannten Familie Mailands, Erzbischof von Patras. Ihm folgte der, den Baron Fürst traf:

Monsignor Crivelli: „ist nicht so gesellig, wie sein Vorgänger Serbelloni; er scheint nicht vollkommen gesund zu sein und man sieht ihn nur bei Hofe. Da sollte man ihn für einen Pfarrer halten: man sollte glauben, er predige, wenn er mit Ihren Majestäten spricht — so laut läßt er seine Stimme erschallen." Diesem Prediger folgte und war nach dem Hubertsburger Frieden noch in Function:

Monsignor Visconti, Erzbischof von Mailand, und beim Tode der Kaiserin versah die Nuntiatur: 1780 Monsignor Garampi.

8. Sardinische Gesandtschaft:

In den vierziger, funfziger und sechsziger Jahren war in Wien von Sardinien beglaubigt: Louis Mallabaila, seit 1769 durch Oestreich Graf von Canales als gevollm. Minister, der Ahnherr der noch in Oestreich blühenden Grafen von Canal. Er vermählte sich mit einer Gräfin Palffy, Ehrendame der Kaiserin und ehemaligen Geliebten des Kaisers Franz. Von ihnen stammt die interessante, 1833 gestorbene Gräfin Josephine Pachta, Mutter des um Ausbreitung der deutschen Literatur in Italien verdienten Hofraths Grafen Carl Pachta in Mailand, die intime Freundin von Rahel Levin: sie nennt sie „den größten weiblichen Charakter, den sie je gekannt habe." Auch ist die Familie unter andern noch durch den Canal'schen Garten in Prag den Reisenden bekannt, wo alljährlich zum Osterfest die schönen Damen Prags, weiß gekleidet, zu tausenden auf den zahlreichen Bänken sitzend, einen Hain der Houris darstellen.

„Herr von Canales, sagt Baron Fürst in seinem Hofbericht, ist einer der geschicktesten Menschen, die ich kenne. Durch seinen langen Aufenthalt in Wien und besonders durch die Verbindung, in welche er durch seine Gemahlin, eine Palffy, mit den vornehmsten Familien getreten ist, hat er so viel Mittel, alles, was geschieht, zu erfahren, daß ihm wenig ent-

geht. Seine Frau läßt ihn aber durch tausend Extravaganzen diesen Vortheil theuer bezahlen." Nun folg noch eine Merkwürdigkeit, das große Capitel der kaiserlichen Beamten- und überhaupt Finanzbereicherung betreffend:

„Im Jahre 1755 empfing Herr von Canales zum erstenmale die Belehnung mit dem italienischen Reichslehen seines Fürsten: er hat als Laudemium der Reichskanzlei 60,000, dem Reichshofrath 85,000 Gulden zahlen müssen. In dem Reichshofrath hat man dabei das alte Herkommen beobachtet, daß nur diejenigen von dem Geschenke etwas empfangen haben, welche zu der Zeit darin saßen, als die Investitur verlangt ward. Selbst der Präsident (seit 1750 Graf Ferdinand Harrach) wäre hierdurch ausgeschlossen gewesen, doch hat er sich mit den Erben seines Vorgängers (des Grafen Wurmbrand) dabei um die Hälfte verglichen. Die Gesammtkosten dieser Belehnung mögen 180,000 Gulden betragen haben."

Der Nachfolger des Grafen Canal war und fungirte noch beim Tode der Kaiserin:

1780: Marchese Vivalda, Kammerherr, Env. extr.

9. Venetianische Gesandtschaft:

1747 fungirten Aloysio Foscarini als Amb. und Antonio Tiedo als Env.

1754 traf Fürst den Ritter Correr. „Er ist," schreibt er, „ein wahrer Pantalon. Im Jahre 1754 wollte er allem Abrathen des Herrn von Kling-

gräf (Gesandten Preußens) zum Trotz König Friedrich II. einen Besuch machen. Da ihn aber der König nicht gleich im Lager von Lissa annahm, sondern ihm sagen ließ, er werde ihn in zwei Tagen in Breslau sehen, so fand er sich beleidigt und ging nach Dresden, ohne den König gesehen zu haben. In Wien hat man viel darüber gespottet. Ueberhaupt ist Correr bei weitem weniger beliebt wie sein Vorgänger Tron. Er ist vielleicht prächtiger und ladet häufiger zu Tische ein; aber er fordert zu viel Auszeichnung in der Gesellschaft, um ihr angenehm zu sein. Seitdem er in den großen Assembleen ein paarmal ohne Spielpartie geblieben ist, erscheint er gar nicht mehr und hält sich an eine kleine italienische Cotterie Mesdames de Montesanto, Pacheco, Majo" u. s. w.

1767 fungirten: Paul Renier als Amb., Aloys Tiepolo als Env. extr., Francesco Foscarini als Env. extr.

1780 endlich: Niccolò Foscarini als Amb.

10. Genuesische Gesandtschaft:

Nachdem sich bei der Kaiserin die Zorneswellen wegen Verjagung der Oestreicher aus Genua und die Abtretung des begehrten Marquisats Finale im Aachener Frieden gelegt hatten, ward auch die unterbrochene diplomatische Verbindung wieder hergestellt.

1758 fungirte Maorizio Ferrari und

1767: Lucio Fornari als Env. extr. des Dogen von Genua, und

1780: Leg.-Secr. Alegretti.

II. Sicilianische Gesandtschaft:

Nach geschlossenem Frieden von Aachen beglaubigte der erste König beider Sicilien von der Dynastie der spanischen Anjou's, Carl III., dessen Sohn nachher Schwiegersohn Maria Theresia's ward, den Marquis Don Niccolò di Majo in Wien. „Er war," sagt Baron Fürst, „früher Gesandter in Constantinopel: sehr höflich, voller Complimente, ein wahrer Italiener, nur etwas bigotter, als sie es zu sein pflegen, ziemlich bornirt. Als er sich einmal bei einem fremden Minister über einen interessanten Gegenstand unterrichten wollte, machte er die Einleitung damit, daß er ganz ernsthaft sagte, „er thue das nicht aus eigner Neugier, sondern um an seinen Hof darüber Bericht zu erstatten." Es wird behauptet, daß er um seine Gemahlin sich eigentlich für seinen Neffen beworben habe, sie habe aber den Oheim vorgezogen. Er war gutmüthig genug, die Hand, die man ihm anbot, anzunehmen. Aber in den großen Hoffeierlichkeiten und bei anderen Festen, da glänzt der Marquis Majo. Als bei der letzten Niederkunft der Kaiserin die beiden Majestäten von Sicilien zu Pathen des neugebornen Erzherzogs gebeten wurden, veranlaßte er seinen Hof, obwohl es keine Gewohnheit erfordert hätte, eines der glänzendsten Feste zu veranstalten, das Wien jemals gesehen hat. Der Fürst Wenzel Liechtenstein gab seinen prächtigen Palast in der Roßau dazu her; man brauchte drei Monate Zeit, um Alles einzuleiten, keine Kosten wurden gespart, es sind gegen 40,000 Gulden aufgewandt worden. Die Illumination der

Auffahrt, des Gartens und des Palastes gelang bestens, der Ball ward durch ein Souper von zweihundert Couverts unterbrochen, bei dem alle Delicen, die sich nur auftreiben ließen, auf die Tafel kamen. Jedermann war zufriedengestellt, auch der Gesandte selbst, der ein guter Oeconom ist, hatte keinen Schaden dabei."

Nach dem Hubertsburger Frieden stand als sicilianischer Gesandter in Wien der Marchese di S. Elisabeth als Env. extr., der Sohn eines ehemaligen Hauptfeinds von Oestreich, des jüngeren Ragoczy: 1768 fand die sicilianische Heirath der Erzherzogin Caroline Statt.

1780 fungirte ein Leg.-Secr. Oliveria.

12. Modenesische Gesandtschaft.

Baron Fürst traf 1754 den Grafen Montecuculi als Gesandten des vorletzten Herzogs des Hauses Este. „Er hat," sagt er, „viel zum Vertrage von 1753 beigetragen und wird deshalb fast gar nicht mehr wie ein Fremder betrachtet. Er liebt die Gesellschaft, spielt hoch und gewinnt viel. Er hat die Stimme eines Weibes und sein Aeußeres ist nicht sehr empfehlend. Uebrigens ist er ungemein neugierig und der Staatskanzler meinte, er könne nicht in seinen Garten gehen, ohne daß Montecuculi es wisse."

Folgen nun noch die Gesandten der kleineren nordischen Höfe, von Schweden, Dänemark und Polen.

13. Schwedische Gesandtschaft:

1747 fungirte nur der Commissions-Secretair Nils Rösk. Dann ward beglaubigt:

Graf Nils von Bork. „Er ist, berichtet Baron Fürst, einer der beliebtesten Minister in Wien. Er lebt auf eine noble Weise: macht einen würdigen Aufwand, giebt gute Diners, kleidet sich immer mit Geschmack, obwohl er nach der Etikette seines Hofes weder Gold noch Silber trägt; bei der Gelegenheit der Lehnsempfängniß über Schwedisch-Pommern hat er sich glänzende Livree und Equipage angeschafft. Er spielt hohes L'hombre mit den vornehmsten Damen, einen Ducaten die Marke. Sein Gesandtschäftsprediger Suker ist ein ausgezeichneter Theolog und Philosoph, die Predigten desselben sind mir so erbaulich, daß ich selten darin fehle. Wäre das Haus und die Capelle dieses Gesandten nicht so entfernt — er wohnt vor dem Schottenthor, sehr bequem und wohlfeil — so würden sie bei weitem mehr besucht werden, als die dänische Capelle."

Graf Bork fungirte noch beim Tode der Kaiserin.

14. Dänische Gesandtschaft:

1747 fungirte Justizrath Gerhard Ernst von Frankenau als Legations-Secr.

Baron Fürst traf 1754 als Gesandten in der Eigenschaft eines Env. extr. den Baron Johann Friedrich Bachhof von Echt, der früher Gesandter beim Reichstag gewesen war. „Herr von Bachoff, sagt Fürst, ist nicht eben sehr vortheilhaft gebildet, äußerst

neugierierig, ein gewaltiger Frager. Auch die Kleinigkeiten will er wissen. Im Zirkel bei Ihren Majestäten will er stets das Wort führen, er fällt ihnen in die Rede, selbst wenn sie sich nicht an ihn gewendet haben. Auch hat er schon manche unangenehme Auftritte gehabt. Die Kaiserin hat ihren Unterthanen verboten, seinen Bällen beizuwohnen, die wider die polizeilichen Ordnungen anstießen und bei denen es überhaupt ein wenig lebhaft herging. Man hat einmal aus seinem Hause eine Procession insultirt; nachdem das Volk die Fenster in seiner Wohnung eingeworfen hatte, ist er noch genöthigt gewesen, die Schuldigen auszuliefern. Der größte Theil seiner Hausgenossen dient ihm ohne Bezahlung: er erlaubt ihnen dafür, ihr Metier in seinem Hôtel zu treiben."

Auch Backhoff erlebte noch den Tod der Kaiserin in Wien.

15. Die letzte und zugleich auch unwichtigste Gesandtschaft war die polnische: 1780 fungirte ein Leg. Secr. Zawißa.

Baron Fürst schließt seine Gemälde-Galerie der fremden Gesandten in Wien mit einigen Bemerkungen über ihre Rechte im Allgemeinen:

„Einige sind durch das Völkerrecht bestimmt, diese sind von den Schriftstellern hinlänglich erläutert; andere sind Wien eigenthümlich. Hier sind die Gesandten frei vom Sperrgeld, vom Liniengeld. Hinsichtlich der Mauth übt man die Reciprocität: die Botschafter von Venedig und Rußland, die Minister von

Frankreich, Spanien und Sachsen genießen dieselben Exemtionen, die den östreichischen Gesandten in ihren Ländern gewährt werden. Der preußische Gesandte dagegen hat nur das Recht, verbotene Waaren, z. B. confiscirte Bücher, fremde Medicin rc. einzuführen.

Ferner haben die Gesandten Eintritt in das kaiserliche Audienzzimmer, wie Staatsräthe und Kammerherren. An den Courtagen halten sie sich zur Rechten des Thronhimmels, unter dem die Kaiserin beim Spiel sitzt, die Botschafter am Nächsten beim Spieltisch, die übrigen Gesandten haben keinen Rang unter einander. Die Unterthanen beobachten die spanische Etikette: so oft Jemand den Majestäten Glück wünscht oder Dank sagt, oder nach seiner Ankunft in Wien sich meldet, oder sich beurlaubt, wirft er sich auf ein Knie nieder und küßt Ihren Majestäten die Hand. Auch die Frauen der Gesandten küssen der Kaiserin die Hand, wenn sie ihr vorgestellt werden, sonst aber beobachten die Gesandten die französische Etikette."

Aus der, in der Hofgeschichte Leopold's I. bei Gelegenheit des Nachweises der Genesis des Tabacksmonopols in den östreichischen Ländern angeführten Broschüre Joseph's von Retzer, welche er aus den Acten des Hofkammerarchivs schöpfte, erfahren wir, daß zu Anfang der Regierung Maria Theresia's der spanische, der französische und der türkische Gesandte dieses Tabacksmonopol benutzten, um zum größten Nachtheil der Appaltisten, der Pächter des Tabacksgefälls, zu lucriren: sie führten den Taback in ungeheurer Menge ein und verkauften ihn öffentlich; der

türkische Botschafter allein verursachte mit seinen 1000 importirten Ballen dem Appaltisten, einem portugiesischen Juden Diego Aguilar, einen Schaden von 100,000 Gulden. Sogar der päpstliche Nuntius Passionei trieb diese einträgliche Tabacks-Industrie. Den gerechten Klagen des Pächters gegen diese fremden Minister Gehör zu geben, erlaubten die damaligen Verhältnisse der Kaiserin nicht, ihre Billigkeit verstattete dem Pächter aber einen Nachlaß am Pachtschilling.

Der Hof

Joseph's II.

1780—1790.

Joseph II.

1780—1790.

1. Die Jugendzeit.

Kaiser Joseph II. folgte seiner Mutter Maria Theresia in der Regierung der östreichischen Erbstaaten im Jahre 1780 und führte sie, zwar nur kurze Zeit, etwas über neun Jahre lang, bis 1790, aber mit einer Thätigkeit und Energie, daß die Spuren davon, so vieles auch von seinen Plänen und Entwürfen nur flache Wurzeln schlug und so vieles von seinen Reformen wieder zurückgenommen werden mußte, doch in der Monarchie unauslöschbar eingedrückt blieben. Durch die thatkräftige Regierung Joseph's erhielt der träge östreichische Staatskörper einen Umschwung, durch den ihm unwillkürlich etwas frischere Kraft des Lebens zuging. Die Früchte dieser Beschwingung haben Joseph überlebt, obwohl es ihm nicht vergönnt war, ihrer selbst zu genießen. Joseph's Regierung ist eine der denkwürdigsten Epochen in der östreichischen Staatsgeschichte.

Joseph II. ward am 13. März 1741 von seiner Mutter in jener sorgenschweren Zeit geboren, wo

ihr, der von Geld und Truppen Entblößten, die Feinde der pragmatischen Sanction von allen Seiten entgegentraten, um ihr ihr Erbtheil zu entreißen. Friedrich II. war in Schlesien eingerückt, vier Tage vor Joseph's Geburt war Glogau an die Preußen übergegangen. Joseph erblickte das Licht der Welt früh drei Uhr, weshalb sein Vater, der muntre Franz von Lothringen, die Aeußerung that, daß das Kind einst „sehr wachsam" sein werde. Joseph kam vollkommen gesund und gut gebildet zur Welt und aus seinem starken Gliederbau zog man das Prognostikon, daß er dereinst ein starker Kriegsheld werden würde. Seine fromme Mutter hatte, während sie gesegneter Hoffnung war, der Mutter Gottes zu Mariazell den neugebornen Prinzen verlobt und schickte nun zur Dankbarkeit eine sechszehn Pfund sieben Loth schwere Statue von gegossenem Silber dahin, was gerade das Gewicht des Neugebornen war.

Ein Vierteljahr nach ihrer Niederkunft begab sich Maria Theresia nach Ungarn, sie ward am 25. Juni 1741 zu Presburg gekrönt. Sie ließ den neugebornen Erbkönig von Ungarn von Wien herbeiholen und zeigte ihn am 21. September der ungarischen Reichsversammlung in dem Augenblicke, als ihr zum Mitregent ernannter Gemahl am Fuße des Throns seinen Eid ablegte. Der heldenmüthige Aufstand der Ungarn hatte dem Prinzen die Monarchie in der Wiege gerettet.

Die fünf ersten Lebensjahre brachte Joseph unter den Händen der Frauen zu, 1746 ward ihm, als dem coronae princeps von Ungarn, ein Ungar, der Feld-

marschall Fürst Carl Batthiany, der Sohn der schönen Lorel Batthiany, des Prinzen Eugen Codizill, zum Oberhofmeister gegeben. „Der Feldmarschall Bathyany, schreibt einmal Friedrich der Große an d'Alembert am 13. August 1777, der den Kaiser gebildet hat und den ich sehr genau gekannt habe, war ein würdiger Mann und fähig, einem jungen Prinzen gute Grundsätze beizubringen." Wie ich oben schon erwähnt habe, war der Ajo eine tapfre Kriegsgurgel, aber ohne Kenntniß in den Geschäften und Wissenschaften. In demselben Jahre 1746, wo der Ajo angestellt ward, erinnerte sich Papst Benedict XIV., der nebst August III. von Sachsen-Polen der Pathe Joseph's gewesen war, dem nun schon fünfjährigen Prinzen die geweihten Windeln zu schicken. Als der Nuntius Serbelloni sie Maria Theresia überreichte, entgegnete diese, über die Verzögerung ungehalten: „Ihr Sohn habe weder Windeln noch Spitzen mehr nöthig, er habe bereits die ungarischen Beinkleider angezogen."

Der preußische Gesandte Graf Podewils, der Joseph als sechsjährigen Knaben sah, schildert ihn und die Erziehungsweise, die er von Vater und Mutter erhielt, in einer Depesche an Friedrich den Großen vom 22. März 1747: die Schilderung zeigt namentlich, wie viel Joseph später aus sich selbst gebildet hat.

„L'Archiduc Joseph n'est pas grand pour son âge, mais fort bien fait et tout-à-fait beau. Sa phisionomie est agréable. Il a les yeux de l'Im-

pératrice-Reine mais la plupart des autres traits de l'Empereur. Sa mine est fière et haute et son abord de même. Loin de l'en corriger on l'y entretient et l'on l'éléve dans les maximes de l'ancienne hauteur de la maison d'Autriche. Il tutoie tous les hommes, quoique l'Empereur même leur adresse le discours en tierce personne; encore lui arrive-t-il rarement de leur parler et ce n'est que ceux d'un certain rang et les dames qu'il honore de son entretien. Il a déjà la plus haute idée de son rang. Il n'y a pas longtemps qu'il dit à quelqu'un qu'il avoit encouru sa disgrace. Il donne à tout le monde et même aux dames la main à baiser. On m'a assuré que se trouvant un jour dans une chambre garnie de portraits de ses ancêtres il dit à quelqu'un: „Voilà l'Empereur mon grand père, voilà l'Impératrice une telle," et se tournant en suite de l'autre coté, „ce n'est, dit-il avec un air de dédain, qu'un duc et une duchesse de Lorraine." L'Empereur tâche à la vérité de corriger ces principes de hauteur, mais outre qu'il l'aime trop pour l'en reprendre fortement, tout le monde conspire à les lui faire prendre."

„Il est opiniâtre et têtu, souffrant plutôt qu'on l'enferme et qu'on le fasse jeuner que de consentir à demander pardon. L'amour extrême que l'Empereur et l'Impératrice lui portent, les empêchent de le corriger dûment d'un défaut qui n'aura que trop d'influence sur son caractère."

„Il n'aime que le militaire et n'estime que ce qui y a du rapport, au point quil n'adresse presque la parole qu'aux officiers et à leurs femmes. Il ne montre aucun penchant pour l'étude et l'on aura de la peine à lui faire apprendre les choses les plus communes et qu'il ne pourra ignorer sans honte."

„On lui inspire beaucoup d'animosité contre la France, et il s'y prête si bien qu'il refuse d'apprendre la langue françoise et ne la parle jamais. Pour en venir à bout on l'apprend dans sa présence à un jeune enfant de son âge. L'Empereur désapprouve extrêmement qu'on lui donne de pareils principes mais il n'en est pas le maître et n'ose même le trop blâmer pour ne pas accréditer encore davantage l'idée où l'on est déja qu'il ne haït pas assez les François. Je n'ai point appris qu'on lui inspire de la haine contre V. M. ni qu'il en témoigne."

„Il est généreux. L'année passée lorsque l'Impératrice jouoit à Schönbrunn il lui prenoit souvent de l'argent et le distribuoit à de pauvres officiers et à des soldats."

„Il est difficile jusqu'ici de décider, s'il aura beaucoup d'esprit. Je doute cependant qu'il ait jamais un grand génie. Tous les traits qu'on rapporte de lui et qu'on admire, marquent à peine de la vivacité de l'imagination et aucun de la sagacité, ni quelque heureuse combinaison d'idées. Il n'y a qu'une réponse qu'il a donné au comte

de Worontzow qu'on pourroit en qualifier, mais l'on est persuadé qu'elle lui a été suggérée. Ce ministre parlant de la longueur du chemin de Pétersbourg jusqu'ici, l'archiduc lui répondit: „Il faut bien que le chemin soit long car il y a bien de temps que j'entends dire que vos troupes marchent et elles ne sont pas encore arrivées.“*)

„On ne lui a point formé de maison jusqu'ici et il est encore entre les mains des femmes.“

„La mauvaise éducation qu'il reçoit et la trop grande tendresse de ses parents ne donnent pas lieu d'espérer qu'il parvienne jamais à être grand prince, et l'Impératrice en désapprouvant la manière dont ses ancêtres ont été élèves, suit pourtant les mêmes traces pour l'éducation de ses enfants et surtout de ce fils.“

Zur Vervollständigung dieser preußischen Charakteristik des, wie gesagt, damals erst sechsjährigen Erzherzogs, füge ich noch ein paar Stellen aus früheren Depeschen über seine Erziehung bei:

„L'Impératrice-Reine aime tendrement ses enfants qui sont toujours autour d'elle les jours d'appartement. Elle idolâtre l'archiduc Joseph. Elle lui passe bien des défauts qu'elle devroit corriger. Elle affecte cependant quelquesfois de la sévérité à son égard et prétend ne pas le gâter. Un jour elle ordonna de lui donner le fouet. On

---

*) Es sind die 37,000 Mann Russen gemeint, die erst 1748 unter Fürst Repuin in Deutschland anlangten.

lui représenta qu'il n'y avoit point d'exemple qu'on l'eût jamais donné à un archiduc. „Je le crois, dit elle, mais il n'y a rien aussi qui n'y ait paru.“

„L'Empereur est bon père, aime beaucoup ses enfants et idolâtre ainsi que l'Impératrice l'archiduc ainé.“

Maria Theresia war eine überaus zärtliche und sorgsame Mutter, aber sie war doch streng und forderte, als Joseph älter ward, nach der Sitte jener Zeit einen strengen Gehorsam, ohne alles Raisonniren und Widersprechen. Die pünktlichste Subordination war die Seele ihrer Hausordnung, ein Wink galt als Befehl, der ohne alle Widerrede vollzogen werden mußte. Joseph war von ungemein lebhafter, feuriger Gemüthsart, es ward ihm schwer, an diesen scharfen Stangen der mütterlichen Erziehung einherzugehen. Er war eigensinnig, gehorchte nicht immer gern, die Mutter pflegte ihn nur „den Starrkopf“ zu nennen. Sie äußerte wiederholt: „ich lehre meinen Sohn die Musik lieben, damit er milder werde. Mein Joseph ist nicht folgsam, er ist störrisch.“ Aber Joseph liebte seine Mutter und wenn er auch nicht mit dem Herzen, aus innerer Ueberzeugung sich unterwarf, so bezwang er doch sein Herz und gehorchte aus Respekt. Er fügte sich selbst den pedantischen Einengungen, die ihm auferlegt wurden, er ließ die geliebte Mutter auch in ihren manchmal übertriebenen frommen Grillen gewähren. Aber er bemerkte frühzeitig Maria Theresia's Schwächen, ihre Vorneigung zur Bigotterie, es entging ihm nicht, wie sie von listigen und herrschsüchtigen Heuch-

lern beschlichen wurde. Ganz ähnlich wie bei Friedrich II. setzte auch bei Joseph II. sich eine tiefe Abneigung gegen das unlautere und fanatische Treiben der Geistlichkeit fest. Joseph bemerkte auch frühzeitig sehr wohl das Treiben der Hofleute: er sah, wie der im Staatsrock sich blähende Hochmuth vor seiner eifersüchtig über ihr höchstes Ranganseh̄n wachenden Mutter kroch, er sah, wie die hochgebornen aber geistesarmen Edelleute, der Eitelkeit seiner Mutter schmeichelnd, ohne wahres Verdienst zu haben, nur ihre Stellungen zu sichern beflissen waren. Auch gegen diese Menschenclasse setzte sich eine tiefe Abneigung in seiner Seele fest.

Aber er mußte schweigen, seine Gesinnungen verbergen. Er gewöhnte sich so frühzeitig an Verstellung und es kam ein Mißtrauen und eine Menschenverachtung in seine Seele, die den reinen Spiegel derselben trübte. Es keimte jenes Bittre, Scharfe und Schneidende in ihm auf, welches später einen verdunkelnden Schatten auf seine im Uebrigen so edeln und großen Eigenschaften warf. Es kam dadurch jene kaltblütige Grausamkeit in sein Gemüth, die er in seiner Liebe für die Reformen nur zu oft gezeigt hat. Aus Erbitterung ließ er später nur zu öfters Pläne und Unternehmungen fallen, wenn ihnen Hindernisse in den Weg traten, weil er seine Zeitgenossen nicht weiter für würdig derselben ansah.

So lange die Mutter lebte, und Joseph ward neununddreißig Jahre alt, ehe sie starb, hielt sie so streng und unverbrüchlich auf ihre Auctorität, daß sie

es sich nicht versagte, ihren Sohn, selbst als er schon zum völligen Mann herangewachsen, ja als er deutscher Kaiser geworden war, selbst in Gegenwart von dritten Personen noch über Kleinigkeiten zu belehren und ihm dürre, harte Zurechtweisungen zu ertheilen.

Pedantisch, wie Joseph's Erziehung durch die Mutter, war auch der Unterricht der Lehrer, die ihm zugewiesen wurden: der Staatskanzler Graf Corfiz von Uhlefeld und der Staatssecretair Bartenstein wurden seine Lehrer in der Staatskunst. Unter andern ließ Bartenstein den dreizehnjährigen Prinzen die vaterländische Historie aus funfzehn eigens für ihn aus archivalischen Quellen geschriebenen Folianten erlernen. Der Generalfeldzeugmeister Wenzel von Liechtenstein unterrichtete Joseph in der Kriegskunst. Der Unterinstructor in dieser Branche war der tüchtige Brequin. Den Unterricht in der Religion ertheilte ein Jesuit Pater Franz, der erste Director der von Kaunitz gestifteten orientalischen Academie. Der bedeutendste Mann, von dem Joseph Eindrücke empfing, war Kaunitz, er blieb ihm auch sein ganzes Leben hindurch in höchster Dankbarkeit ergeben.

Ein Augenzeuge, der den Kronprinzen von seiner Kindheit an gekannt und beobachtet hatte, hat folgende Schilderung von ihm und seiner weitern Entwickelungsgeschichte, gegenüber der Erziehung, die an ihn gebracht wurde, gegeben: „Sein Körperbau entwickelte sich schnell und vortheilhaft und er war ein schöner, wohlgestalteter Prinz; doch in den Jugendjahren ohne Feuer und

Wirksamkeit. Seine Fähigkeiten und Geistesgaben fingen später an zu reifen und er wurde gar bald von seinem nach ihm gebornen Bruder, dem Prinzen Carl, der leider zu frühe, kaum achtzehn Jahre alt, starb, an äußerer Geschicklichkeit, munterem Wesen und Entschlossenheit übertroffen und daher in der älterlichen Liebe etwas zurückgesetzt, welches dem Prinzen Joseph öfters heimliche Thränen gekostet haben soll. Er lernte allzeit ungern und schwer: allein, was er erlernte, hat er nie vergessen, denn sein Gedächtniß war so glücklich, Alles zu behalten, was er einmal gefaßt hatte. Er wollte gern Alles wissen und hatte auch von Allem eine bewundernswürdige Kenntniß. Zur Verschwendung zeigte er niemals den geringsten Hang; man konnte aber auch keine besondere Anlage zum Geiz in ihm wahrnehmen. Er schenkte Wenigen, wenn es aber geschah, so waren die Gaben fürstlich und mit der größten Anständigkeit verbunden. Gegen seine Untergebenen war er liebreich, herablassend, wohlwollend und gnädig. Gegen Vorgesetzte etwas steif und gegen seine Hofmeister, wovon einige Pedanten waren, widersetzlich, ungeduldig und launisch. Gegen die Eltern gehorsam, doch zurückhaltend, gegen die Geschwister mehr freundlich als herzlich, öfters satyrisch, selten zuvorkommend, immer entfernt. Den geistlichen Stand schien er nie zu achten, die Religion aber hoch zu schätzen: der gar zu fleißige Kirchengänger und öffentliche Beter fand bei ihm wenig Vertrauen und Gehör. Der Gelehrte und Künstler wurde von ihm geehrt. Für das schöne Geschlecht bezeigte er jederzeit viel Achtung, tändelte

gern mit den Schönen und war gegen alle freundlich, höflich, leutselig und im Umgang außerordentlich einnehmend und liebenswürdig.“

Mit seinem siebzehnten Jahre überfielen Joseph die Blattern und seitdem er davon wiederhergestellt war, wurde er ein anderer Mensch. Das bisherige Zerstreutsein hörte auf, er warf sich jetzt mit ungemeinem Eifer auf's Lernen, er zeigte eine fast unersättliche Wißbegierde. Er fing an, selbst zu studiren. Achtzehn Jahre alt, 1759, sollte er im siebenjährigen Kriege zur Armee des Feldmarschalls Daun in's Feld ziehn, was sein Lieblingswunsch war, aber die besorgte Mutter besann sich plötzlich eines Andern.

Als Joseph in die zwanziger Jahre eintrat, war er ein schöner, blühender junger Mann, schlank, nicht viel über mittlere Mannesgröße. Der Ausdruck seines Wesens war ernst, aber freundlich. Sein Gesicht war länglich, der Teint rein, der Blick geistvoll, heiter und einnehmend, um den Mund spielte immer ein lieblicher Zug, die Zähne waren weiß und regelmäßig. Die Stirn war hochgewölbt, die Nase etwas gebogen, beide edel. Selbst die Narben, die die Pocken auf dem Gesichte zurückgelassen hatten, gaben den Zügen mehr männlichen Ausdruck. Aber besonders funkelte das Auge von Geist und Leben, es war himmelblau oder kaiserblau, wie man es in der Modewelt genannt hat, es spiegelte sich in ihm Joseph's edles, uneigennütziges, aber energisches, rasches, ja rücksichtslos eigenmächtiges Gemüth, die warme Begeisterung für alles das, was sich diesem Gemüthe als das Große und Gute darstellte.

Joseph war weit wärmer, weit jugendlicher, als sein großer Rival, der alte Fritz. Friedrich sah ihn zuerst, als er achtundzwanzig Jahre alt war und sagte von ihm: „Er ist an einem bigotten Hofe aufgewachsen und hat den Aberglauben abgeworfen; er ist im Prunk erzogen worden und hat einfache Sitten angenommen, man hat ihn mit Weihrauch genährt und er ist bescheiden."

Aber Friedrich entging der hochstrebende, ehrgeizige Geist nicht, der in Joseph brütete, er sagte deshalb sehr bedeutungsvoll von ihm: „Er wird Carl V. noch übertreffen." Joseph war ganz erfüllt von den Beglückungsideen der Menschheit, wie sie damals, von Frankreich her angeregt, in allen edleren deutschen Gemüthern sich bewegten, und es charakterisirte ihn, Friedrich gegenüber, Nichts schärfer, als daß er später, als er schon ein sechsunddreißigjähriger Mann war, drei Jahre vor dem Tode seiner Mutter, auf der französischen Reise Rousseau in seinem Dachstübchen zu Paris aufsuchte, Voltaire aber, den von Friedrich II. so geehrten Voltaire, auf seinem Landgute zu Ferney nicht — aus Grundsatz nicht, wenn auch zu des eiteln Voltaire größtem Aerger. Während Friedrich seine Untergebenen noch mit dem alten „Er" titulirte, fing Joseph zuerst an, sie alle, und auch die Bürgerlichen unter ihnen, mit „Sie" anzureden. Er glaubte damit den Menschen als Menschen ehren zu müssen.

2. Joseph's Regiment als deutscher Kaiser. Seine Reisen.

Vierundzwanzig Jahre alt war Joseph, als die römische Königskrone ihm zu Theil ward, er ward am 3. April 1764 zu Frankfurt gekrönt: es ist die Krönung, die Göthe in Wahrheit und Dichtung mit so jugendlich-anmuthiger Anschaulichkeit beschreibt. Im folgenden Jahre starb sein Vater Kaiser Franz und er übernahm nun die Regierung des deutschen Reichs. Es schien Anfangs, als wollte die über den Tod des geliebten Gemahls untröstliche Mutter sich ganz den Staatsgeschäften entziehen und, wie sie vielmals zu sagen pflegte, ihre übrigen Lebenstage als Aebtissin des neugegründeten Damenstifts Gott allein schenken. Aber der Entschluß hielt nicht zweimal vierundzwanzig Stunden vor. Die Liebe zum öffentlichen Leben, mehr noch die Liebe zum Herrschen, war mächtiger als die andächtige Wallung. Sie ernannte jedoch Joseph zum Mitregenten in den Erbstaaten.

Dieser warf sich nun sofort mit dem höchsten Eifer auf die inneren Reformen. Er trat gleich beim ersten Anfange seines Regierungseinflusses mit einem seltenen Beispiel von Uneigennützigkeit auf, indem er zweiundzwanzig Millionen Coupons, nach dem siebenjährigen Kriege gemachte Staatspapiere, die er von seinem Vater ererbt hatte, verbrannte und dadurch dem Staate das ganze Capital sammt den Interessen schenkte. Nachdem er so kraft seines Wahlspruchs: „Virtute et exemplo, durch Tugend und Beispiel," mit der edelsten Selbstverläugnung vorausgegangen war, forderte er auch ein Gleiches von den Die-

nern des Hofs und des Staats. Joseph suchte sofort allen unnöthigen Aufwand abzuschneiden und forderte deshalb allen Personen am Hofe und in den Regierungsstellen Listen über Besoldungen und Pensionen ab. Alles Mißbräuchliche kam jetzt in Wegfall. Eben so machte er der unter den vorigen Regierungen zu den abscheulichsten Mißbräuchen gediehenen Aemterjägerei ein Ende. Alle Empfehlungen durch männliche und weibliche lange Röcke sollten aufhören, Verdienst und Würdigkeit allein entscheiden. Wie übel es mit dem Beamtenstande in Oestreich bestellt war, erweist sich am deutlichsten aus einer Verordnung Joseph's, die er einige Jahre vor seinem Tode, am 28. Nov. 1787, noch zu erlassen für nöthig fand, „daß die schon angestellten Beamten durch unentgeldlichen Besuch der Wiener Universität ihre Unwissenheit bessern könnten.“ Bei Hofe wurden bedeutende Vereinfachungen vorgenommen. Früher hatte jedes Glied der kaiserlichen Familie, das seinen eignen Hofstaat hatte, auch seine besondere Tafel gehabt. Jetzt blieben nur noch die des Kaisers und der Kaiserin-Mutter. Auch die Hofspeisung an der Marschallstafel ward endlich aufgehoben, die dienstthuenden Kammerherren erhielten die Weisung, um ein Uhr ihren Posten zu verlassen und zu Hause zu speisen. Die ungeheuer zahlreichen Galatage wurden auf einen einzigen bestimmten reducirt, den Neujahrstag; alle übrigen, erklärte Joseph, werde er besonders ansagen lassen. Das spanische Ceremoniel und den großen Pomp, der sonst die Majestät umgab, schaffte

er ganz ab, namentlich in einer eignen Verordnung das Kniebeugen, das, wie er sagte, Gott allein gebühre. Als seine Mutter gestorben war, ordnete er im Januar 1784 der Einfachheit wegen an, daß es allen Staatsdienern erlaubt sei, ihren Vorgesetzten in Stiefeln Aufwartung zu machen. Die kaiserliche Titulatur in Suppliken und dergleichen reducirte er 1787 auf das einfache: „An S. Maj. den Kaiser und König.“ Er verbot die Hazardspiele, die, um das französische Theater zu unterhalten, das sein Vater sehr liebte, erlaubt worden waren: jede Pharaobank zahlte den Theaterunternehmern zehn Ducaten. Die Folge war, daß das französische Theater einging. Kaunitz, der das französische Theater sehr liebte, war sehr verdrießlich darüber. Er äußerte damals: „Je ne vois que des defences, de tous cotés.“

Der ganze Hof, durch die Kaiserin verwöhnt, erschrak, als Joseph so auf einmal die strengste Oeconomie statt des überflüssigen, prunkenden Aufwandes einführte, Ehrlichkeit und Treue auf die höchste Stufe der Staatstugenden erhob und in den Collegienschlendrian einen ernsten Gang der Ordnung und des Fleißes zu bringen suchte. Die in ihrer Ruhe aufgescheuchten und in ihrem behaglichen Leben bedrohten Hof- und Staatsbeamten verbanden sich sofort gegen Joseph. Die Kaiserin ward bestürmt, ihr sanftes Scepter nicht niederlegen, den Born ihrer Huld und Gnade noch ferner über ihre Millionen Unterthanen ausschütten zu wollen. Was Schmeicheleien nicht ganz erreichten, erreichte die fromme List, mit der man bei Marien Theresien die

Eifersucht auf ihren Sohn zu erwecken wußte, dessen Neuerungssucht alle Schöpfungen der Mutter umstoßen werde. Nach und nach zog Maria Theresia die Regierungszügel wieder straffer an sich und zuletzt blieb dem jungen Kaiser nur noch die Sorge der Verwaltung des Kriegswesens überlassen. Joseph mußte noch sechszehn lange Jahre warten, ehe er in den Erbstaaten seine Pläne der inneren Reformen ausführen konnte.

Als deutscher Kaiser war für Joseph wenig zu thun. Die alte Reichsverfassung war zu unförmlich und gothisch, als daß er dieser ehrwürdigen Ruine zu einem erneuerten Leben hätte verhelfen können. Indeß that Joseph auch in dieser Sphäre, was er nur irgend thun konnte. Er verbot durch ein Handbillet vom 21. Oct. 1767 an den Präsidenten des Reichshofraths, Grafen von Harrach, daß das Uebel des Geschenkenehmens bei diesem höchsten Reichsgerichte aufhören solle, sowohl angebotne als „geforderte" Geschenke, sowohl Geld- als Geldeswerths-Geschenke, Consumtibilien oder s. g. „Kuchelregalien" sollten durchaus wegfallen. „Die mindeste Verhehlung oder Uebertretung dieses meines ernstlichen Befehls — so schreibt Joseph in diesem Billete — werde ich ohne Ansehung der auch noch so lange geleisteten Dienste oder noch so großen Geschicklichkeit, den Redlichen zur Genugthuung, Eigennützigen aber zum billigen Schrecken, auf das allerschärfeste, auch mit Cassation ahnden." Zuletzt war noch mit eigner Hand beigefügt: „Dieses Billet ist öffentlich im Rathe vorzulesen und einem Jeden in die Feder zu dictiren."

Das zweite höchste Reichsgericht, das Reichskammergericht zu Wetzlar, war ein wahrer Augiasstall. Zu tausenden lagen dort die Prozeßactenstöße aufgehäuft und blieben unerledigt. Ein Prozeß, den die Stadt Gelnhausen geführt hatte, hatte 1549 begonnen und war erst 1734 erledigt worden. Ein andrer Prozeß, der zwischen Kurbrandenburg und Nürnberg obschwebte, dauerte schon seit 1526 und war noch nicht erledigt. Das Gericht genoß bei den mächtigeren Reichsständen so wenig Auctorität, daß Kurpfalz 1699 seine beiden Boten hatte durchprügeln und fortjagen lassen. Joseph wollte dennoch die Herculesarbeit mit diesem Prozeßstalle übernehmen. Es wurde eine Visitations-Commission niedergesetzt, 1772 durch dieselbe drei Assessoren abgesetzt, auch der schlaue Justizmäkler Jude Nathan von Frankfurt mußte 232,000 Gulden Ersatz zahlen und sechs Jahre lang sitzen. Nichtsdestoweniger war mit dem Aufräumen nicht durchzukommen. Noch bei der Auflösung des deutschen Reichs fand man 80,000 Prozeßactenstöße, s. g. brutalia juris, die Hälfte unerledigt.

Das Ersprießlichste, was Joseph als deutscher Kaiser zu Stande brachte, war der heilsame Schrecken, den er den kleinen Reichstyrannen einjagte. Graf Friedrich von Leiningen zu Guntersblum, ohnfern Worms, ward nach vierjähriger Regierung 1770 wegen einer ganzen Galerie von sauberen Verbrechen und Unthaten, als: „Gotteslästerung, attentirte Menschenmorde, Vergiftung, Bigamie, Verbrechen der beleidigten Majestät, Concussion seiner Unterthanen und

unerlaubter Mißhandlung fremder auch geistlicher Personen" durch den Reichshofrath der Regierung für unfähig erklärt, Joseph ließ ihn zu Arrest bringen, um criminaliter gegen ihn zu procediren, er starb schon 1774. Einer der schlimmsten kleinen Reichstyrannen war der Wild-, Rauh- und Rheingraf Carl Magnus von Salm, auf dem wilden und rauhen Hundsrücken zu Grehweiler. Dieser kleine Graf wirthschaftete mit einem Einkommen von 60,000 Gulden dreißig Jahre lang so herrlich und in Freuden, daß zuletzt sein Einkommen nicht mehr zur Bezahlung der Interessen für die aufgelaufenen Schulden hinreichte. Er erlaubte sich darauf die schändlichsten Betrügereien gegen seine Gläubiger und die unglaublichsten Plackereien und Schindereien gegen seine Unterthanen. Er ward angeklagt und Joseph ließ ihn im Jahre 1775 zu zehnjährigem Gefängniß auf dem festen Bergschlosse Königstein bei Frankfurt verurtheilen. Das Urtel lautete: „daß der Rheingraf wegen seiner groben Verbrechen die höchste Strafe zwar verdient habe, daß aber der Kaiser in Rücksicht seines alten und ehrwürdigen Hauses die Strafe dahin mildern wolle, daß derselbe wegen eingestandener schändlicher Betrügereien, unverantwortlichen Mißbrauchs der landesherrlichen Gewalt und vielfältig begangener, befohlener und zugelassener Fälschungen, zehn Jahre lang auf einer im römischen Reiche gelegenen Festung in peinlichen Haften zu halten und ihm nichts als der höchst nothwendige Unterhalt aus seiner Concursmasse abzureichen sei." Dieß war ein Exempel, wie es seit

Jahrhunderten nicht statuirt worden war, auch wollten es S. Erlaucht gar nicht fassen, daß Kaiserliche Majestät so hart mit ihm zu verfahren wirklich entschlossen sei. Joseph machte aber bitteren Ernst. Der wilde und rauhe Rheingraf saß sechs Jahre und drei Monate zur Strafe auf dem Königstein, dann kam er aber doch noch frei, durfte aber natürlich nicht wieder regieren.

Nächst den Reichsgeschäften und dem Kriegswesen suchte Joseph während der sechszehn Jahre, wo er noch der Regierung seiner Mutter zusehen mußte, sich durch Reisen zu zerstreuen. 1766, im März, besuchte er zuerst das Land Ungarn bis nach Temeswar und Belgrad an der türkischen Grenze. Er sah dann im Juni Böhmen, Oberschlesien, Mähren. Er stattete damals auch den Höfen zu Dresden und München einen kurzen Besuch ab. Die projectirte Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen verhinderten seine Mutter und Kaunitz wegen politischer Rücksichten. 1769, vom März bis Juni, machte er in Begleitung seines Oberstallmeisters, des Grafen Dietrichstein, seine erste Reise nach Italien, war zu Rom im Conclave, wo Ganganelli gewählt wurde, zu Neapel bei seiner Schwester Caroline, zu Florenz bei seinem Bruder Leopold, zu Parma, zu Turin und zu Mailand. 1769 im August und 1770 im September sah er zweimal seinen großen Rival Friedrich in den Lagern von Neiße und Mährisch-Neustadt. In Neiße war sein Schwager Prinz Albert von Sachsen-Teschen, Marschall Lascy, General

Loudon und der Oberstallmeister Dietrichstein in seiner Begleitung, in Neustadt auch Prinz 'Ligne und Fürst Kaunitz: hier ward wegen der Theilung Polens unterhandelt. 1772 ging er wieder nach Böhmen, um bei der ausgebrochnen Hungersnoth zu helfen. 1774 machte er die zweite italienische Reise. 1777 vom 1. April bis 1. August besuchte er in Begleitung der beiden Grafen Joseph Colloredo und Philipp Cobenzl als „Graf von Falkenstein" Versailles, wo er nicht bei seinem Schwager, sondern im Gasthof, und Paris, wo er über einen Monat beim östreichischen Gesandten Grafen Mercy im Petit Luxembourg wohnte; dann durchreiste er die Provinzen Frankreichs und ging über Bayonne bis St. Sebastian in Spanien; er wollte bis Madrid, ja bis Lissabon gehen, als ihn ein Courier mit der Nachricht von einer Krankheit seiner Mutter traf: er sah auf der Rückreise Marseille, Toulon, Lyon, Genf, Bern, den Rheinfall bei Schaffhausen, Constanz und Bregenz. 1778 wohnte er dem bairischen Erbfolgekriege in Böhmen bei. 1779 ging er wieder nach Böhmen, um die neuen Festungen Theresienstadt und Josephstadt anzulegen und zwar gerade auf den Punkten, wo sie Friedrich der Große in Teschen angegeben, als sich Collenbach und Herzberg wegen Glatz gezankt und der König ausgerufen hatte: „Glatz hilft Ihnen nichts, hierher müssen Sie zwei Festungen setzen!" 1780 vom April bis August war Joseph dann bei der Kaiserin Katharina von Rußland in Mohilew, Smolensk, Moskau und Petersburg.

Es wurde Joseph schwer zu warten: von Eitelkeit war er nicht frei. Sein brennender Wunsch war seit lange gewesen, ein Friedrich für Oestreich zu werden, Oestreich eben so aufzuklären, wie Preußen aufgeklärt worden war, Oestreich politisch, sowohl finanziell als militärisch, umzuformen, wie Friedrich Preußen umgeformt hatte. Joseph ging der Gedanke über Alles, von den Zeitgenossen, die Friedrich so angestaunt hatten, eben so angestaunt zu werden, die Unsterblichkeit gleichsam im Voraus zu genießen. Endlich 1780, am 29. November, starb die Mutter und nun war er selbstständig. Jetzt wollte er nachholen.

3. Joseph's Regierungsantritt in Oestreich.

Es lebte in Joseph ein Geist der Entwürfe, wie ihn wenige Menschen besessen haben, ein Plan drängte den andern in seinem Kopfe. Das Fach der auswärtigen Politik blieb vor der Hand dem alten Fürsten Kaunitz. Joseph selbst machte sich an die inneren Umwandelungen und zwar aufs Eifrigste und Eiligste. Die einzige Idee, die ihn völlig beherrschte, war das Beste des Staats. Wie Friedrich der Große zu sagen pflegte: „Ich bin nur der erste Diener des Staats", so sagte Joseph: „Ich bin nur der Verwalter des Staats." Aber was dem Staate fromme, das bestimmte Er und zwar Er allein, eben so absolutistisch, wie Friedrich. Seine Ansichten setzte er in den Briefen an seine Freunde mit größter Offenheit auseinander. Er schrieb kurz nach dem Tode seiner Mutter im December 1780 an den Minister des innigst

befreundeten Frankreich, wo seine Schwester Königin war, an den Herzog von Choiseul nach Paris: „Die Kaiserin, meine Mutter, hat mir einen großen Staat, Minister und Generale von entschiedenen Talenten, getreue Unterthanen und einen Ruhm zurückgelassen, der es jedem Nachfolger schwer macht, ihn zu behaupten. In Ansehung der Staatsbedienten hat diese Monarchin eine vorzügliche Regierungskenntniß bewiesen. Kaunitz als Minister der auswärtigen Geschäfte, Hatzfeld als Chef der inneren Staatsverwaltung und einige Ambassadeurs an verschiedenen Höfen beweisen, daß sie Talente gekannt, geschätzt und belohnt habe. Der bisherige Einfluß der Geistlichkeit in der Regierung meiner Mutter wird ein Gegenstand meiner Reformen werden. Ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viel Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen. Auch fordert der Finanzzustand in den östreichischen Ländern eine andere Einrichtung. Nach einer kurzen Uebersicht, die ich mir über denselben verschaffte, finde ich die Staatsschulden auf eine beträchtliche Summe, die Gnadengaben, Pensionen, Zulagen und Nebeneinflüsse verschiedener Edeln und Beamten zu einer ziemlichen Höhe gestiegen. Ich muß Einschränkungen machen, so schwer es Einigen fallen mag, die es betreffen wird."

„Noch sind mir diese Gegenstände ziemlich neu; ich muß mich besser orientiren, ich muß die Pflichten

meiner neuen Würde auch mit einer vollkommenen Kenntniß der Gegenstände derselben vereinbaren, sonst wäre ich ein Monarch, wie der Großherr, der nichts als seine Vergnügungen und keine von den Obliegenheiten seines Stands kennt."

„Leben Sie glücklicher, als ich. Noch bin ich es nicht ganz und bis ich die Laufbahn durchwandelt, die ich mir vorgesetzt, werde ich ein Greis."

Mit derselben Offenheit spricht sich Joseph gegen den Erzbischof Hieronymus von Salzburg, Grafen von Colloredo, einen Sohn seines Reichsvicekanzlers, aus. Er schreibt ihm im Februar 1781: „Die Angelegenheiten des deutschen Reichs habe ich schon seit dem Tode meines Vaters, so wie das Kriegswesen lange Zeit schon allein besorgt. An der Seite der ersten sind eine außerordentliche Anzahl der Reichsgesetze und der Reichsvicekanzler Colloredo meine Unterstützung gewesen; das zweite übersieht mein Lascy, einer der vortrefflichsten Generale unserer Zeiten; seine großen Talente sind mir Bürge für den Wohlstand meiner Heere und für die Sicherheit des Reichs."

„Aber die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung ohne weiterem. Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angebornen Freiheiten gesetzt werden."

„Das Mönchthum hat in Oestreich überhand genommen, die Anzahl der Stifter und Klöster ist zum

Außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden."

„Mein Staatsminister Freiherr von Kresel*), der aufgeklärte van Swieten**), der Prälat Rautenstrauch***) und noch einige Männer von bewährten Kenntnissen werden zur Hofcommission verordnet, die ich zur Aufhebung der unnöthigen Mönchs- und Nonnenklöster niedergesetzt habe."

„Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggerissen, wenn ich Andromache's Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannt und den blos beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe, dann mögen

*) Franz Carl, seit 1760 Freiherr Kresel von Qualtenberg, ein Böhme, Geheimer Rath und Staatsrath in inländischen Geschäften, Hofkanzler und Präses der geistlichen Hofcommission.

**) Gottfried, Sohn des berühmten Leibarzts, der Diplomat und Hofbibliothekpräfect.

***) Stephan von Rautenstrauch, ebenfalls ein Böhme, aus Platten, Abt des Benedictinerstifts Braunau, ein Haupthelfer Joseph's in Ecclesiasticis, bis er, wie man sagt, von jüngern Nebenbuhlern vergiftet wurde, er starb 1785 zu Erlau in Ungarn.

vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen raisonniren."

„Ich habe ein schweres Geschäft vor mir; ich soll das Heer der Mönche reduziren, soll die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschornem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte."

Am unumwundensten und stärksten spricht sich Joseph endlich in einem Briefe vom October 1781 an den Cardinal Hrezan, einen Böhmen, seinen Gesandten in Rom, den Nachfolger des berühmten Cardinals Albani, aus:

„Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht."

„Zu Folge ihrer Logik wird Oestreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiet der Religion entferne, die nie dahin gehört haben."

„Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster derselben aufheben und sie den Bischöfen ihres Bezirks unterwerfen."

„In Rom werden sie das für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird „die Herrlichkeit ist gefallen“ laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volke seine Tribunen wegnehme und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Grenzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe.“

„Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört; wenn er ihm keine andere Beschäftigung als das Evangelium allein läßt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben.“

„Die Grundsätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldne Kälber anzubeten.“

„Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte alles von seinen Heiligen!“

„Die Rechte der Bischöfe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volks zum Theil mit umschaffen; ich werde dem gemeinen Manne statt

des Mönchs den Priester, statt der Romane der kanonisirten Leute das Evangelium und im Religionsunterschied die Moral predigen lassen."

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu."

„So werden nach einem Zeitraum von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben."

4. Joseph's Reformen im Clerus. Das Censur- und Toleranzedict. Besuch des Papstes in Wien.

Joseph's Hauptreform traf den Clerus, als den Hauptfeind der Aufklärung, wie er sie in Oestreich herzustellen wünschte. Diese Reform, so war sein Wunsch, sollte so zeitig und so gründlich als nur immer möglich eintreten. Er war der entschiedenste Lichtfreund und so sollte es auch sofort Licht sein in seinen Staaten. Das Regiment der geweihten Dummheit, die Zeiten des heiligen Obscurantismus sollten aufhören. Es sollte in dem katholischen Oestreich eben so hell werden, wie Friedrich in dem protestantischen

Preußen es hell gemacht hatte. Zu dem Ende gab Joseph gleich im ersten Jahre seiner Regierung die zwei berühmten Edicte, von denen er in seinem zuversichtlichen Enthusiasmus hoffte, daß sie die glückliche Wandlung herbeiführen würden: das Censuredict vom 11. Juni 1781, das die zeither niedergehaltene Denk- und Preßfreiheit gewährte, und das Toleranzedict vom 13. October 1781, das die Unterdrückung der Akatholischen aufhob.

Diese beiden radicalen Edicte führten allerdings eine vollständige Umwandlung herbei, aber ganz anders, als der menschenfreundliche Kaiser, der mit Gewalt seine Völker beglücken wollte, es sich gedacht hatte. Joseph hatte übersehen, daß in einem Boden, der Jahrhunderte lang unbebaut gelegen hatte, der mit Unkraut und Steinen bedeckt, der ganz hart und festgetreten war, nicht gleich Saamen gedeihen könne. Und dieser Boden war sein Land. Bis auf die Stunde, wo er die Selbstregierung übernahm, hatte der härteste Denk- und Glaubenszwang geherrscht, der Geist der Unterthanen der Monarchie war durch die strenge Hof-, Adels-, Büreaukratie-, Jesuiten- und Kapuzinerbevormundung in aller freien Entwicklung gehemmt worden, bei der bei weitem größten Anzahl hatten die natürlichen Folgen der Geistesſklaverei: Bigotterie, Fanatismus, Unwissenheit und Aberglauben einen Zustand herbeigeführt, daß das Licht, das Joseph hereinlassen wollte, statt zu beglücken, nicht anders als blenden und erschrecken konnte. Es war geradehin unmöglich, diese methodisch auf den Kinderstandpunkt zurückgeführten

blöden katholischen Unterthanen mit einem Male jener freieren Geistesbildung zuzuführen, in welcher die protestantischen Deutschen sich bewegten. Joseph war ein aufrichtiger Christ. Er sagte bei der Reise zum Papst den theologischen Professoren zu Bologna: „Ich bin zwar kein Theolog, bin nur Soldat, aber so viel weiß ich, daß zum Himmel nur Ein Weg führt — also nur Eine Lehre —, ich hoffe, Sie werden in Ihren Schulen auf diese einzige Lehre halten, auf die Lehre Jesu Christi!“ Aber er fehlte sehr, indem er alle alte Auctoritäten mit einem Male vernichtete, das Herkömmliche bei der Wurzel ausreißen und alles plötzlich neu umschaffen wollte. Es mangelte Joseph gar sehr an der Menschenkenntniß. Es ging ihm jene Klugheit ab, ohne welche die Consequenz zum Eigensinn und die Energie zur Eigenmächtigkeit wird.

Das Censuredict, das die zeitherige mönchische und bureaukratische Censur aufhob, gab den Druck aller Schriften frei, die nicht geradezu „dem Staate, der Religion und den guten Sitten“ entgegen seien. Eigentliche bestimmte Verhaltungsvorschriften erhielten die Censoren nicht, ihre Instruction war ganz generell abgefaßt. Die Folge davon war, daß im Anfange beinahe alles gedruckt ward. Aus den freigegebenen zahlreichen Pressen Oestreichs ging nun eine Fluth von Schriften aus, die ein klägliches Zeugniß davon ablegte, was für eine Sorte Literatur von Scribenten erzeugt werde, denen der Geist ausgegangen und die nicht einmal durch die gewöhnlichsten Bildungsmittel

unterstützt waren. Man schrieb, ohne zu denken. Der ungeheure Wust der sogenannten „Wiener Schriften" war ein wahrer Kehrichthaufen der Seichtigkeit: ein gänzlich materieller Geist oder die vernüchtertste Lichterzieherei machte sich in denselben breit. Man rechnete an 400 sogenannte „Büchelschreiber", die sich nach und nach in Wien etablirten. Dazu erschienen auch frivole und freche Schriften gegen politische und kirchliche Mißbräuche, ja gegen den Kaiser selbst, dessen Schwachheiten und Fehler bitter und schonungslos aufgedeckt wurden. Wegen der Schriften, in denen die Religion auf ärgerliche Weise critisirt wurde, erhoben einige Bischöfe und Prälaten laute und bewegliche Klagen. Es klagten ferner die Damen, deren Gefühl sich revoltirte. Ja selbst der klügere Theil der Gebildeten, die genauer mit dem Volks- und Zeitgeist bekannt waren, bestürmten das wohlwollende Herz des Kaisers. Joseph mußte wiederholte Erklärungen erlassen, daß man die Licenz der Schreibefreiheit nicht übertreiben möge. Die k. k. Censur mußte einige, aber wenige Bücher verbieten. Darunter befanden sich im Jahre 1786 unter andern: „Bahrdt's Reden Jesu"; Christlicher Tugendspiegel oder Leben und Thaten einiger päpstlichen Heiligkeiten; Etwas über die Priesterwelt, oder das Grab Mosis, eine morgenländische Geschichte; Weißenbach's Mißbräuche beim Mariendienst; Hirtenbrief über die Ohrenbeichte; Mag. Jocosus Hilarius wunderbare Historie einer durch dreißig Jahre unverwesen gebliebenen alten Jungfrauschaft, in saubere Reime gebracht; Flora, ein Journal von

und für Damen; Bordelle sind in Wien nothwendig, Herr Hofrath Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen, was er will; mehrere auf die Armee bezügliche Schriften, z. B. über Lascy's neuestes Dienstreglement für die Cavallerie; Es wird doch noch geschehen, oder sechsunddreißig Hypothesen über die Möglichkeit des baierischen Ländertausches, — endlich das berühmte „Graue Ungeheuer", ein Journal des Satyrikers Weckherlin. 1787 wurden die „Wolfenbüttelschen Fragmente" und die deutsche Pucelle d'Orleans Voltaire's, 1788 der ins Deutsche übersetzte Spinoza verboten. Die Predigercritiken ließ Joseph zu, um zu bewirken, daß die Kanzeln von den schlechten Predigern verlassen würden. Schriften gegen sich selbst und seine Verfügungen, wie z. B. „Die Briefe aus Berlin", „die Unwahrscheinlichkeiten", „die freimüthigen Bemerkungen über die Strafe des Garde-Obristlieutenants Szekuly", der „Magister Schlendrian", der die kaiserlichen Gesetze beißend critisirte, behandelte Joseph mit Schonung und gab sie öffentlich frei. Selbst ein Pasquill von der Partei der sogenannten Himmelsfechter, das an der unter Joseph neuerbauten evangelischen Kirche zu Wien, die vormals ein Nonnenkloster gewesen, angeheftet war, ließ Joseph drucken und zu Tausenden von Exemplaren für sechs Kreuzer verkaufen. Seine Person gab Joseph trotz der ihm angebornen reizbaren Empfindlichkeit ganz Preis. Er pflegte zu sagen: „Ich habe eine heile Haut, wen's juckt, der kratze sich." Er erklärte: „daß das Publicum ihn nicht nach den Broschüren, sondern nach seinen

Handlungen beurtheilen werde." Er sagte dem östreichischen Reichshistoriographen Michael Ignaz Schmidt, einem gebornen Würzburger, den er 1780 auf Kaunitz' Empfehlung nach Rosenthal's Tod zum Director des Haus- und Staatsarchivs ernannt hatte († 1794): „Schonen Sie Niemand, mich so wenig als Andere, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen. Die Fehler meiner Vorfahren und meine eignen sollen die Nachwelt belehren."

Eine üble Rückwirkung äußerten aber doch bei Joseph die zum Theil albernen und schiefen, zum Theil hämischen, unverschämten und pöbelhaften Ausfälle, die in diesen Schmähschriften auf seinen persönlichen Charakter gemacht wurden: er wurde der gelehrten Zunft von Herzen gram, sprach vom „Federvieh", vom Buchhandel „ebenbürtig dem Käsehandel", ja er ließ den Wissenschaften selbst seinen Groll entgelten, er wurde kalt gegen alle blos speculirende und raisonnirende Wissenschaften. Auch die schönen Wissenschaften achtete er nicht und er unterschied sich darin auf eine merkwürdige Weise von Friedrich II. So hoch er diesen Monarchen als Militair (das auch bei Joseph der erste Stand war) und als Finanz- und Staatsmann stellte, so niedrig taxirte er dessen Vorliebe für Poesie. Es ist ein Brief Joseph's an den Hofbibliothekpräfecten Baron Swieten erhalten, vom Jahre 1780, kurz nach dem Tode seiner Mutter, worin er sich über den fein französisch gebildeten König von Preußen geradezu lustig macht. „Ich weiß nicht, schreibt er, wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten

gerathen sind, sich literarische Vorzüge zu verschaffen, eine Art von Größe darin zu suchen, wenn man Verse macht, einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio sein soll. Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein, daß die Könige im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein sollen, daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig. Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssekte geworden, die sich damit beschäftigte, Memoirs, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin Rußlands folgte ihm nach, las Voltaire und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Alziden; Stanislaus Lesczinsky aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft."

„Die Veranlassungen hierzu sind eben so sonderbar, als die Producte ihres Geistes. Der König von Preußen fing seine akademische Beschäftigung zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte und wo er kaum wie ein Obrister meiner Armee leben konnte. Wie er König wurde, setzte er seine Gelehrten-Beschäftigungen fort; gleich versammelten sich eine Menge französischer Champions und besangen seine Siege in Schlesien, d. i. die Eroberung eines Landes, das zwei Infanterieregimenter zur Besatzung hatte und das er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde, Verse zu machen, an, mit Voltaire Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert,

getrennt und bis zu dem Tode des Uhrmachers von Ferney fortgesetzt wurde."

„Die Kaiserin von Rußland unternahm es aus Stolz; sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das Uebrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft und eine Portion Eitelkeit mitunter."

„Stanislaus war ein gutgesinnter Mann; er träumte wie der Abt St. Pierre und hätte, wenn es möglich gewesen, von seinem Lüneville aus der ganzen Erde Friede geboten. Die Majestät aus Stockholm hatte andere Ursachen; Gustav ward in Frankreich mit Würde behandelt und schrieb nach seiner Zurückkunft so zärtliche Briefe nach Paris und an den Hof zu Versailles, daß man ihm das Compliment zu machen genöthigt war, außer dem König wäre er ein sehr liebenswürdiger Privatmann."

„Sehen Sie, so denke ich über diese Gegenstände. Mir sind weder die großen Griechen noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen, um mich zu unterrichten, ich bin gereist, um meine Kenntnisse zu erweitern, und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größeren Dienst, als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonnette faselten."

Sinn für höhere, feinere geistige Bildung ging Joseph ab. Er war ein Nützlichkeitsmann. Die praktischen Wissenschaften waren es, die er liebte. Als

Knabe schon hatte er eine leidenschaftliche Liebe zur Feldmesserei und Kriegsbaukunst, in der ihn der Ingegenieur Brequin instruirte, gezeigt. In militairischen, ökonomischen, staatswissenschaftlichen und geographischen Schriften hatte er sich, ehe er die Alleinregierung antrat, fleißig umgesehen; für Mechanik, Bergwerkswissenschaft, Technologie, Naturgeschichte, Chirurgie und andre Wissenschaften, deren Nutzen unmittelbar und gleichsam handgreiflich war, hatte er Zeitlebens große Achtung. Als er in Paris war, besuchte er d'Alembert, den Schöpfer der Encyclopädie, und den großen Buffon. Von ihm bat er sich das Exemplar seiner Werke aus, das „sein Bruder, der Kurfürst Max von Cöln, vergessen habe" — dieser hatte es mit den unzarten Worten abgelehnt: „Ich will Sie nicht berauben!" Er besuchte auch in Bern den großen Haller, in Genf Saussure. Aber an eine Entwickelung der höheren geistigen Kräfte dachte Joseph gar nicht, Respekt hatte er allein für die Technik und Mechanik der finanziellen und militairischen Kräfte des Staats. Alle höhere geistige, ja sogar alle moralischen Triebfedern wurden mit vornehmer Geringschätzung unter Joseph's Regierung betrachtet. Gemäß der herrschenden Ansicht von Staat und Politik war alleiniges Hauptziel: recht gleichförmige Regulirung im Innern und möglichste Vergrößerung nach Außen, Alles nach Ziffern und Massen. So kam allerdings ein recht derber, materieller Geist zur Herrschaft; was nicht unmittelbar nützte, ward nicht beachtet. Sinn für wahre Poesie war nicht da, die Aufklärung verwechselte alle

Dichtung mit Erdichtung. Seit der Aufhebung der Jesuiten gab es in Oestreich gar keine alten Sprachen mehr: Blumauer's Travestirung der Aeneide Virgil's, die Joseph höchlich belustigte, macht es am anschaulichsten, was man von den Classikern in Joseph's Tagen hielt. Langsam nur erwachte die deutsche Sprache, Joseph suchte sie zur Sprache der Monarchie zu erheben und obschon noch unausgebildet, wurde sie doch schon gleich gewaltsam den Ungarn und Böhmen aufgedrungen. In Schönbrunn fragte er einst sehr aufgeräumt eine beim Conzert anwesende Dame um ihr Befinden. Diese antwortete nach dem Hofgebrauch in französischer Sprache. Der Kaiser sagte ihr darauf sehr unwillig: „Warum antworten Sie denn nicht deutsch, wir sind ja in Deutschland?" und ließ sie stehen. Nur die Tonkunst war unter Joseph geliebt, begünstigt und erhob sich unter Mozart zur höchsten Blüthe. Sie mußte so heiter auftreten, wie sie durch Mozart selbst auftrat, um die Wiener zu enthusiasmiren, die ernstere Musik Don Juan's sprach im Anfang gar nicht in Wien an, Mozart pflegte deshalb zu sagen: „die Böhmen sind es, die mich verstehen." Es ist bekannt, wie wenig der erhabene Beethoven später bei seinen Lebzeiten in Wien verstanden wurde, wie schwer er sich Eingang verschaffte und wie die philharmonische Gesellschaft in England der Dürftigkeit, der man ihn in der Kaiserstadt überließ, zu Hülfe kommen mußte.

Joseph's zweites Hauptedikt, das er gleich im ersten Regierungsjahre erließ, war das Toleranzedict vom

13. Oct. 1781. Es wurde dadurch den beiden protestantischen Religionstheilen, den Griechen und durch eine spätere Verordnung vom 19. Oct. 1781 selbst den Juden öffentlich freie Religionsübung verstattet. Zu Wien ward sofort für die Protestanten eine Superintendentur und ein Consistorium errichtet, in den Provinzen wurden viele Kirchen und Schulen für sie gebaut. Joseph fing an, Protestanten ganz eben so wie Katholiken in öffentliche Aemter und Staatswürden einzusetzen. Aber eine völlige Gleichstellung in den bürgerlichen Rechten zu erwirken, fand er unübersteigliche Schwierigkeiten. Er fand sich gezwungen, den Unterschied zwischen der herrschenden und tolerirten Religionspartei beizubehalten, ja er sah sich sogar gezwungen, die letztere wieder in gewisse Schranken zurückzuversetzen und damit bereits verwilligte Vergünstigungen wieder zu entziehen. Bei den Juden ward die zeither sie kenntlich machende Tracht der gelben Aermel und Bänder abgeschafft, sie wurden zu Pachtungen, Professionen, freien Künsten, zu Manufakturen und zum Großhandel zugelassen. Dagegen mußten sie ihre Kinder in die Schulen schicken und sich als Soldaten brauchen lassen. Während Joseph alle Religionsparteien der Christen und sogar die Juden tolerirte, tolerirte er nicht die Anhänger der natürlichen Religion, die Deisten. Es gab eine solche Secte deistischer Bauern in Böhmen, die s. g. Abrahamiten. Wer sich als einen solchen angab, sollte fünfundzwanzig aufgezählt bekommen, die ehrwürdige Normalzahl der östreichischen Stockprügel, die die Beglückungsgewalt doch beibehielt.

Ein Haupthinderniß in der freien Ausübung der obersten Staatsgewalt, deren Centralisirung Joseph durchzusetzen sich fest vorgenommen hatte, lag in der Abhängigkeit der östreichischen Kirche von Rom. Joseph suchte den römischen Einfluß auf das kleinstmögliche Maaß zurückzuführen. Er beschloß, sich selbstständig und unabhängig vom Papste zu machen. Er fußte mit seinen Reformen auf die Grundsätze eines damals erschienenen Buchs, das das zeither gegoltene jesuitische Kirchenrecht mit den Auctoritäten der Kirche selbst widerlegt hatte. 1765 hatte Johann Nicolaus von Hontheim, Weihbischof in Trier, unter dem Namen Justinus Febronius eine lateinische Schrift ausgehen lassen über den gegenwärtigen Kirchenzustand und die rechtmäßige Gewalt des Papstes zur Vereinigung der Dissentirenden in der Religion. Es enthielt das Kirchenrecht der ältesten Kirche, ward unzählige Male aufgelegt und verbreitete sich durch die ganze katholische Christenheit, sogar in Portugal ward eine besondere Ausgabe veranstaltet. Gleich in seinem ersten Regierungsjahre, unter'm 1. Sept. 1781, erließ Joseph den Befehl, daß hinfort keine päpstliche Bulle in den östreichischen Staaten mehr gelten solle ohne das kaiserliche Placet. Den Bischöfen ward untersagt, Titel und Würden von Rom anzunehmen, ihr Eid an den Papst ward so weit beschränkt, als er den Unterthanspflichten nicht widersprach, sie mußten einen besonderen Eid in die Hände des Kaisers ablegen. Damit ward der erste Geldcanal nach Rom verstopft. Joseph gebot ferner die Trennung aller Ordensleute in den östreichischen Staaten von ihren Generalen,

in Rom, sie wurden sämmtlich ihren ordentlichen Bischöfen und den Landesstellen unterworfen. Damit ward der zweite Geldcanal nach Rom verstopft. Joseph verbot ferner, die Dispensationen in Ehesachen und wegen der vorbehaltenen Fälle aus Rom zu holen, auch diese wurden an die ordentlichen Bischöfe verwiesen. Damit ward der dritte Geldcanal an die päpstliche Kammer verstopft. Joseph hob ferner die römischen Benefizien-Vergebungen, die s. g. päpstlichen Monate, auf, und damit wurde der vierte Geldcanal nach Rom abgegraben. Alle und jede Geldsendungen außer Landes mußten aufhören. Schon im ersten Jahre seiner Regierung fing er an, von den 2000 Männer- und Frauenklöstern mit ihren 70,000 Bewohnern, die es bis auf seine Zeit in der östreichischen Monarchie gegeben hatte, die überflüssigsten und entbehrlichsten aufzuheben. So hob er 700 Klöster auf mit 36,000 Bewohnern: sie wurden pensionirt. Von den Mönchsklöstern traf die Aufhebung alle die, die der bloßen müßigen Beschaulichkeit lebten, namentlich die Eremiten, Karthäuser, Kamaldulenser. Die Klöster, die übrig blieben, waren nur die, die Kranke pflegten, wie die barmherzigen Brüder, oder die Schulen hielten, aber sie durften keine Novizen mehr aufnehmen, auch mußten sie Rechnungen über ihre Einnahmen und Ausgaben ablegen. Sämmtliche Brüderschaften wurden in die einzige Versammlung zur thätigen Liebe des Nächsten verwandelt. Später 1785 wurde das Bucquoy'sche Armeninstitut eingeführt. Alle weibliche Orden wurden aufgehoben bis auf die

Elisabethinerinnen, die die Kranken pflegten, und die Ursulinerinnen, die Kindern ihres Geschlechts Unterricht ertheilten. Aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster wurde nun die s. g. Religionskasse gebildet. Daraus sollten die freilich sehr geringen Pensionen der aufgehobenen Ordensleute fließen, ferner die Kosten für neue Schulen, namentlich die 1783 gestifteten Generalseminarien, die Kosten für neue Kirchen auf dem Lande und andere fromme Stiftungen für Arme und Kranke. Nach Verlauf von vier Jahren betrug die jährliche Einnahme der Religionskasse schon 2,300,000 Gulden. Bald darauf aber trocknete der Religionsfond ein und man warf dem Kaiser nicht ohne Grund vor, daß er die Gelder zu andern weltlichen Zwecken verwende. 1784 und 85 stiftete Joseph das allgemeine Krankenhaus, das Gebärhaus, das Findelhaus, die medizinisch-chirurgische Josephsakademie und das Taubstummeninstitut. Hierzu kam noch 1786 das von Joseph aus zarter Sorge oft besuchte Pensionat für Offizierstöchter in Herrnals.

Joseph legte auch Hand an, die Rüstkammern der Bigotterie und des Aberglaubens zu säubern. Die berüchtigte Ketzerbulle „In coena domini“ mußte zuvörderst aus allen Ritualen herausgeschnitten werden. In den aufgehobenen Klöstern wanderte ein ungeheurer Wust von Mönchsliteratur unter die Stampfe. Der von weiland Kaiser Ferdinand III. gestiftete Eid von der unbefleckten Empfängniß Mariä auf den Universitäten ward abgeschafft, eben so das auf die Knie Fallen vor dem Hochwürdigsten bei Prozessionen auf den

Straßen, Joseph gebot blos den Hut abzuziehen. Es wurden dem Volke die wunderthätigen Bilder, denen es opferte, die Heiligenreliquien, mit denen Italien handelte, aus den Augen entrückt, es wurde der Kram an den Kirchthüren mit Amuletten, Agnusdei, Lukaszetteln und andern dergleichen curiosen geweihten Dingen untersagt. Man nahm den Heiligenbildern ihren kleinlichen und lächerlichen Schmuck und ihre sonderbaren kostbaren Kleidungen, die Perücken und Reifröcke weg, man schaffte die theatralische Kirchenmusik ab, man führte deutschen Gesang bei der Messe ein, man verbot die Possenreißereien bei den Prozessionen, schränkte die Wallfahrten ein, hob überhaupt alle Bitt- und Umgänge bis auf den einzigen am Frohnleichnamstage auf.

Den finanziellen Punkt ließ Joseph auch bei dieser Verordnung nicht aus den Augen: die todten Schätze der Wallfahrtsorte, z. B. der zu Mariataferl, der allein dreißig Centner an Gold und Silber betragen haben soll, ward in die Religionskasse niedergelegt. Leider gingen bei den Klosteraufhebungen die werthvollsten Kunstsachen zu Grunde: silberne und goldne erstanden die Juden, die sie einschmolzen; ganze Klosterbibliotheken verkaufte man den Wagen zu einem bis zwei Gulden; die kostbarsten Manuscripte wurden vertrödelt, von den alten Klosterbriefen riß man die Siegel ab und verkaufte das Pergament als Packpapier. Der Vandalismus der Commissaire war hier eben so dumm und radical wie bei der Zersplitterung der berühmten Rudolfinischen Schatzkammer zu Prag, von der in der

Hofgeschichte dieses Kaisers die Spezialien schon angeführt worden sind.

Joseph hatte durch seinen Gesandten in Rom, den Cardinal Hrczan, dem h. Stuhl genauen Bericht von allen und jeden seinen Verfügungen abstatten lassen. Papst Pius VI. hatte erwiedert: „es sei unnöthig, von allem dem dem h. Stuhle Nachricht zu geben, wozu man Gewalt zu haben glaube." Zwischen dem päpstlichen Nuntius zu Wien, Cardinal Garampi, und dem Staatskanzler Kaunitz war ein ziemlich scharfer Notenwechsel erfolgt. Der Cardinal hatte unter andern sich dahin geäußert: „daß noch keiner der östreichischen Regenten es je gewagt habe, die Ausübung seiner Macht bis auf Verfügungen über das Eigenthum der Kirche zu erstrecken, deren Einkünfte zu anderen Dingen zu verwenden, als zu welchen sie die fromme Absicht der Stifter bestimmt hätte; die Institute der auf das Feierlichste von der Kirche eingesetzten Orden zu vertilgen und den Bischöfen Rechte zu übertragen, die zur Regierung der Kirche dem höchsten Oberhaupte derselben in's Besondere zuständen." Kaunitz hatte darauf erwiedert: „durch die wenig überlegten Worte: „man habe es gewagt, die Ausübung der Macht so weit zu erstrecken" habe der Papst Anlaß gegeben, die gehässige Folgerung daraus zu ziehen, daß der Kaiser sich nicht als katholischer Fürst betrage. Der Kaiser werde niemals zugeben, daß irgend eine fremde Macht auf diejenigen Entschlüsse Einfluß habe, welche unwidersprechlich der politischen höchsten Gewalt der Souverainität zuständig seien, als welche ohne

als Ausnahme über alles das Recht habe, was in der Kirche nicht eigentlich zum göttlichen Rechte gehöre, sondern menschliche Einrichtung sei. Der Kaiser habe vermöge der höchsten und eigenthümlichen Gewalt in allem, was nicht unmittelbar die Lehrsätze und das Geistliche betreffe, Niemanden Rechenschaft zu geben. Die Einführung eines aus den Einrichtungen des Kaisers für die Religion und Kirche entstehenden Nachtheils sei eine bloße Einbildung. Der Kaiser könne die Rechte, die so viele Jahrhunderte hindurch den Bischöfen eigenthümlich, als mit ihrem Amte nothwendig verbunden angesehen worden seien, nicht für dem Papste besonders zugehörig halten." Als Cardinal Garampi darüber noch weiter repliciren wollte, erklärte Kaunitz im Namen des Kaisers: „daß man sich in weitere Erörterungen über Gegenstände nicht ferner einzulassen gedenke, über welche die kaiserlichen Gesinnungen bereits bekannt seien."

So standen die Sachen, als der Papst Pius VI. im Februar des Jahres 1782 die nicht weniges Aufsehen erregende Ankündigung nach Wien gelangen ließ, daß er selbst zu Joseph kommen würde, um mit ihm wie der Vater mit seinem Sohne zu reden. Joseph antwortete, daß er diesen außerordentlichen Besuch für ein nicht nur sonderbares, sondern auch ganz ausnehmendes Kennzeichen des päpstlichen Wohlwollens ansehen werde, erklärte aber zugleich mit Bestimmtheit, daß er in Rücksicht auf die erlassenen Verfügungen fruchtlos sein würde, indem Alles nach reiflicher Ueberlegung und nach festen Grundsätzen ausgeführt worden

sei. Pius VI. war ein sehr schöner und leutseliger, aber auch sehr eitler alter Mann, in Rom versprach man sich Alles von seiner Ueberredungskunst, die Römer pflegten ihn nur „il persuasdre" zu nennen. Pius ließ sich nicht abhalten, er schrieb dem Kaiser unter'm 9. Febr. 1782, daß er dennoch kommen werde, Joseph lud ihn nun in seiner Antwort vom 16. Febr. ein, seine Wohnung in der Hofburg zu nehmen, wo er ihm näher und also vertraulicher mit ihm sein könne; der Papst hatte in dem Hause der Nuntiatur absteigen wollen. Nachdem der Papst in feierlicher Mitternachtsstunde vor dem Tage seiner Abreise bei den Gebeinen des h. Petrus in der Peterskirche gebetet hatte, brach er am 27. Febr. 1782 von Rom auf.

Seit den Tagen des Costnitzer Conzils, seit 364 Jahren war kein Papst auf deutschen Boden gekommen. Auf jedem Schritte seines Wegs fand Pius Hunderttausende, die knieend seinen Segen empfangen wollten. Nach einem solchen fortwährenden Triumphzuge erschien er am 22. März in Wien. Der Kaiser hatte aus Vorsicht alle Eingänge zu der päpstlichen Wohnung vermauern lassen, der einzige, der übrig blieb, war streng bewacht, damit Niemand ohne Joseph's ausdrückliche Erlaubniß mit dem h. Vater sprechen dürfe. Aus einer ähnlichen Klugheit hatte er allen deutschen Bischöfen verboten, während der Anwesenheit des Papstes nach Wien zu kommen. Der Cardinal-Erzbischof von Wien, Graf Christoph Migazzi, aus einem ziemlich neuen Veltliner Geschlechte, früher Botschafter in Madrid und Rom, ein schöner und galanter Weltmann,

mußte die Stadt verlassen und sogar zur Strafe wegen unerlaubter Correspondenz mit dem Papste 2700 Gulden an ein Zuchthaus bezahlen.

Joseph fuhr am 22. März dem Papste mit seinem Bruder Maximilian, nachmaligem Kurfürsten zu Cöln, bis über Wienerisch-Neustadt entgegen. Statt Pantoffelkuß und Steigbügelhalten küßte er à la française ihn dreimal, nahm ihn dann zu sich in seinen Wagen und geleitete ihn in die Burg, wo die Zimmer Maria Theresia's für ihn in Bereitschaft gesetzt waren. Pius verweilte vier Wochen in Wien, ward zwar vom Kaiser mit der höchsten äußerlichen Auszeichnung behandelt, fand auch eine ungemein fromme Anhänglichkeit bei dem Volke, mußte aber die hohen Gedanken, die er sich von der Wirkung der Reise versprochen hatte, bedeutend herabstimmen, denn er erreichte in der Hauptsache Nichts. Er hatte gewünscht, sich mündlich mit seinem Sohne, dem Kaiser, besprechen zu können, aber jedesmal, wenn er von Geschäften reden wollte, entschuldigte sich dieser, daß er erst seine Räthe fragen müsse. Er verbat sich alles Mündliche und verlangte geschrieben, was er seinen Theologen vorlegen wolle. Dem feierlichen Hochamte, das der Papst am Osterfeste in der Stephanskirche hielt, wohnte Joseph nicht bei: die päpstlichen Ceremoniare hatten verlangt, daß der Thron des Papstes eine Stufe höher als der des Kaisers sein müsse, Joseph befahl darauf sofort, seinen Thron ganz hinwegzunehmen. Ganz eigenthümlich behandelte der alte Staatskanzler Kaunitz den schönen eiteln Papst. Als der Kaiser ihn vorstellte

und der Papst Kaunitzen die Hand zum Küssen darreichte, ergriff dieser sie und schüttelte sie blos à l'anglaise sehr derb, indem er wiederholt ausrief: „de tout mon coeur! de tout mon coeur!“ Kaunitz machte dem Papste keinen Besuch. Darauf beehrte ihn dieser mit einem Besuche in seinem Garten in der Vorstadt Mariahilf, unter dem Vorwande seine Bilder zu besehen. Kaunitz empfing den Papst in einem leichten Morgenanzuge und machte darauf den Cicerone — aber zu des Papsts gerechtem Erstaunen. Vor den schönsten Bildern schob er ihn, ihn, den andre Menschen kaum anzublicken wagten, bald links, bald rechts, zum besten Standpunkte der Beschauung zwar, aber doch ohne allen Respekt. Der Papst war „tutto stupefatto,“ wie er nach diesem Besuche äußerte, der so thöricht war, wie die ganze Reise nach Wien. Pius erinnerte den häretischen Minister, daß er doch in seinem hohen Alter eilen möge, etwas zum Besten der Kirche zu thun.

Endlich am 21. April mußte Pius unverrichteter Sache wieder von Wien abreisen. Der Kaiser verehrte ihm zum Angedenken ein Kreuz von Brillanten, dessen Werth auf 200,000 Gulden geschätzt wurde und einen schönen Wiener Reisewagen. Er begleitete ihn bis Mariabrunn und ließ zum ewigen Andenken des rührenden Abschieds, den der Papst am 22. April von ihm nahm, über dem Haupteingange der Kirche daselbst eine vergoldete Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache in eine Marmortafel einhauen, auch diese Handlung mit einem feierlichen Lob- und Dankamt unter Trompeten- und Paukenschall verherrlichen.

Das Kloster zu Mariabrunn selbst aber hob er ein paar Stunden nach dem vom Papste genommenen Abschied auf, um recht concret zu zeigen, daß der Papst ihn nicht umgestimmt habe. Der Papst nahm seinen Rückweg über München und Augsburg. In Augsburg ertheilte er, wie er selbst triumphirend den Cardinälen meldete, einer unermeßlichen Volksmenge aus den Fenstern desselben Hauses seinen Segen, „in welchem jene abscheuliche Augsburgische Confession zuerst verkündet worden sei.“ Gegen die schwäbischen Reichsprälaten äußerte er: „O geliebtesten Söhne, ich habe Alles versucht, um die Sachen entweder in dem bisherigen Stande zu erhalten oder wieder dahin zu bringen. Aber! — Doch die Sache ist noch nicht am Ende. Laßt uns beten und vertrauen!“ In Tyrol versetzte Pius das Volk der Berge in die höchste Begeisterung, von welcher noch jetzt ein Denkstein an der Landstraße bei Innsbruck Zeugniß giebt.

Nach Rom zurückgekehrt erhielt der Papst Vorwürfe, daß er zu viel nachgegeben habe. Er hatte mit dieser Reise das päpstliche Ansehn bis zur Vernichtung compromittirt. „Wer weiß, sagte Friedrich der Große zu dem spanischen Gesandten las Casas, ob ich nicht noch an die Unfehlbarkeit des Papsts geglaubt hätte — aber diese Wiener Reise!“ — Der Papst errichtete nun, um ein neues Bollwerk der Hierarchie für Deutschland zu gründen, eine neue Nuntiatur in München. Und der Münchner Nuntius trat mit ganz verwundersamen Anspüchen auf: auf seinen Visitenkarten sah man die Religion, wie sie auf

einem von Löwen gezogenen Triumphwagen hinwegfährt über Menschen. Sofort entzog Joseph den Nuntien 1783 alle ihre bisherigen Vorrechte und wies sie den ordentlichen Bischöfen zu. Er fuhr unermüdet fort in den kirchlichen Reformen: im November 1783 erging unter andern eine Verordnung, daß in allen östreichischen Erblanden die Taufe von den Priestern ganz umsonst geschehen und sogar dem Küster nichts gegeben werden solle — zum erspiegelnden Exempel für so manchen wohldotirten evangelischen Hof- ja sogar Oberhofprediger.

Eine Hauptirrung bestand zwischen Papst und Kaiser wegen des Verleihungsrechts der Pfründen im Herzogthum Mailand. Im mailändischen Archive hatten sich Breven der Päpste Martin IV. und Nicolaus IV. aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts aufgefunden, die den italienischen Herzogen von Mailand das Präsentationsrecht verliehen; aus zu großer Ergebenheit derselben gegen den römischen Stuhl war dies Recht zu üben von den östreichischen Nachfolgern der alten Visconti's und Sforza's in Vergessenheit gerathen. Schon im Jahre 1781 hatte Joseph die Wiederausübung dieses Rechtes verlangt. In Rom bewog man den Papst, dem von Joseph eingesetzten Mailänder Erzbischof Visconti die Anerkennung zu verweigern. Joseph drohte darauf ganz ernstlich mit einem lombardischen Concile, das den Erzbischof einsetzen solle und überraschte am 23. December 1783 den Papst durch einen Gegenbesuch in Rom. Der Papst mußte sich zur Bestätigung bequemen, es

kam ein Concordat am 20. Januar 1784 zu Stande, kraft dessen die mailändische Geistlichkeit der weltlichen Macht ganz eben so überlassen werden mußte, wie dies schon sehr lange Zeit her in Frankreich und Spanien seit den Tagen Franz I. und Carl's V. der Fall gewesen war. Wie der Papst in Wien mit Enthusiasmus aufgenommen worden war, ward auch Joseph in Rom mit Enthusiasmus aufgenommen, das Volk rief auf den Straßen wiederholt: „Es lebe unser Kaiser! Joseph ward so venerirt, daß er zuletzt die Gelegenheit sich öffentlich sehen zu lassen, vermeiden mußte. Er wandte sich einst gegen das laut ihn umjauchzende Volk, den Finger auf den Mund legend. Es entstand eine Todtenstille sofort. Sobald Joseph aber den Finger wieder weggenommen hatte, hallte das Forum von Neuem wieder von: „Viva l'Imperatore, Re de' Romani. Siete a casa vostra, siete il nostro Padrone!"

Der französische Gesandte Cardinal Bernis und der spanische Gesandte Cardinal Azara brachten den Kaiser von dem Gedanken ab, mit Rom förmlich zu brechen. „Ich hoffe, sagte Joseph zu Azara, daß ich mein Volk noch überzeugen werde, daß es katholisch bleiben kann, ohne römisch zu sein." Er schlug, um Rom zu schwächen, einen anderen Weg ein.

Im Jahre 1785 glückte es ihm, die einflußreichsten Bischöfe Deutschlands für seine Absichten zu gewinnen und sie dem römischen Stuhle entgegenzustellen. Die Erzbischöfe von Mainz, Cöln, Trier und Salzburg traten zu einem Congreß im Bade Ems zusam-

men und erklärten sich hier in Betreff der Aufrechterhaltung ihrer Metropolitanrechte dem Papste mit seinem Suprematrecht gegenüber mit den Grundsätzen Josephs einverstanden. Der Papst mußte gute Miene zum sehr schlimmen Spiele machen.

Desto heftiger aber trat nun die Opposition in den östreichischen Erbstaaten hervor. Volk und Geistlichkeit war durch die Erscheinung des heiligen Vaters doch geblendet worden, die Aufregung der Gemüther, die das Christenthum gefährdet glaubten, stieg so hoch, daß Joseph, um sie nicht zu sehr zu reizen, wirklich mit seinen Reformen etwas inne halten mußte. Aus den entfernten Provinzen verbreitete sich ein dunkles Gerücht, der Kaiser wolle das ganze Christenthum umstürzen. „Der Kaiser ist lutherisch, hieß es und wir müssen alle lutherisch werden, die Religion geht zu Grunde!“ Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht bewiesen, daß Joseph's Plan dahin gegangen sei, alles Kircheneigenthum einzuziehen, und, wie Catharina von Rußland es gethan hatte, die Geistlichkeit auf Staatsbesoldung zu setzen. Aus dem Hofbericht des nachmaligen Großkanzlers Fürst vom Jahre 1754 wissen wir sogar, daß schon die fromme Maria Theresia mit einem solchen Plane umgegangen war: die Geistlichen sollten „portionem canonicam“ in Geld erhalten, ein Prälat 1000, ein Propst 600, ein Pfarrer 300, ein Caplan 150 Gulden. Auch war die Absicht gewesen, alle Güter, die die Geistlichkeit seit dem Jahre 1660 unter dem frommen Leopold erworben hatte, wieder einzuziehen und ihr dafür

zwei Procent Einkünfte zu geben. Aber die frommen Väter hatten ihre gläubige Tochter bedeutet, daß das besser ungeschehen bleibe. Die Kaiserin hatte nur durchsetzen können, daß der Pfarrer wie der Edelmann und der Bauer mit zur Contribution für das stehende Heer beitrug. Thatsache ist, daß, was Joseph betrifft, dieser vorläufig sich zum Administrator des durch den Tod des Grafen Zechi erledigten, jährlich 80,000 Gulden eintragenden Bisthums Raab erklärte; daß er die Einkünfte der übrigen ungarischen Bisthümer, wovon das geringste jährlich 16—20,000 Gulden eintrug, auf 4000 Gulden herabsetzte; daß er alle innerhalb seiner Erbstaaten liegenden Theile der Bisthümer Passau, Constanz, Chur und Lüttich zu seinem eigenen Land machte. Aber mit der ganzen Maaßregel, wie Catharina es gethan hatte, vorzugehen, wagte doch Joseph, durch die Stimmung gewarnt, die er in Oestreich wahrnahm, noch nicht. Der Fanatismus, der gegen seine Person erregt wurde, ging weit. In Lemberg beschloß ein Mönch ihn zu ermorden, Joseph ließ ihn in ein Irrenhaus sperren. In Innsbruck sollte ein Altar in einer Kirche verändert werden, die Geistlichen erhoben darauf ein lautes Geschrei, daß Joseph alle Altäre umstürzen wollte, so daß die Tyroler sich offen empörten. Zu Villach in Kärnthen fuhr man eine Figur, die den Doctor Luther vorstellte, auf einem Schubkarren umher und versenkte sie nachher in den Drausluß. In mehreren Orten wurden Protestanten wieder geradezu mißhandelt.

5. Joseph's Reformen im Adel. Die neuen Grafen Fuchs und Fries. Erste jüdische Barone.

Eben so feind, wie die Geistlichen Joseph wurden, eben so feind wurde ihm auch der Adel. So energisch der Kaiser sich bemühte, den Clerus auf seine ursprüngliche Stellung als Lehrer der Gemeinden zu verweisen und ihnen die Einmischung in die weltlichen Dinge zu verwehren, so nachdrücklich suchte er auch dem Adel seine althergebrachten und neuangemaßten Rechte und namentlich seine eingebildeten Standesvorurtheile zu verleiden. Das von Kaiser Max II. im Jahre 1572 ertheilte Privilegium des östreichischen Adels, das Einstandsrecht, kraft dessen nur in der Herren- und Rittermatrikel aufgenommene Personen Güter erwerben konnten, hob Joseph auf. Eben so löste er die als alte Pfandschaften mehreren Adelsgeschlechtern verliehenen Privilegien ein, Zölle und Mauthen auf ihren Herrschaften zu Wasser und zu Lande anzulegen, wie z. B. die Breuner und Harrach ein solches Privileg hatten. Joseph zuerst suchte ernstlich auch die gesellschaftlich trennende Kluft zwischen dem Adel und dem gebildeten Bürgerstande niederzureißen. Er versuchte es vielfältig beide Stände einander zu nähern. Er zuerst ertheilte den Reichshofräthen von der gelehrten Bank Apartementsfähigkeit bei Hofe und beförderte es auch sonst Bürgerliche in die Zirkel des Adels zu ziehen. Er ließ sich durch die Abneigung, die der Adel dagegen zu erkennen gab, gar nicht irre machen. In Prag führte er einmal die Frau eines Bürgers in eine adelige Gesellschaft.

Die versammelten adeligen Damen wichen der Unterhaltung mit ihr aus, aber Joseph setzte sie aus aller Verlegenheit, indem er den ersten und einzigen Tanz mit ihr tanzte. Auf der Schweizer Reise 1777 hatte er auch einem Herren aus der alten, ehemals allerdings sehr berühmten Familie Erlach eine herbe Lection gegeben. Der Berner Schultheiß, Graf Erlach, ein Republikaner, der, wie der schwedische Tourist Björnstahl berichtet, „mit verschiedenen Ritterbändern und Sternen prangte," hatte den Kaiser in seinem Schlosse mit großem Pomp und aufgepflanzten Kanonen erwartet, er hatte sich beim Kaiser als Graf melden lassen.*) Joseph ließ ihm sagen: „er sei zu sehr voller Staub, um einen so vornehmen Herrn zu sehen."

Schon seit den Tagen des dreißigjährigen Kriegs, wo die neue östreichische Adelskette durch die Confiscationen des Grundbesitzes der alten protestantischen Geschlechter sich gebildet hatte, waren an Parvenus, an viele ganz kleine, unbekannte, aber im Pulverdampf und Actenstaub heraufgekommene Leute, die sich dem Hause Oestreich werth machten, die hohen und niedern Adelsehren gekommen. Eine Reihe von neuen Grafenkronen fiel an die Kriegsgurgeln Aldringer, Holk,

*) Das alte Berner Patriciergeschlecht Erlach war in der Person des oben erwähnten protestantischen Kammerherrn Josephs I., Feldmarschalllieutenants Freiherrn Hieronymus Erlach 1745 gegraft worden. Der Aeltervater des Hauses, gestorben zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, hatte mit zwei Frauen siebenunddreißig Kinder, mit der einen vierundzwanzig, erzeugt.

Götz, Holzapfel, Heister, Sporck, Sparre, Dünewald; Häußler u. andre. Der treueifrige Kanzleidienst des Leopoldinischen Hofkanzlers Hocher und des Convertiten Bartenstein war mit der Freiherrnkrone, der der Abele und Strattmann und der Convertiten Seilern, Metsch und Wurmbrand mit der Grafenkrone belohnt worden. Die Grafenkrone der Wurmbrand, eines allerdings schon seit 1607 im Herrenstande Niederöstreichs aufgenommenen Geschlechts, das der Bundesbeschluß von 1829 unter „die Erlauchten" gerückt hat, galt damals noch für so wenig erlaucht, daß die Herzogin von Orleans siebzehn Jahre nach ihrer Verleihung, die erst im Jahre 1701 erfolgte, die schon angeführten Worte schrieb: „Von der Grafschaft Wurmbrand hab ich mein Tag des Lebens nicht gehört, muß etwas Neugebacknes sein oder Oestreichisches." Ein überaus reiches Adelsgnadenjahr war das Jahr der Türkenerrettung gewesen. Seit den Tagen Leopold's, Carl's VI. und Maria Theresia's datirt der überaus zahlreiche Bagatelladel Oestreichs — weshalb er aufkam, ist unter Maria Theresia schon berichtet worden. Der Schwarm recrutirte sich aus Leuten im Hofdienst — und das ging bis auf die Kammerdiener, Hofbereiter, Hoffouriere und Hoftanzmeister herunter: im Jahre 1702 ward z. B. der Kammerdiener Kaiser Leopold's I. Johann Baptist Locatelli, der wahrscheinlich Ahnherr der heutigen Grafen Locatelli ist, baronisirt und im Jahre 1705 Heinrich Ernst Rauchmüller als Edler von Ehrenstein zum

Reichsritter gemacht; eben so im Jahre 1709 der Kammerdiener Kaiser Joseph's I. Michael Legran als Edler von Granenfeld und im Jahre 1721 der Kammerdiener Kaiser Carl's VI. Max Franz Bossart als Edler von Sonnenfeld zu Reichsrittern erhoben. Es folgten diesen noch mehrere andere Kammerdiener. Im Jahre 1709 ward der Oberbereiter Johann Peter Capitolo zum Reichsritter gemacht, 1720 der Hoffourier Johann Melchior Griessenauer als Griessenauer von Griessenau und im Jahre 1721 der Hoftanzmeister Franz Joseph Matthias Lang als Lang von Langenau geadelt. Ja ich finde sogar einen Joseph Luxenstein, k. k. Sattelknecht, der im Jahre 1740, dem Todesjahr Carl's VI., zum böhmischen Ritter promovirt ward. Der Schwarm des Bagatelladels recrutirte sich ferner aus der Kanzleicarrière, er recrutirte sich aus den untern Militairgraden und namentlich aus den beim General- und Proviantcommissariat reich gewordenen Leuten; er recrutirte sich endlich aus den Unterstellen beim diplomatischen Fach, namentlich wurden höchst zahlreich Offizianten im Postfache und eben so viele Hof-, Reichshofraths-, und Hofkriegsraths-Agenten geadelt. Es gab schon zu Joseph's II. Zeiten so viel Bagatelladel in Wien, daß man jeden anständigen Mann „Herr von" und „Ihr Gnaden" titulirte. Dieser Bagatelladel bildete natürlich einen neben der grundbesitzenden hohen Aristocratie des Landes ganz abgesondert bestehenden Kreis und berührte diese nur wenig.

Joseph II. wandte nicht nur seine Adelsverleihungen zahlreicher als je zuvor verdienstvollen, dem Commerz angehörigen Personen aus der Bürgerreihe zu, Fabrikanten, Kaufleuten, Banquiers, Buchhändlern 2c., sondern er promovirte auch zuerst wieder ein paar bürgerliche Handelsmänner zu Grafen.

Einzelne Commerzleute, namentlich Wechsler als Geldvorstrecker und Tuchlieferanten für die Armee waren bereits unter den vorigen Regierungen nobilitirt worden, schon unter Leopold I., Joseph I. und Carl VI. So hatte z. B. Leopold I. die Gebrüder Meyerle, Handelsleute zu Botzen 1701 geadelt „wegen ihrer ausgebreiteten Handelsgeschäfte." Eben so hatte Joseph I. den Wiener Wechsler Schreyvogel, den oben genannten Rival des jüdischen Hoffactors Oppenheimer, 1706 zum Reichsritter erhoben und auch schon einen Buchhändler Georg Matthäus Lackner geadelt. Carl VI. endlich hatte eine ganze Reihe von Wechslern und Tuchlieferanten nobilitirt: gleich zu Anfang seiner Regierung 1712 den Wiener Hofwechsler Leonhard Edlen von Khössiern, 1714 den Frankfurter Wechsler und kaiserlichen Reichsoperationskasseneinnehmer Christian Rhost, Edlen von Eisenhart, 1715 die Wiener Wechsler Philipp Wenzell von Wenzelli und Johann Franz Zincsi; 1719 den Hofjuwelier Paul Smittmer, von dem das Smittmer'sche Handelshaus in Wien stammt; 1721 den Wiener Tuchlauben-Verwandten Michael Zoller und 1733 den böhmischen Tuchlieferanten Joseph Ignaz Zebo von Breitenau;

1734 den Linzer Wechsler Franz Tratter; 1735 den Wechsler zu Venedig Johann Baptist Borsati von Löwenstern und endlich 1737 den Wechsler und Seidenhändler zu Roveredo in Welschtyrol Jakob Giovanni von Pedemonte. Dem Fabrik- und Commerzienwesen, das sein Lieblingswesen war, auch durch die Adelslockspeise Aufhülfe zukommen zu lassen, war namentlich Franz I. bedacht gewesen. Von ihm sind allerhand Industrieritter creirt worden, von denen ich in chronologischer Folge folgende aushebe: 1750 ein anderweiter Seidennegoziant in Roveredo Johann Jacob Sichart zu Sichartshoff, 1755 Heinrich Ettenreicher von Ettenreich, Tuchhändler, „wegen Monturs-Tücher-Lieferung," und Johann von Ottilienfeld, „wegen seiner im Manufacturwesen in Prag geleisteten Dienste," 1756 die Gebrüder Pingitzer, „wegen Administrirung des östreichischen Tabacksgefälls;" ferner nach dem siebenjährigen Kriege in dem Jahre 1764: der Wiener Hofagent Columban von Columbano, der Kammerjuwelier Johann Michael Grosser, der Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker Johann Thomas Trattner, der Vicedirektor der Kattunfabrik zu Schwechat Johann Jacob Edler von Ehrenbrunn, Carl von Pannsberger zu Kettenburg, Kaufmann und Wechselnegoziant zu Ollmütz, „wegen Emporbringung der Manufacturen und Fabriken in Mähren und Erweiterung des Verschleißes der Fabrikate in das Ausland;" 1765 der Seidenfabrikant Cajetan Brentano, wahr-

scheinlich von der Belletristenfamilie des Clemens von Brentano und der Frau Bettina von Arnim*); endlich 1766 der Wechsler Verbrug in Amsterdam.

Leopold I. hatte Kammerdiener baronisirt, Franz I. machte die ersten Industriebarone. An der Spitze 1750 steht der schon erwähnte Badenser, Johann Georg Baron von Grechtel, wirklicher Geheimer Rath, Excellenz, Hofkriegsrath, Generalfeldwachtmeister, oberster Kriegs- und Proviant-Commissär und Militair-Hauptverpflegamts-Präses, der das östreichische Proviantwesen im östreichischen Erbfolge- und im siebenjährigen Kriege besorgt hatte und 1760 mit Hinterlassung von vierzehn Herrschaften starb. Folgte 1754: der Commerzienrath Don Michele de Lo Presti, aus Sicilien stammend, von dem das Lo-Prestische Haus an der Kärnthnerstraßenecke herrührt und dessen Familie jetzt in Ungarn wohl possessionirt ist. Endlich 1762: der schon 1752 geadelte Wiener Banquier Fries.

Joseph II. ging noch einen Schritt weiter: er grafte diesen Banquier Fries und grafte auch den 1765 von seinem Vater geadelten Banquier Fuchs: durch diese beiden Grafungen unternahm Joseph es die Fusion des neuen reichen Banquieradels mit

*) Ein Franz Brentano Grianta ward schon 1703 geadelt und 1785 die Gebrüder Aloys und Franz Brentano de Cimarolli; dann 1787 der Pfälzische Hauptpfleger zu Laben und Luppurg Franz Gottlieb und der französische Oberst und Aide de maréchal du logis Georg Anton Brentano baronisirt.

der alten östreichischen Aristokratie zu vermitteln.

Der „bürgerliche Handelsmann" Joseph Johann Nepomuk Fuchs hatte zeither geraume Zeit im Bürgerstande das alte, seit 200 Jahren schon bestehende ansehnliche Handelshaus seines Vaters fortgesetzt und mehrere Handelszweige gefördert, er war auch Mitpächter der k. k. niederöstreichischen Hauptmauthgefälle gewesen. Zwei Jahre nach seiner Nobilitirung, 1767, kaufte er die ansehnlichen östreichischen Herrschaften Buchheim und Mitterberg. Darauf ward er 1774 von Joseph II. baronisirt und 1781, kurz nach seinem Regierungsantritt in den Erblanden, gegraft. Er war der erste Graf aus der haute finance wieder seit den Zeiten der Fugger und Eggenberge. Als die Grafen Rappach in den achtziger Jahren erloschen, welche eine der zwölf ältesten Familien Oestreichs waren, übertrug der Kaiser im Jahre 1786 sogar dem neuen Grafen Fuchs das erledigte Erbstabelmeisteramt. Das war einer der stärksten Einbrüche in die vermeintlichen hohen Rechte und Privilegien des s. g. alten östreichischen Adels, welcher immer vergaß, daß sein Alter als hoher, mit Grafen- und Fürstenkrone decorirter Adel nur etwa 150 Jahre weit reichte bis in die Zeiten des blutigen Kriegs, welcher ihn geschaffen. Die sehr neuen Grafen Fuchs sind übrigens sehr verschieden von den älteren Grafen Fuchs, zubenannt von Bimbach, deren Grafendiplom übrigens auch erst vom Jahre 1706 datirt, und welchen die Aja Maria Theresia's angehörte. Fast scheint es

aber, daß die recht neuen Grafen Fuchs den Schein vorziehen, für eine recht alte Familie gelten zu können, wozu sie vielleicht ihre armes parlantes, der aufspringende röthliche „Fuchs“ verführt hat: im neusten Gothaischen Grafenkalender vom Jahre 1852 finde ich sie mittelalterlich „Fuchß“ aufgeführt, mit dem Bemerken, daß ihr Adel 1765 bestätigt worden sei. Zur Zeit des Wiener Congresses machte eine Dame dieses Hauses, die schöne und elegante und auch galante Gräfin Lory Fuchs, geborne Gräfin Gallenberg, große Figur und ich komme da auf sie zurück.

Der bedeutendste Mann aus dem Handelsfache, der von Joseph in die hohe Aristokratie gefördert ward, war der Banquier Johann Fries, der Stammvater des noch bestehenden Wechselhauses: dieser patriotische Mann, der in den Kriegen gegen Friedrich den Großen wiederholt durch Geldvorschüsse große Dienste geleistet hatte und von dem die ersten bedeutenden und nachhaltig bestandenen Handelsunternehmungen nach der Türkei ausgegangen sind, ward, wie gesagt, wie Fuchs, in den Reichsgrafenstand durch Joseph erhoben.

Johann Fries, geb. 1719, war Reformirter und stammte aus einem der regimentsfähigen Geschlechter in der Schweiz, sein Großvater starb 1746 zu Mühlhausen im Elsaß als Bürgermeister. Seine Gemahlin war seit 1764 eine französische Schweizerin Anne d'Echerny. Nach den Memoiren von Lang war sein Vater Verwalter auf dem reichsritterlichen

Gute zu Dennerlohe bei Schwaningen im Ansbachischen, das der Sohn nebst Oberschwaningen später 1771 käuflich an sich brachte. Fries erlernte die Handlung und gelangte zu einer Stelle im Comtoir des später mit dem Grafen Nesselrode verwandtschaftlich verbundenen Herrn Gontard in Frankfurt am Main: dieser verhalf Fries durch seine Empfehlung zur Anstellung bei der Privatbank Kaiser Franz' I. Das Grafendiplom von Johann Fries besagt, daß Maria Theresia ihn bereits 1752 „wegen seiner Verdienste um die alliirte Armee im niederländischen Kriege gegen Frankreich und wegen Anlegung verschiedener Fabriken mit Verwendung mehrerer Tonnen Goldes und dadurch dem Commerz verschafften großen Nutzen aus eignem Antriebe" in den östreichischen Ritterstand aufgenommen und zum königlichen Commerzienrath ernannt habe. Darauf habe Fries im siebenjährigen Kriege „außerordentliche Zeugnisse seines Eifers für das östreichische Haus bei der Armee mit ansehnlichen Geldvorschüssen in den beschwerlichsten Zeiten abgelegt, namentlich durch die ohne einigen Vorschuß vollbrachte Versorgung des Kriegsheers, das sich nach dem Treffen bei Frankfurt an der Oder (Kunnersdorf) unter Loudon's Befehl nach Schlesien zurückgezogen und dem Fries allein durch seine Creditbriefe mit Geld und allem Nothwendigen, woran diesem Corps alles gemangelt, zu Hülfe gekommen sei. Eben so habe Fries im siebenjährigen Kriege jedesmalig zum vollständigen Vergnügen die häklichsten geheimen Aufträge und Verschickungen vollzogen." Des-

halb habe ihn Kaiser Franz I. 1762 zum Reichsfreiherrn und Maria Theresia 1771 zu ihrem k. k. Hofrath ernannt. „1774 habe Fries dem Abschlusse eines neuen Zolltarifs zwischen den deutschen und niederländischen Provinzen beigewohnt und den Anfang des ungarischen Kupferabsatzes nach den Niederlanden ins Werk gesetzt. 1777 ferner sei er der erste gewesen, der durch seine Mühe auf der Donau nach Rustschuk die Handlung mit den östreichischen Produkten eröffnet und dadurch den deutschen Kaufleuten den Weg gebahnt habe, von dort aus in die türkischen Gebiete weit und breit zu handeln und dagegen türkische Produkte herauszubringen.*) Er habe auch ein deutsches Handlungshaus in Constantinopel errichtet. Endlich habe er vierundzwanzig Jahre lang die Direction des Bergwerksproduktenverschleißes mit solchem Fleiß, Eifer und Uneigennützigkeit besorgt, daß dadurch dem Aerar besondere wesentliche Vortheile zugeflossen und bei fünfundsiebzig Millionen Metall in dieser Zeit verkehrt und noch für sechs Millionen Wechsel von ihm gutgestanden worden sei; für diese wichtige Besorgniß habe Fries nur die geringe Provision von 1/2 p. C. ohne alle Besoldung gezogen, wolle auch fernerhin die Administration des Verschleißes dem Bergwerksdepartement überlassen und auf Erfordern jederzeit unentgeltlich mit gutem Rath und That beistehen." Darauf basirt sich Joseph's Grafung durch Diplom vom 5. April 1783. Es war das Jahr, mit dessen Ablauf

*) Außer der Faktorei in Rustschuk gründete Fries auch noch Faktoreien zu Silistria und Gallacz.

Joseph II. die Tabackspachtung aufhob, bei der Graf Fries ein Hauptactionair gewesen war: er besaß eine ganze von den zwölf Actien, auf die das Geschäft gestellt war; so eine Actie hatte im Durchschnitt jährlich 75,000 Gulden eingebracht. Die Grafung war gewissermaßen eine Entschädigung für diesen empfindlichen Verlust. Zwei Jahre darauf starb Johann Fries, sechsundsechszig Jahre alt. Er und die Familie blieben reformirt. Es überlebten ihn zwei Söhne und zwei Töchter, von denen die eine, Victorie, 1788 die Gemahlin des langjährigen sächsischen Gesandten in Wien, Grafen Schönfeld, dessen Geschlecht in Oestreich blieb und die andre, Sophie, 1794 die Gemahlin des Grafen Heinrich Haugwitz, Herrn auf Namjest in Mähren wurde.

Fries unterhielt zu Wien ein höchst angenehmes Haus, das besonders Sammlungen aller Art interessant machten. Das Friesische Haus und das der jüdischen Baronin Arnstein, geb. Itzig aus Berlin, waren für die Entwickelung der Wiener Geselligkeit von dem eingreifendsten Nutzen.

Der Brudersohn von Johann Graf Fries, Philipp Jakob Edler von Fries, Sohn des von Joseph II. 1775 ebenfalls geadelten Seniors des Ministeriums zu Mühlhausen, kam 1782 nach tüchtigen Vorstudien und Reisen nach Wien und übernahm die große k. k. Zitzfabrik ohnweit Schwechat zu Kettenhof, die Tausende beschäftigte und bald die erste dieser Gattung in Oestreich wurde.

Nächst diesen beiden Grafen Fries und Fuchs aus der haute finance hat Joseph eine ansehnliche Zahl noch von Kaufleuten und Fabricanten als Barone und Edle in die niederen Adelsreihen befördert. Ich finde unter den Nobilitirungen dieser Gattung, um nur einige Exempel aufzuführen, schon 1768, kurz nachdem er Kaiser geworden war, den Wiener Großhändler Johann Michael, Edlen von Grosser, der 1784 starb und dessen Sohn das Handelsgeschäft fortsetzte, den Prager Banquier Paul Casati, der 1774 als Edler von Casati nobilitirt, und den Frankfurter Banquier Jacob Gontard, der 1780 mit seiner Schwester, der Gräfin Ludovike Nesselrode, baronisirt wurde: sie ward die Mutter des russischen Staatskanzlers. Im Jahre 1776 ward Johann Jacob Bethmann, östreichischer Consul zu Bordeaux, mit seinem Eidam, Peter Heinrich Bethmann, als Edler von Bethmann zum Reichsritter promovirt, wahrscheinlich der Ahnherr des bekannten Frankfurter Banquierhauses. Weiter finde ich von Wiener Großhändlern und Wechslern nobilitirt: 1785.: Ignaz, Edler von Schwab und Franz Anton, Edler von Weigl, Inhaber der Indienne-Fabrik zu Grätz, „wegen Emporbringung der Fabriken", und Franz Baptist Malfatti von Rohrenbach zu Dezza, Director des Smitmerischen Wechselhauses zu Wien; 1789: Georg Adam, Edler von Neuberg, und 1790: Jacob, Edler von Roux, „wegen seiner Verwendung in Fabriksangelegenheiten und Einführung der Seidenfilatorien." Ferner von Fabricanten wurden baronisirt: 1784: Rom-

berg, Handelsmann zu Brüssel, „wegen neu angelegter Fabriken, aus höchst eigner Bewegung"; 1789: der Tuchfabricant zu Brünn in Mähren, Wilhelm Mundi, „wegen Errichtung einer Tuchfabrik", und 1790: Johann Michael Vogel von Friesenhof, Associé des Hauses Fries, „wegen Errichtung mehrerer Fabriken". Geadelt wurden: 1771: Carl Anton Czeike von Badenfeld, Tuchhändler zu Wien und Troppau in Mähren, dessen Familie jetzt noch das mährische Roßwald besitzt, das ehemalige Feenschloß des bekannten Grafen Hodiz, auf den ich in der baireuthischen Hofgeschichte näher kommen werde *); 1772: Nicolaus Christoph, Edler von Gerz, Marktvorsteher und Beisitzer bei dem banco publico zu Nürnberg, „wegen seiner Associrung bei der Inner-Oestreichischen feinen Eisen- und Stahlfabrik"; 1773: Johann Jacob, Ritter von Franck, Patricier und Mitglied des großen Raths von Mühlhausen, „wegen seiner Niederlassung in den Erbländern und Associrung zur Tabackspachtung"; 1778: Joseph Anton, Edler von Obwexer, Cattunfabriks-Innehaber zu Bregenz in Vorarlberg, und Joseph, Edler von Sauvaigne, Director der privilegirten Banatischen Commerzcompagnie; 1781: Hiacynth Cobelli von Freudenberg, Seidennegoziant zu Roveredo in Welschtyrol; 1786: Franz Xaver, Edler von Kobollitsch, Eisenhändler zu Radkers-

*) Hodiz war der Gemahl einer markgräflich-baireuthischen Wittwe.

burg in der Steiermark, „wegen Beförderung des Eisenhandels und der Eisenfabrication"; 1789: Joseph Rebay von Ehrenwiesen, Großhändler zu Günzburg in Schwäbisch-Oestreich, „wegen verbreitetem Leinwandhandel", und in demselben Jahre: Engelbert, Edler von Tschoffen, bürgerlicher Handelsmann in Wien, „wegen Errichtung einer Knopf-, englischen Schnallen-, Stahl- und Metallwaarenfabrik", Joseph, Edler von Hayeck, Mitinteressent der Cottonfabrik zu Lettowitz in Mähren, und Joseph, Edler von Desselbrunner, Tuchfabrikant zu Laibach in Krain u. s. w. Wie sein Vater den Buchhändler Trattner geadelt hatte, adelte Joseph den zu seiner Zeit berühmten illyrischen Großhändler, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker Joseph, Edlen von Kurzboeck durch Diplom von 1786, „wegen Errichtung einer Schriftgießerei und Buchdruckerei der orientalischen Sprachen, dann wegen Emporbringung des Buchhandels und nützlicher Verwendung bei Verfertigung der neuen Bancozetteln". 1776 adelte Joseph auch den Professor zu Helmstädt, Schirach, „wegen gelieferter Lebensbeschreibung Kaisers Carl VI." und 1772 hatte er den Maler Anton Maron „wegen Portraitirung der kaiserlichen Familie aus höchst eignem Antriebe" geadelt.

Joseph grafte, baronisirte und adelte aber nicht blos verdienstvolle Bürgerliche, sondern er beförderte auch in die hohen und niedern Adelsehren Jedweden, der bezahlte: wie seine Mutter gebrauchte er den Adel als Finanzquelle. Ein Grafendiplom kostete gewöhnlich 20,000 Gulden. Dem Grafen Palm kostete 1783

sein Fürstendiplom nicht weniger als eine halbe Million Gulden: für die Hälfte davon ward ein Findelhaus angelegt. Joseph adelte auch Parvenus, ja einmal sogar einen geringen Hofbedienten — wie seine Vorfahren vom Hause Habsburg, aber aus anderen Motiven. Ihm war das unaufhörliche „Herr von" und „Ihr Gnaden" in Wien so zuwider geworden, daß er einst im Scherze einen seiner Bedienten „Herr von —" rufte. Dieser hatte die Geistesgegenwart, sich auf der Stelle für die Nobilitirung zu bedanken. Der Kaiser nickte dazu und lachte. Joseph machte sogar zum Erstaunen der Wiener die ersten jüdischen Barone, wie 1783 den Banquier Joseph Michael Arnstein, dessen Gemahlin, Fanny Itzig aus Berlin, in großer Gunst bei Joseph stand *).

Joseph beförderte auch Bürgerliche, was gar nicht gefiel, zu bischöflichen Stellen, den Stellen, die zeither ganz von der Aristocratie geradezu in Beschlag genommen worden waren.

Joseph öffnete schon 1766, ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, dem fußgehenden Publikum den Prater. Der Hofadel, welchem er zeither mit seinen Equipagen allein überlassen gewesen war, machte Gegenvorstellungen. Joseph erwiederte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen umgehen sollte, müßte ich in die Gruft der Kapuzinerkirche hinab-

*) Arnstein ward 1783 als Edler von Arnstein von Joseph in den Reichsritterstand erhoben, man nannte aber solche Ritter in Wien Barone. Das Reichsfreiherrndiplom ist vom Nachfolger Joseph's, vom Jahre 1793.

steigen und daselbst meine Tage zubringen.“ Er öffnete auch neun Jahre später, 1775, den sonst nur für Sterne und Ordensbänder zugänglichen Augarten und ließ über das Thor die Worte, die man noch heut zu Tage sieht, setzen: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer.“ Joseph verlangte, wie der Fürst von Ligne sagt, vom Adel mehr Adel und verachtete diesen Stand mehr als jeden andern, wenn er ihn nicht hatte. Um den Adel abzuhalten, die Bürgerstöchter zu verführen, gab er den Befehl, daß auch natürliche Kinder ihre unverheiratheten Väter beerben sollten. Er nahm den Flecken von der unehelichen Geburt überhaupt weg, um nicht Unschuldige zu bestrafen.

Joseph wollte durchaus nichts von einem bloßen Geburtsvorzuge wissen. Er schrieb an eine Generalswittwe von einem angesehenen Hause, die ihn um eine Infanterie-Compagnie für ihren so eben von seinen Reisen zurückgekommenen Sohn gebeten hatte, von Laxenburg unter'm 4. August 1787: „Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Kavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei. Ich kenne Ihren Sohn und ich kenne, was zum Soldaten gehört. In dem

Gesichtspunkt von der Kenntniß dieser beiden Gegenstände finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmann habe und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dinge von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einstens Staat machen könnte. Weswegen ich Sie bedaure, Madame! das ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmann, noch zum Priester tauge. Kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt habe, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen."

Joseph's ganz entschiedener Wille war es, die beiden Hauptinstitutionen des Mittelalters: Feudalwesen und Hierarchie, Adels- und Priesterherrschaft, abzuschaffen. Und, wie schon erwähnt, sollte das mit einem Male und so recht von Grund aus geschehen. Er fand, daß die beiden größten Triebfedern, auf denen diese Institutionen gebaut worden waren, die Ehre und die Religion, ihre gute Kraft und Wirksamkeit bei beiden Ständen nicht mehr ausübten; er fand, daß Adel und Clerus als Stände durch zu große Mißbräuche verdorben seien, als daß ihnen geholfen werden könne. Nach den damals allgemein herrschenden Ideen des Philanthropismus und der Aufklärungsphilosophie achtete er bei Clerus und Adel nicht den Stand, sondern nur den Menschen. Wollte er doch selbst haupt-

sächlich als Mensch sich Achtung gezollt haben. „Die Lobsprüche, schrieb er im Jahre 1770 an den italienischen Grafen **Papini**, welche man an uns verschwendet, gehen unglücklicher Weise mehr auf unsern hohen Stand, als auf unsere Person. **Sein Sie versichert, daß ich mich sehr betrüben würde, wenn Sie in mir nicht den Menschen schätzten — der höchste Titel unter allen, die man mir geben kann.**“ Joseph sprach es unumwunden in einem Briefe an einen ungarischen Magnaten aus, daß „der Landmann, welcher die größten Lasten der allgemeinen Bedürfnisse zu tragen verbunden ist, auch ein vorzügliches Recht auf den Schutz seines Königs habe.“ Um den Stand des Ackerbauers öffentlich zu ehren, pflügte er einmal 1769 auf der Liechtensteinischen Herrschaft Posowitz in Mähren öffentlich mit eigner Hand feierlichst im Felde. Bauers- und Bürgersleute begünstigte Joseph offen und ausgesprochen vor den beiden hochprivilegirten Ständen. Es war ihm Ernst damit, sie in den vollen und ganzen Genuß ihrer Menschenrechte zu versetzen. Als er im Jahre 1766 seine erste Reise durch Ungarn bis an die türkische Grenze gemacht hatte, war ihm unter andern auch folgende merkwürdige Bittschrift eingehändigt worden: „**Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten Tag mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser! wie ich Steuern und Abgaben geben kann?!**“ Joseph hob in allen

seinen Staaten, in Ungarn am 22. August 1785 die Leibeigenschaft auf und führte zu Ungunsten des Adels ein Roboth-, ein Frohnen-Abschaffungssystem ein. Die Besteuerung sollte, was sie nicht war, völlig gleich sein, auch der Adel sollte allendlich in diesem Verhältniß steuern. Die Verfassung in Ungarn, kraft deren der Adel der Taxenfreiheit genoß und nur die misera contribuens plebs Steuern zahlen mußte, war ihm ein Greuel. Er schrieb im Juli 1786 an den Grafen Carl Palffy, Kanzler des Königreichs Ungarn, die eindringlichen Worte, die unbeachtet blieben, bis sie nach der turba von 1848 beachtet werden mußten: „Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft oder einer Nation bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten **nichts** beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie z. B. in England und Holland, **stärker** als irgendwo; sondern sie bestehen einzig darinnen, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern bloß den Feldbauer, den Hauer, oder den Viehmäster und in Städten bloß den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfuhr bloß den Reisenden und Uebersetzer vorstellen; in welchen Fällen sie zur Erhaltung der allein das System nutzbar

machenden freien Konkurrenz nach ihren Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich sein müssen."

Auf die Egalisirung des Adels mit den übrigen Unterthanen im Justizpunkte, wo der Adel bisher so eine ganz eminent bevorzugte Stellung gehabt hatte, die aber Joseph so wenig anerkannte, daß er Edelleute „*zum erspiegelnden Exempel*" am Pranger stehn und mit dem Besen die Straße kehren, ja sogar an einer Leine mit tiefstgebornen Slavoniern und Wallachen Schiffe ziehen ließ — auf diese drastisch radicale Egalisirung komme ich unten bei den Justizreformen zurück.

Endlich ist noch zum Schluß dieses Adelscapitels der radicalen Abneigung zu gedenken, welche Joseph, wie andere große Könige, *Gustav Adolf* und *Heinrich IV.*, gegen die mittelalterlich barbarisch rohe Adelssitte hatte, sich im *Duell* die Ehre zu repariren. Er schrieb einmal im August 17 1 an einen General seiner Armee: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, ich verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn vertheidigen, ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. — *Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres als einen römischen Gladiator* 2c. — Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der *Tamerlans* und *Bajazeths* angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen

und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben."

6. Joseph's Steuer-Reformen.

Um seine Lieblingsidee der gleichen Besteuerung in Ausführung zu bringen, beschloß der Kaiser die bestehenden Steuerzustände in den Erblanden, in Oestreich, Böhmen und Gallizien durch eine durchgreifende Reform umzuändern, nur Ungarn, Tyrol, die Lombardei und die Niederlande wurden vor der Hand noch auf dem alten Steuerfuß erhalten. Der Angriff des großen Werks erfolgte im Jahre 1784, am 10. Febr. 1789 erließ Joseph das berühmte Steuerpatent, das sogleich nach seinem Ableben durch seinen Nachfolger Leopold II. am 6. April 1790 wieder aufgehoben wurde. Joseph ging auch bei diesem Werke von den Ideen der herrschenden Philosophie aus, die durch die Philanthropen in Frankreich ausgebildet worden war. Es waren dieß die generalisirenden Ideen des s. g. physiocratischen Systems. Er ließ dabei die individuellen Verhältnisse der einzelnen ihrer Natur nach so verschiedenen Provinzen außer Berücksichtigung. Joseph nahm ohne Weiteres die Theorie des physiocratischen Systems, nach welchem der Landbau die einzige Quelle des Nationalreichthums sein soll, als wahr an und setzte sie in Praxis. Er that dieß mit seiner gewöhnlichen Raschheit, getrieben von seinem Enthusiasmus für das Beste des Volks, ungewarnt durch die Vorstellungen seiner Minister, die bei einer so ganz unvorbereiteten Sache die Uebereilung wider-

riethen. Er legte seine Ideen in einem merkwürdigen, von ihm selbst verfaßten Aufsatze nieder:

„Ein klarer und aufrichtiger Steuerfuß ist gewiß das größte Glück eines Landes. Durch diesen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staats auf die billigste und wohlfeilste Art zu sammeln und alles Gute im Lande zu stiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die einzige Quelle, aus welchem alles kommt und wohin alles zurückfließt, und dessen Existenz trotz allen Zeitläuften beständig verbleibet. Aus dieser Ursache ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfnisse des Staats ertragen und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden könne. — Dieses vorausgesetzt folgt nun von selbst, daß zwischen Dominical- und Rustical-, dann Cameral- und geistlichen Gründen eine vollkommene Gleichheit sein und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Classification gesetzt werden müsse. Wenn Gesetze und Verfassungen diesem entgegenstehen, so können sie doch die Wahrheit und Ueberzeugung nicht schwächen, daß das Heil des Staats diesen Grundsatz unentbehrlich macht. Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren; und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn Niemand

den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfnisse des Staats bedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden; sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

„Aus dem Vorhergehenden zeigt sich die Nothwendigkeit, ein neues Contributionssystem nach solchem Ausmaß einzuführen, wodurch alle Gründe der Besitzer ohne Unterschied gleich belegt werden."

Nach vielen Berathungen über die Möglichkeit und Nützlichkeit dieser neuen Steuerverfassung ward ihre Ausführung beschlossen. Unterm 20. April 1785 erließ Joseph ein Patent, das für Oestreich, Böhmen und Gallizien die Ausmessung der Gründe und die Bestimmung ihres Ertrags anbefahl. Man machte nun sofort den Anfang mit Ausmessung der Ländereien. Es fehlte aber an den dazu nöthigen Sachverständigen. Man ließ deshalb in Eil einige Feldmesser unterrichten, man überließ an vielen Orten den Bauern selbst ihre Gründe abzumessen. Das Resultat war kläglich, bei Nachmessungen durch geschickte Feldmesser ergaben sich die auffallendsten Ungleichheiten und Unrichtigkeiten. Da die Ausmessung auf Kosten der Begüterten geschah, klagten alle über die Summen, die auf diese Weise aus ihren Cassen verschwanden,

man hat sie summarisch auf 120 Millionen Gulden berechnet. Heere von Feldmessern und Schreibern überschwemmten die Provinzen; Millionen Bogen Papiers wurden zu Planen, Tabellen und Fassionen aufgewendet. Dennoch trotz aller zahllosen Mängel und Gebrechen der vierjährigen Arbeit erließ Joseph das Steuerpatent vom 10. Februar 1789. Vom 1. Novbr. an trat es in Kraft für die deutschen Provinzen. Von 100 Gulden Bruttoertrag sollten siebzig Gulden frei gelassen werden, die landesfürstliche Grundsteuer betrug 12 Gulden 13 1/3 Kreuzer, die herrschaftliche Grundabgabe 17 Gulden 46 2/3 Kreuzer im Durchschnitt. Alle bisherigen Frohnen (Robothen) und Naturalabgaben sollten somit in Geld verwandelt werden. Aber Niemand war mit dieser neuen Steuer zufrieden. Von allen und allen Ständen der verschiedenen Provinzen gingen Klagen gegen die neue Maßregel ein, mit der Joseph seine Völker hatte beglücken wollen. Das Manifest vom 6. April 1790, wodurch Leopold II. nach Joseph's Tode das ganze System wieder aufhob, gab es unumwunden zu: „Die durch die neue Steuerregulirung abgezielte Hauptabsicht der Beförderung des Wohlstands der Unterthanen ist nicht erreicht worden. Viele haben statt der gehofften Erleichterung an der landesfürstlichen Steuer mehr als vorher zu entrichten; die Einführung des neuen Systems hat zu der vorhin mit keinen Unkosten für den Unterthan verbundenen Einhebung der landesfürstlichen Steuer eine Menge Beamten nothwendig gemacht, deren Besoldung die Steuer selbst um mehr als ein Zwölftel erhöht.“

7. Joseph's Maßnahmen für Handel und Industrie.

Wie Joseph sich als einen rücksichtslosen Anhänger des physiocratischen Systems in der Steuersache zu Gunsten des Landmanns erzeigte, als einen eben so rücksichtslosen Vertheidiger des Mercantilsystems erwies er sich im Handel zu Gunsten der inländischen Fabricanten und Manufakturisten. Der kaufmännische Geist seines Vaters hatte auf ihn fortgeerbt. Er erließ im Jahre 1784 ein allgemeines Verbot der Einfuhr fremder Waaren, sowohl der Industrie- als Genußwaaren. Unter letzteren befanden sich namentlich die fremden Weine. Auch hier ging Joseph mit gutem Beispiel vor. Er verschenkte alle in seinem Hofkeller befindlichen ausländischen Weine an die Krankenhäuser und befahl auf seinem Tische keine anderen, als ungarische und östreichische Weine aufzusetzen. Den Wiener Kaufleuten ward untersagt, ausländische Artikel in ihren Gewölben zu verkaufen. Sämmtliche Vorräthe fremder Waaren wurden im ehemaligen Lorenzer Kloster veräußert. An den Grafen Leopold Kollowrat, den ersten östreichischen Kanzler, schrieb Joseph im Octbr. 1784: „Zum Emporkommen der inländischen Erzeugnisse und daß ich der Herrschaft des Luxus und der Moden einen Damm setze, sind meine Befehle in Ansehung eines allgemeinen Verbots der ausländischen Waaren bekannt gemacht worden. Das Oesterreichische Kommerz ist durch den überhandnehmenden Gebrauch ausländischer Produkte nur mehr passiv gewesen, und der Staat, der mehr denn vierundzwanzig Millionen jährlich hierbei verlor, würde, ohne den Ertrag unserer

vortrefflichen Bergwerke, beinahe schon gänzlich entkräftet worden sein. Bishero war es beinahe eine besondere Absicht der Oesterreichischen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer und Chinesen zu ernähren und sich aller der Vortheile selbst zu berauben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigne Industrie für die Nationalbedürfnisse Sorge getragen hätte. Ich weiß, welche Sensation unter den Kaufleuten der Residenz hierüber entstanden und habe hierüber mit dem Fürsten von Kaunitz gesprochen, ihnen aber nichts anderes verwilligt, als daß der Termin zur Hinwegschaffung der fremden Artikel weiter hinausgesetzt werde; und mehr verdienen sie nicht, sie sind weiter nichts als die Faktoren der übrigen Europäischen Kaufleute."

Nachdem die im Lorenzer Kloster zusammengebrachten fremden Waaren veräußert worden waren, erlaubte Joseph den Privaten, gegen Erlegung eines Zolls von sechszig pro Cent sich alle nur gefällige Waaren aus dem Auslande zu verschreiben, nur den Kaufleuten blieb die Einfuhr derselben für immer verboten. Die Folge war, daß sich ein ansehnlicher Schleichhandel bildete. Aber Joseph setzte ihm unerbittliche Strenge entgegen. Was von verbotenen Waaren gefunden wurde, wurde sofort confiscirt und unabänderlich vernichtet. So ließ er einmal eine beträchtliche Menge goldne und silberne Taschenuhren, Dosen, Schnallen, ganze Stücke seidner und wollener Zeuge, Tücher, Brabanter Spitzen, Manchester, Mousseline,

ganze Päckte von Borden, Knöpfen, Edelsteinen u. s. w., viele tausend Gulden am Werthe, auf einen Scheiterhaufen werfen, zu Asche verbrennen und diese ins Wasser streuen. Es glückte, daß nun die Manufakturen und Fabriken in Oestreich sich zu einer ersten wirklichen Blüthe erhoben. Engländer, Franzosen, Niederdeutsche und Schweizer ließen sich in Oestreich, namentlich zu Wien nieder. In Linz kam die Wollmanufaktur empor. Schon im ersten Jahre nach des Kaisers Verordnung zählte man vierundzwanzig neue Fabriken. Aber auch hier mußte Joseph erfahren, daß die abstract generalisirenden Gesetze sehr bedeutenden concret speziellen Schaden anstiften. Tyrol traf das Verbot der ausländischen Waaren so schwer, daß sein Hauptnahrungszweig, der Transitohandel, der im Jahre 1765 über zehn Millionen Gulden betragen hatte, durch das neue Mauthsystem auf drei Millionen herabfiel. Joseph mußte das Mauthsystem für Tyrol aufheben.

Des Kaisers Hauptaugenmerk ging darauf, Oestreich einen Seehandel zu verschaffen. Er wollte Triest mit Ostende verbinden, die Triester Seehandlungs-Societät bestand meist aus Ostender und Antwerpner Kaufleuten. Er wollte namentlich auch Antwerpen selbst, auf Kosten Amsterdams, wieder in den alten Handelsflor emporbringen. Die Häuser Bolts und Proli eröffneten directe Handelsverbindung mit Ostindien. Erfahrne Seeleute erboten sich, noch unoccupirte Inseln für Oestreich zu Niederlassungen in Besitz zu nehmen oder auf neue Entdeckungen auszugehen. Schon

waren Etablissements auf Isle de France und selbst in Canton. Die Ausfuhr in die Nordsee war aber durch den Westphälischen Frieden, wo zu Gunsten der Holländer die Schelde gesperrt worden war, verwehrt. Joseph versuchte nun von den Holländern die Oeffnung der Schelde in den Jahren 1784 und 1785 zu erwirken. Es war Alles vergebens: selbst das eng alliirte Frankreich setzte sich mit den Hochmögenden dagegen. Glücklicher war der Kaiser mit der Schifffahrt auf der Donau ins schwarze Meer. Die Regulirung der Donauschifffahrt war ein Lieblingsplan Joseph's: nachdem Fries 1777 Bahn gemacht und die Faktorei in Rustschuk angelegt hatte, sollte die Donau die große Pulsader der Monarchie werden. 1783 ward ein sehr vortheilhafter Handelsvertrag mit den Türken abgeschlossen, worin die Oestreicher gleiche Rechte im Handel, wie die Russen, die am meisten begünstigten Fremden im türkischen Reiche, erhielten. Im August 1783 schiffte der Pontonier-Hauptmann Lauterer von Wien nach Constantinopel, starb aber bald nach der Rückkehr. Hauptmann Baron Tauffner führte das erste Seeschiff aus der Kulp in Ungarn in die Donau und nach Constantinopel. Ignatz Pürckehr, ein in Hermannstadt angesiedelter Schweizer, fuhr aus der Aluta nach Gallacz, dem natürlichen Donauhafen Ungarns. Denselben Weg nahm auch Dellazia's, glücklicher Getreidehandel nach dem schwarzen Meere. Für Ungarn hatte Joseph die umfassendsten Organisationsprojekte. Als ihm im Jahre 1784 die Stadt Ofen eine Bildsäule dafür, daß er die Reichsämter

dahin verlegt hatte, errichten wollte, lehnte er diese Ehre ab und schrieb dem Magistrate und der Bürgerschaft: „Wenn ich es einmal werde dahin gebracht haben, daß die Hungarn die wahren Verhältnisse zwischen dem König und Unterthanen allgemein anerkennen; wenn ich alle geistliche und weltliche Mißbräuche werde abgestellt, wenn ich Thätigkeit und Industrie erweckt, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum andern mit Straßen und schiffbaren Kanälen werde versehen haben, wie ich es hoffe, wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen." Aber die ungarischen Edelleute wollten nichts von den Landesverbesserungen wissen und so sind Joseph's großartige Pläne für dieses Land alle unausgeführt geblieben.

Joseph war so von dem Standpunkt der materiellen Nützlichkeit im Finanzwesen eingenommen, daß er sogar dem Handel mit nachgedruckten Büchern in seinen Staaten Förderung gab. Er erlaubte den Nachdruck aller deutschen, außerhalb seiner Staaten gedruckten Bücher und sogar der Zeitungen. Das Geld sollte im Lande bleiben, das war Joseph's unveränderlich festgehaltener Gedanke. Sogar die geistlichen Orden durften sich nicht mehr beigehen lassen, Breviere, Missale, Chorbücher, Antiphonarien und andere zum Gottesdienst gehörige gedruckte Werke aus andern Ländern herbeizuschaffen, auch für diese Gattungen von Schriften wurden Anstalten zu inländischen Nachdrücken getroffen.

Aus demselben finanziellen Gesichtspunkt, möglichst viel Geld im Lande zu behalten, floß auch eine Verordnung, die dem Güter besitzenden Adel sehr lästig war. Güterbesitzer, die auf auswärtigen Reisen sich befanden und nicht wenigstens alljährlich sechs Monate im Inlande lebten, wurden angehalten, doppelte Steuern zu entrichten.

Wie Joseph dem Handel eine freiere Bewegung zu verschaffen suchte, so suchte er auch den verrotteten Handwerkszunftzwang niederzukämpfen und den Vexationen, die das Publikum dadurch zu leiden hatte, Abhülfe zu geben. Im März 1787 hielten die Wiener Fleischer um eine Erhöhung der Fleischtaxe an, unter dem Vorgeben, daß sie bei den zeitherigen niedrigen Preisen nicht bestehen könnten. Sie wurden beschieden, daß sie in diesem Falle ihr Gewerbe niederlegen sollten, man werde aus ihren Knechten schon Leute finden, die das Fleisch zu dem dermaligen Preise liefern würden. Sollten sich aber einige von ihnen betreten lassen, die die Taxe heimlich und eigenmächtig erhöhten oder schlechtes Fleisch für dieselbe gäben, so sollten sie für jedes Pfund, welches sie auf diese Art verkaufen, funfzig Prügel „auf ihr angebornes Fleisch" erhalten.

8. Justiz-Reformen.

Nächst den Finanzen war die Justiz eine Hauptachse, um die sich Joseph's politische Plane drehten. Schon im ersten Jahre seiner Regierung, 1781, erschien eine neue Gerichts- und Prozeßordnung für

die deutschen Provinzen. Der Advocatenrabulisterei versetzte er damit den Todesstoß. Ihre fürchterliche Anzahl schmolz in Wien auf vierzig herunter. Der Kaiser besoldete sie, von den Parteien durften sie schlechterdings nichts nehmen, die Bezahlung erfolgte an das Gericht, in dessen Solde sie von nun an standen. Joseph führte im Jahre 1786 ein neues Civil- und im Jahre 1787 ein neues Criminalgesetzbuch ein. Beide waren in deutscher Sprache abgefaßt und allen verständlich. Dabei ward als Hauptprincip ausgesprochen, daß vor dem Gesetze Gleichheit gelten solle. Die Tortur ward aufgehoben, eine Zeitlang auch, bis sich Joseph durch das Ueberhandnehmen schwerer Verbrechen von deren Unentbehrlichkeit überzeugte, die Todesstrafe. Aber die furchtbar entehrenden Strafen des Prangerstehens, Straßenkehrens und Schiffziehens mußte nun auch der Adel sich gefallen lassen. Joseph wurde auch hier von der alles generalisirenden, nivellirenden und gleichmachenden Zeitphilosophie geleitet. Er machte bei den Strafen keinen Unterschied in der Person. Er fand nicht, daß der Adel, der eine sanftere Erziehung erhalten und ein feineres Ehrgefühl habe, dadurch weit empfindlicher gestraft werde, als der unempfindliche, rohe, abgestumpfte ärmere Mann; er fand im Gegentheil, daß bessere Erziehung, reichere Mittel der Bildung, überhaupt günstige äußere Verhältnisse eher erschwerende als mildernde Umstände seien. Er ließ den feinen Edelmann und den rauhen Slavonier und Walachen an der nämlichen Kette Schiffe ziehen. Er äußerte ausdrücklich: „Laster ist Laster. Unter den

Lasterhaften kann keiner einen Vorzug haben."

Die Zierde aller Wiener Zirkel, die schöne Betrügerin Fräulein Baillou, mußte am Pranger stehen und ins Zuchthaus gehen. Der Graf Podstatsky-Liechtenstein, der falsche Banknoten gemacht hatte, mußte sogar öffentlich mit geschornem Kopf, in grobes braunes Tuch gekleidet, in Ketten mit dem Besen die Straßen kehren. Vergebens hatte Joseph diesem Grafen selbst, ihm im Augarten begegnend, ein flüchtiges Wort der Warnung gegeben, der Unglückliche verstand es nicht und mußte nach der Straßenkehrung, mit andern Verbrechern zusammengeschmiedet, Schiffe ziehen, wobei er zu Grunde ging. Des Grafen Familie blieb bei Ehren, Joseph zog seinen alten Vater zur Tafel und in seine Gesellschaft. Der Adel aber ward Joseph's Todfeind von dem Augenblicke an, wo der alte Obristlieutenant der Garde von Szekuly in Wien, drei Tage nach einander, alle Tage zwei Stunden, auf der Bühne auf dem hohen Markte „zum erspiegelnden Beispiel" am Pranger stehen und ins Zuchthaus auf vier Jahre nach Szegedyn in Ungarn hatte gehen müssen. Szekuly hatte in seiner Regimentskasse ein Defizit von 97,000 Gulden Münze hinterlassen und dasselbe vergebens durch alchemistische Versuche zu decken gestrebt. Szekuly war Maurer und Rosenkreuzer. In den „freimüthigen Bemerkungen über die Strafe Szekulys" wird dem Kaiser vorgeworfen, daß er es ganz deutlich zu erkennen gebe „er wolle denen Kerln zeigen, daß ihre Protection nichts

helfe." Gewiß ist, daß Joseph so wenig, wie Friedrich der Große in seinen spätern Jahren, eine große Meinung von dem Freimaurerorden hatte. Er äußert sich in einem Handbillet vom 10. December 1785 über ihn eben so sarkastisch, wie Friedrich. Er sagt, daß die Geheimnisse der s. g. Freimaurergesellschaft ihm eben so unbewußt seien, als er deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals gewesen sei. Er stellte sie in diesem Handbillet, um Ausschweifungen, fanatische engere Verbindung gegen Nichtmaurer und Geldschneiderei zu verhindern, unter Aufsicht des Staats.

9. Die geheime Polizei und das Chiffrecabinet in der Wiener Stallburg.

So gleichgültig Joseph gegen die Maurer-Geheimnisse war, so wenig verschmähte er es an die Spitze geheimer Orden zu treten — aus Eitelkeit theils, theils in der Absicht, sie zu seinen Zwecken gebrauchen zu können. So mußten ihm die Freimaurer, denen er sich als Oberhaupt aller Logen an die Spitze zu stellen ausdrücklich erlaubte, und die Illuminaten dienen, um seine Absichten auf Baiern zu fördern. Er brauchte den Haß aufgeklärter Baiern gegen die lasterhafte, faule und intolerante Pfaffheit, um sich Anhänger zu machen. Während der Baron Bassus, Costanza und Knigge der Aufklärung und dem Illuminatenorden zu dienen glaubten, waren sie nur die Dupes von Joseph — bis Friedrich der Große der Angeber wurde für die in ihrem Irrwahn Oestreich und dem bairischen Austausche dienenden Illuminaten. Für nichts in der Welt hatte Joseph größere Vorliebe, als für die Geheim-

nisse, die ihm die geheime Polizei, die Kaunitz nach dem Muster der Pariser eingeführt hatte, aufschloß. Es gehört zu den eigensten Eigenthümlichkeiten des Vorkämpfers der Beglückungsgewalt, daß er mit solchem Behagen sich der Handhabung der Polizeikünste überließ: dafür war ihm kein Geld zuviel. Schon sein Großvater Carl VI. hatte sich mit schwerem Gelde bezahlte geheime Agenten an allen Höfen gehalten, um die pragmatische Sanction zu poussiren. Sie gaben ihm unter andern Kundschaft von dem Plane des Marschalls Belleisle, seine Tochter Maria Theresia und seinen Schwiegersohn Franz, den er Ausgangs des Jahres 1738 aus einer Art von Ungnade nach Toscana verwiesen hatte, nicht mehr aus Italien heraus nach Wien zu lassen, sondern mit Hülfe einer Partei im Senate von Venedig — dem dafür Mantua als Lockspeise von ferne gezeigt worden war — aufzufangen und so lange in Grenoble gefangen zu halten als Geißeln für Europa's Ruhe, bis die östreichische Succession erledigt worden. — In Wien selbst aber war damals die gewöhnliche Polizei die erbärmlichste und die Stadt so voll von namentlich französischen Spionen, daß der Minister Fleury eine förmliche Beschwerde einmal führte über eine zu lange Unterredung des Herzogs Franz mit dem englischen Gesandten Robinson. Kaunitz hatte sehr schlau die Keuschheits-Commissionen der Kaiserin Theresia benutzt, um eine stattliche geheime Polizei auf die Beine zu bringen. Er verband mit derselben das Chiffrecabinet. Für die geheime diplomatische Correspondenz durch Chiffern, wie für

die Enträthselung fremder Chiffern ward in diesem so berüchtigt gewordenen Wiener Chiffrecabinet in der Stallburg ein Institut gegründet, das selbst die Pariser Anstalten dieser Gattung übertraf und das mit römischer Disciplin regiert wurde, denn die gutbezahlten Dechiffreurs durften fast nur unter sich selbst Umgang haben und waren aufs Allerstrengste überwacht. Es konnte nicht fehlen, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses auf einer so großen Länderausdehnung, wie von Hamburg bis Mailand und von Brüssel bis Belgrad, nothwendig große Geheimnisse in ihrem Keim und Ursprung in die Hände liefern mußte. Friedrich der Große war darüber einigemale in Wuth und verstieß deshalb sogar einige Cabinetssecretaire. Doch ward Joseph, wie Ludwig XVI., wie Kaiser Paul (dem es das Leben kostete) und wie selbst der kluge Napoleon wiederholt durch absichtlich geschmiedete Intercepte und eine vermeintliche Contre-Polizei mystifizirt. Man gängelte ihn und betrog ihn, um persönliche Gunst oder Verfolgung auf Individuen zu wenden, um verhaßte Nebenbuhler zu beseitigen, um eine im Wege stehende Coterie zu stürzen. Joseph, wie Hormayr versichert, ist wiederholt auf ganz falsche Fährten geführt worden. Er verlor einen seiner besten Cabinetssecretaire Günther durch einen solchen niederträchtigen Betrug. Selbst der Aufstand des Horja ist zum Theil nur durch Mißverstand ungeschickter Agents provocateurs entsprungen. Es wimmelte in Wien unter Joseph schon von geheimen Polizeiagenten, faux frères und mouches. Ein Theil der Hefe des

Volks wurde besoldet, um durch ihn den andern zu bewachen, mit Geld wurden Blutsverwandte, leichtsinnige, üppige Frauen, ungerathene Söhne, undankbare Freunde und Schützlinge, feile Domestiken gegen ihre Nächststehenden bestochen, um Verbrechen auf die Spur zu kommen, die oft gar nicht existirten, oft vergrößert wurden, um nur das Verdienst der Entdeckung zu haben — zuletzt mußten Complotte sogar ausdrücklich angestiftet werden, damit nur nicht die Diener der geheimen Polizei für überflüssig angestellt angesehen werden möchten.

10. Die Büreaukratie.

Der Mechanismus der östreichischen Verwaltungsmaschine war bis auf Joseph's Zeiten so kraus und quer verwickelt und das Chaos der Beamtenwirthschaft ein so dunkel verworrenes, knorriges und struppiges Waldgehege gewesen, daß man es dem raschen enthusiastischen Kaiser nicht verdenken kann, daß er vor allen Dingen von vorn herein darauf bedacht war, mit der Rodeaxt einen neuen, lichteren Weg durch dieses gothische Walddunkel sich zu bahnen und eine vereinfachtere Lenkung der schwerfälligen Maschine durch alle Mittel sich zu verschaffen. Manche dieser Mittel waren freilich für die gestrengen Büreaukraten höchst fatal, ja fast ehrenrührig. Gleich bei Anfang seiner Regierung im Januar 1781 führte Joseph nämlich die s. g. Conduitenlisten ein, die die Präsidenten aller Stellen von sechs zu sechs Monaten nach einem vorgeschriebenen Formulare auszufüllen hatten. Dieses

Formular enthielt funfzehn Rubriken. Sie betrafen den verheiratheten oder ehelosen Stand, die Kinderzahl, die Besoldung, die Nebeneinkünfte, das Dienstalter, die Fähigkeiten, den Fleiß, das Betragen, die Sprachkenntnisse, die etwanigen Kenntnisse in andern Wissenschaften, z. B. in der dem Kaiser so lieben Geometrie, Zeichnen u. s. w., die Neigungen zum Spiele, zum Trunke, zum Vergnügen und sonstigen Luxus und Aufwand u. s. w. Nächst dieser allgemeinen Controle führte der Kaiser selbst noch eine spezielle und sehr scharfe. Seinen Adlerblicken entging kein Mißbrauch und Unfug. In den Bestrafungen war er unerbittlich, selten ließ er Gnade für Recht ergehen. Namentlich Müßiggänger waren ihm, dem Unermüdlichen und rastlos Thätigen, in innerster Seele zuwider.

Der Kanzlei-Schlendrian war ihm ein Gräuel. Gegen Ende November 1783 überraschte er einmal früh acht Uhr die östreichisch-böhmische Kanzlei mit seinem Besuche. Er kam unbemerkt ins Rathszimmer und setzte sich an die Seite des Kanzlers mit den Worten nieder: „Graf Kollowrat, Sie müssen mir erlauben, daß ich heute einen Auscultator bei Ihnen mache.“ Er hörte darauf die Relationen der Hofräthe an und notirte sich die Namen der Referenten und ihre Vota auf einen Bogen Papier mit Bleistift. Er schrieb im Julius 1786 an den ungarischen Reichskanzler Grafen Carl Palffy Worte, die diesen gewiß nicht erquickt haben: „Leichter und gemächlicher ist es freilich, wenn man seine Präsidial-Authorität in allem geltend macht und nur dem Dikasterial-Schlendrian in

den Expeditionen folgt, ohne sich zu bekümmern, oder zurückzusehen, ob und wie das Gute und Anbefohlne geschieht. Thut man das, so bleibt der Staat in der papiernen Verfassung, in der er jetzt schwebt, wo nämlich unendlich viel geschrieben und nichts gethan wird."

Eben ein solcher Gräuel war Joseph der Beförderungsschlendrian. Er schrieb im Februar 1783 an den ersten östreichischen Kanzler Grafen Leopold Kollowrat Worte, die diesen gewiß auch nicht erquickt haben: „Die Stelle eines Hofraths mag vorher immer die gewöhnliche Beförderung für die Hofsecretairs gewesen sein; in Zukunft will ich es nicht mehr so haben: man muß aus den Provinzialräthen Hofräthe wählen, um die politische Stelle mit Männern zu besetzen, die Nationalkenntniß haben ꝛc. Da ich noch Mitregent war, bin ich oft erstaunt, wenn im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths geschehen, da auf meine Erkundigung, wer er vorher gewesen, meistens die Antwort erfolgte, er war Hofsecretair; und ehedem? Secretair des Ministers Grafen von ** u. s. w., so zwar, daß die damaligen Hofräthe lauter vormalige Hofsecretairs und noch früher Privatsecretairs bei Ministers gewesen. Einmal hatte man damit dem Staat die Verbindlichkeit aufgebürdet, allerhand Privatverdienste zu belohnen, und was noch übler war, dadurch Geschäftsmänner bekommen, die außer Wien nichts gesehen haben, und im Conseil mit der größten Zuverlässigkeit über die Beschaffenheit eines Landes daher raisonniren, von welchem sie kaum geographische

Begriffe hatten. Dies hat jetzt alles au gehört, mein Herr Kanzler! Die Hofräthe, welche ich ernennen werde, müssen vorher als Gubernial-Räthe in Provinzen Beweise ihrer Fähigkeiten abgelegt haben, sonst kommen auch die nicht hieher."

Höchst merkwürdig und in seiner Art einzig ist das berühmte Handbillet, das Joseph vor seiner Abreise nach Italien im Jahre 1783 den Chefs der Regierungsstellen hinterließ und worinnen er das Ganze der Pflichten eines Beamten zusammenfaßte. „Drei Jahre, sagt er darin, sind nun verflossen, daß ich die Regierung habe übernehmen müssen. Ich habe durch selbige Zeit in allen Theilen der Administration meine Grundsätze, meine Gesinnungen, meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth sattsam zu erkennen gegeben. Ich habe mich nicht begnügt, einmal eine Sache nur zu befehlen, ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt; ich habe die Vorurtheile und alten eingewurzelten Gewohnheiten durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten; ich habe die Liebe, so ich für das allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht; ich habe gezeigt, daß, von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größeren Zahl; ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt; Vorstellungen und beigebrachte Ursachen habe ich von den Chefs, sowie von Jedermann immer mit Vergnügen aufgenommen; täglich und stündlich war ihnen meine Thür offen,

ihnen ihre Zweifel aufzuklären. — Nun erachte ich es meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, so ich dem Staate lebenslänglich gewidmet habe, daß ich ernstgemessest auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich nicht ohne Leidwesen vernachlässigt sehe rc." Hierauf schreibt Joseph denen, „die Vorsteher, sei es geistlichen, weltlichen oder Militair-Standes sein und bleiben wollen," eine Reihe von vierzehn Punkten vor, deren genaueste Beherzigung er ihnen einschärft. Darin heißt es unter anderm: „Wer dem Staate dient, soll sich selbem gänzlich widmen, kein Autoritätsstreit, kein Ceremoniel, keine Courtoisie muß ihn von der Hauptsache entfernen. Zur Erreichung des Zieles auf das Beste wirken, der eifrigste sein, am meisten Ordnung bei seinen Untergebenen halten, heißt der erste und vornehmste sein; ob also Insinuata, Noten und dergleichen Kanzleisprünge, oder die Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt und ungekämmt die Geschäfte verrichtet werden, muß für einen vernünftigen Mann, der nur auf die Erfüllung derselben sieht, ganz gleichgültig sein. Jeder muß sich alles angelegen sein lassen, was nur auf irgend eine Weise zum Besten der Mitbürger gereichet, zu deren Dienst wir sämmtlich bestimmt sind. Zu dem Ende ist es nothwendig, daß in allen Aemtern zwischen den Chefs und Subalternen Ordnung, Einverständniß und wechselseitiges Vertrauen herrsche. Jeder Beamte muß noth-

wendig einen solchen Trieb zu seinen Geschäften haben, daß er nicht nach Stunden, nicht nach Tagen, nicht nach Seiten, sondern nach der Wichtigkeit des Gegenstandes seine Arbeit berechne. Die Expedirung der Befehle, so wie die Berichtserstattungen sollen nicht auf den ordentlichen Rathstag geschoben werden, sondern in wichtigen Fällen unverzüglich geschehen; jeder muß von dem Triebe für das Beste des Dienstes beseelt sein. Eigennutz von aller Gattung ist das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten und das Verderben aller Geschäfte; dies ist nicht allein von dem Geldgewinn zu verstehen, sondern auch von allen jenen Handlungen, wodurch Pflicht und Wahrheit versäumt und verhehlt werden. Da das Gute nur eins sein kann, nämlich jenes, so die größte Zahl betrifft, und alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, so müssen nothwendig Vorurtheile und Eifersucht, so bis jetzt öfters zwischen Nationen und Provinzen, so wie zwischen den Departementern so viele Hindernisse und unnütze Schreibereien verursacht haben, gänzlich aufhören und jeder Beamte muß sich nun ganz eigen machen, daß bei dem Staatskörper, wie bei dem menschlichen, wenn nicht jeder Theil gesund ist, alle leiden: Nation und Religion müssen keinen Unterschied machen und als Brüder in einer Monarchie müssen alle sich gleich verwenden, um einander nutzbar zu sein. Widrigenfalls werden die verschiedenen Zweige der Monarchie unter sich verwickelt und verkannt. Schon vom Landesfürsten anzufangen, denkt mancher, daß er das

Vermögen des Staats und seiner Unterthanen als sein vollkommenes Eigenthum ansehen könne; glaubt, daß die Vorsicht Millionen Menschen für ihn erschaffen hat und läßt es sich dabei träumen, daß er für den Dienst dieser Millionen zu seinem Platz von selber bestimmt worden ist. Manche glauben die Plusmacherei zum einzigen Augenmerke machen zu müssen. Ich betrachte die Finanzen nicht in diesem Gesichtspunkte mit dem großen Haufen. Ich erwäge hierbei, daß, da die Belegung und Gefällsbenutzung willkürlich vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt und da ein jedes Individuum sein Vermögen mit einem blinden Vertrauen auf den Landesfürsten compromittirt, jeder nur in soweit belegt werden darf, als es die unumgängliche Nothwendigkeit des Staats nach seinen mannigfaltigen Bedürfnissen fordert, daß außerdem der Monarch nichts verschwenden, die Abgaben auf die leichteste und wohlfeilste Art erheben und den Staat in allen seinen Theilen zu bedienen trachten soll, wofür er dem Allgemeinen und jedem Individuum Rechenschaft zu geben schuldig ist. Seinem eigenen Vorurtheile für Personen, der Freigebigkeit selbst gegen Nothleidende, wiewohl einer der vorzüglichsten Tugenden, darf er sich bei Verwaltung der ihm nicht angehörigen Staatseinkünfte keineswegs überlassen, sondern nur mit dem ihm als Particulier eigenthümlichen Vermögen sich dergleichen Vergnügen verschaffen. Sollte er aber nach hinlänglicher Versetzung der Monarchie in allen ihren Theilen etwas Ansehnliches in den Aus-

gaben ersparen können, so ist er schuldig, es in der Einnahme durch Nachlassungen zu vermindern, weil der Bürger nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats beitragen soll."

Der Aufsatz schloß mit den Worten: „Wer mit mir gleich denkt und sich als ein wahrer Diener des Staats selbem ganz mit Hintansetzung aller andern Rücksichten widmen will, für diesen werden vorstehende Sätze begreiflich sein und in der Ausübung eben so wenig als mir beschwerlich fallen. Jener aber, der nur das seinem Dienste anklebende utile und honorificum zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staats aber als ein Nebending betrachtet, der soll es lieber voraus sagen und ein Amt verlassen, zu dem er weder würdig noch fähig ist, da selbes eine warme Seele für das Beste des Staats und eine vollkommene Entsagung seiner selbst und aller Gemächlichkeiten erfordert. Dieses ist, was ich jedermann zu erkennen zu geben finde, damit das wichtige Werk der Staatsverwaltung zu seinem wesentlichen Endzwecke geleitet werde."

11. Centralisations-Pläne. Joseph's Meinung über die Reorganisation Deutschlands.

Durch alle Verordnungen Joseph's leuchtete immer sein nie aus den Augen gelassener Regierungsplan hervor, alle seine Länder in Einen Staat, alle seine Völker in Eine Nation zu vereinigen. Ein Schüler jener generalisirenden Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die den allgemeinen Begriff Mensch über alle

individuellen Unterschiede hinaussetzte, ging Joseph energisch auf das eine Ziel los, alle die in Natur, Sitten und Cultur unter sich so verschiedenen Provinzen Oestreichs durch eine gleichförmige Verfassung und Gesetzgebung plötzlich zu einem einigen großen Ganzen zu verbinden. In Joseph lebte die alte ghibellinische Politik der Hohenstaufen wieder auf. Die nicht germanischen Nationalitäten, die Kirche und das Landesfürstenthum bekämpfend, schwebte ihm die alte Idee des Kaiserthums, der Gedanke an eine deutsche Hegemonie vor Augen. Er sagte einmal 1781 bei der Durchreise nach den Niederlanden in Regensburg von dem baufälligen Rathhause, wo die Sitzungen des Reichstags gehalten wurden, mit sichtbarer Anspielung auf ein noch größeres baufälliges Haus: „Si la maison s'écroule, le recès de l'Empire sera fait.“ Aber in diesem Hause saß ein sehr aufmerksamer Herr, der zwar nur Lehnsmann und Mitbewohner war, Friedrich der Große — und die Idee, wirklicher römischer Kaiser wieder zu werden, dergestalt zu werden, daß der Papst wieder römischer Bischof wurde, konnte nur ausgeführt werden, wenn Joseph der nordischen Semiramis ein morgenländisches Kaiserthum zuließ.

So mußte der wiedererstandene Friedrich II. sich darauf beschränken, die Erbstaaten Oestreichs in eine neue Form aus Einem Gusse umzuwandeln. Er schrieb deshalb im Januar 1785 an einen ungarischen Magnaten, der ihm Vorstellungen wegen Einführung der deutschen Sprache in den ungarischen Gerichtshöfen gemacht hatte: „Die deutsche Sprache ist Uni-

versalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs; dem zu Folge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin." Eben so schrieb er im October 1787 an einen seiner Freunde: „Als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blicke umfasse, und kann auf die separaten Stimmungen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allezeit Rücksicht nehmen. Das Privat-Beste ist eine Chimäre."

Interessant, besonders für das, was unsere Tage bewegt, ist des Kaisers Ansicht über die Reorganisation Deutschlands. Er legte sie in einem Briefe an den Coadjutor Dalberg nieder d. d. Wien, 13. Juli 1787: es ist klar, daß er sich über die Schwierigkeit dieser Aufgabe keine Illusionen machte.

„Ich habe, mein lieber Baron," schreibt er, „mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gern nehme ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen, Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsres gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gern so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein. Wir haben darin eine völlig gleiche

Denkungsart und ich glaube, wenn Alle so dächten und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Oberen zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Kurfürsten und Fürsten so dächten, wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich der Kenntniß und wiederholter Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe."

„Gleich Ihnen habe ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte; ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Reichskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen — **hierin liegt der Stein der Weisen.** Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, **besonders der Untergebungen**, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren und sie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterie machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eignen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten und sich nothwendig zu machen; indem man Mährchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht und wonach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären."

„In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei,

muß ein Allen gemeinschaftliches Object vorhanden sein, aber das Wort Patriotism, dessen man sich so gemeiniglich bedient, sollte ausschließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriguen, Verbindungen bilden und Besorgnisse rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte."

„Wenn unsere guten deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten, wenn sie weder Gallomanie, noch Anglomanie, weder Prussiomanie, noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Andern erborgt; wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elender Pedanten und Intrikanten sind. Ihnen, mein lieber Baron! ist dieses rühmliche Unternehmen einzig aufbewahrt und wenn es mißlingt, dann muß man ihm auf immer entsagen; denn zum ersten Mal sehe ich zu meinem größten Vergnügen ganz Deutschland auf Einen Punkt vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Parteien lassen Ihrem Charakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intrikanten und Pedanten sind."

„Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigtigkeit bin

Mein lieber Baron

Ihr wohlgeneigter

Joseph."

12. Reaction in Ungarn. Der Wallachenaufstand Horja's.

Kaum vier Jahre hatte Joseph seine an Reformen, die alle auf den Zweck der Ghibellinenpolitik hinausliefen, so reiche Selbstregierung geführt, als im Jahre 1784 die erste gewaltsame Reaction gegen dieselben eintrat. Der erste Sturm kam aus Ungarn, aus dem Reiche, das seine alten verbrieften Nationalfreiheiten besaß und das sich daher dem Josephinischen souverainen Centralisationssystem am widerhaarigsten bezeigte. Joseph hatte die altherkömmliche Krönung unterlassen, auch den verfassungsmäßigen Krönungseid nicht geschworen. Am 13. April 1784 ließ er die Reichskrone, die die Ungarn als ihr heiligstes Kleinod betrachteten, heimlich durch einen der Ihrigen, Balassa, aus dem Presburger Schlosse nach der Wiener Schatzkammer bringen. Als die Entführung geschah, hatte man bemerkt, daß, ohne daß ein Wölkchen am Himmel zu sehen war, der Blitz links und rechts neben der fliegenden Brücke in die Donau gefahren war, man hatte den Donner weithin vernehmbar rollen gehört. Joseph gab den Ungarn die Versicherung, er werde die Krone restituiren, sobald das für sie zu Ofen bestimmte Gebäude zu Stande gekommen sei. Joseph hatte ferner den Befehl zur Vermessung der Ländereien auf Kosten der ungarischen Gutsbesitzer Behufs der neuen Steuerregulirung ertheilt und er hatte endlich auch die in Ungarn ganz ungewöhnliche Conscription Behufs der Soldatenaushebung anbefohlen, Alles ohne die Stände zu befragen und der Landesverfassung entgegen, die dem ungarischen Adel die Taxenfreiheit und

die Freiheit, nicht wider Willen zu Kriegsdiensten gezwungen zu werden, sicherte. Das Alles, was Joseph aus seinem Souverainitätsrecht ableiten zu dürfen glaubte, wollte den Ungarn nicht einleuchten. Die Umschaffung Ungarns auf deutschen Fuß war ihnen im höchsten Grade zuwider, sie wollten ihre althergebrachte Verfassung auf ewige Zeiten ohne alle Verbesserung und Fortbildung erhalten sehen, das Königreich sollte unverändert in der nämlichen alterthümlichen Gestalt verbleiben, die es seit Jahrhunderten gehabt hatte. Während fast alle große Staaten Europas, namentlich Frankreich und Preußen, durch Einführung der Centralisation, der stehenden Heere und stehenden Steuern ihre Macht verstärkt hatten, Rußland auf derselben Bahn mächtige Fortschritte gemacht hatte, selbst England nicht bei der Magna charta stehen geblieben war und Polen die Unterlassung zeitgemäßer Reformen durch die entstandene Anarchie und darauf gefolgte Theilung schwer gebüßt hatte, sollte Ungarn allein im Stillstande verharren. Gedeckt durch den Schild Oestreichs gegen Bedränger, wie sie Polen über den Hals bekommen hatte, vermeinten die egoistischen Magnaten Ungarns, ihr Freudenleben in alle Ewigkeit auf der schönen Basis der misera contribuens plebs fortsetzen zu können. Joseph war aber nicht gewillt, bei dem stehen zu bleiben, was seine Mutter, im Andenken der Rettung ihrer Monarchie durch die Treue der Ungarn, sich beschränkt hatte, für die Annäherung des Königreichs an eine Umgestaltung nach deutschem Fuße zu thun. Joseph wollte auch Ungarn

reformiren, er wollte die ganze östreichische Monarchie bis auf einen gewissen Grad gleichförmig machen. Aber er fehlte politisch schwer, daß er, indem er den urkundlichen fundamentalen Landesgesetzen der Ungarn zuwider durch ein freundliches Einvernehmen mit den Ständen sich zu decken unterließ und auch hier kraft des Souverainitätsrechts die Beglückungsgewalt durchsetzen wollte, seine Macht überschätzte. Der ungarische Adel ließ ihm seine Macht fühlen. Er stiftete, als die Conscription in Ungarn angekündigt wurde, im Jahre 1784 den blutigen Aufstand der griechischen Wallachen an in Siebenbürgen in der Hunyader Gespannschaft. Es ließen sich diese Wallachen unter ihrem Anführer Horja durch die ungarischen Magnaten aufwiegeln, um Joseph's Reformen durch recht scandalöse Uebertreibungen rückgängig zu machen. Horja war ein Bauernsohn aus Siebenbürgen, den sein Edelmann, wie er damals das Recht hatte, auf Lebenszeit unter die Soldaten gesteckt hatte; er wurde bald ein anstelliger Soldat und lernte die Welt einigermaßen kennen, so daß er den Unterschied zwischen den humanen Gesinnungen des Kaisers und der Ausführung der Gesetze durch den Adel seines Vaterlands sehr wohl begriff. Bei seiner Rückkehr in die Heimath theilte Horja diese Ansichten den Bauern seiner Umgegend mit, stand mit ihnen zu Czebe auf und suchte, was der Adel nicht aus Gehorsam gegen den Kaiser thun wollte, mit Gewalt zu erzwingen, er begann den Krieg gegen die Schlösser. Die ungarischen Edelleute erhoben sich sofort zur Insurrection: denn obgleich in Siebenbürgen keine com-

pacte magyarische Bevölkerung besteht, so giebt es doch ganze Städte (wie Dees) voller Edelleute und die Czeckler, welche zusammen wohnen, sind alle Edelleute. Das kaiserliche Militair, das natürlich keinen Landesfriedensbruch dulden konnte, verband sich mit ihnen. Die ungarischen Magnaten unterstellten Horja die maßlosesten Forderungen: „die ungarischen Magnaten und Edeln sollten ihren Adel ablegen, ihre Besitzungen verlassen und ihre Güter mit den Bauern theilen, jeder sollte Contributionen zahlen und alles die griechische Religion annehmen.“ An Horja's Seite stand ein Pope, Krischan, um das Volk in seinem Fanatismus zu unterstützen. Wie ich schon beiläufig erwähnt habe, waren in dieser Wallachensache auch Agents provocateurs Joseph's thätig, um dem Widerstande des Adels zu begegnen: es ward also von allen Seiten der plebejische Unverstand der Bauern benutzt. Da Horja sich für einen Bevollmächtigten des Kaisers ausgab, eine sogenannte Gnadenkette trug, woran ein Bildniß des Kaisers hing und eine mit goldnen Buchstaben versehene Schrift, die er ein kaiserliches Patent nannte, vorzeigte, so konnte es nicht fehlen, daß ein sehr schlimmes Licht auf den Kaiser fallen mußte. Dies ward noch schlimmer, als der Kaiser den verirrten Leuten einen Generalpardon verkündigen ließ und nur auf Horja's Kopf einen Preis von 300 Ducaten setzte. Es kam zu den blutigsten Excessen, die Zahl der Empörer stieg auf 36,000, 4000 Menschen wurden ermordet, 132 Edelhöfe und 62 Dörfer verwüstet, vorzüglich traf der Sturm das Goldrevier von Zalathna.

Endlich machten die kaiserlichen Soldaten unter Paul Kray, der die sinnreichste List, Schnelligkeit und Kühnheit bewies, dem Aufruhr ein Ende. Die Aufrührer ergaben sich nach und nach. Horja, ein sehr energischer Mann, wollte sich mit den mißvergnügten ungarischen Edelleuten wider den Kaiser verbinden, diese gaben ihn aber Preis, er ward gefangen. Er erbot sich nun, dem Kaiser, wenn man ihn nach Wien bringen wolle, Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Dies schlug man angeblich aus wichtigen Gründen ab, Horja ward am 3. Jan. 1785 zu Carlsburg gerädert, wobei 2000 gefangene Wallachen zusehen mußten; 150 wurden nach Landesgebrauch gespießt.

Dieser Wallachen-Aufstand war der Anfang der Verlegenheiten des Kaisers. Die Ungarn hatten ihren Zweck erreicht, Joseph war geschreckt, er mußte mit den Reformen in Ungarn, um die Gemüther nicht zu sehr aufzureizen, eben so etwas innehalten, wie er genöthigt worden war, in den Kirchensachen etwas innezuhalten. Gleichzeitig beschäftigte ihn eine Menge andrer Pläne der auswärtigen Politik, die zum großen Theil auch auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stießen. In dem schon erwähnten Scheldestreit mit den Holländern mußte er im Vertrage von Fontainebleau vom 18. Nov. 1785 mit einer Abfindung, einer Geldentschädigung, einem „Trinkgeld," wie der sarkastische Friedrich der Große es nannte, sich begnügen, weil Frankreich entgegenstand. Er erhielt von den Holländern zehn Millionen Gulden, er hatte erst funfzehn, dann zwölf

verlangt. Dem im Jahre 1785 beantragten Ländertausch Baierns gegen Belgien mußte Joseph eben so entsagen, weil Friedrich der Große den Fürstenbund mit Sachsen und Hannover zu Berlin dagegen abschloß am 23. Juli 1785.

13. Türkische Pläne. Reise nach der Krimm.

Joseph's Hauptabsehen in der auswärtigen Politik ging auf das türkische Reich. Ein kaiserlicher Lieblingsgedanke war, diesem Reiche der orientalischen Barbaren zu Stambul ein Ende zu machen. Joseph glaubte dazu eine besondere Mission zu haben; er schrieb darüber, als es später zum Kriege kam, an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Montmorin aus dem Feldlager von Semlin am 6. Juli 1788: „Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsalen zu entschädigen, die es einstens von ihnen dulden mußte, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem Geschlecht Barbaren reinige, die ihr so lange zur Geißel geworden."

Um zu seinem Zwecke zu kommen, verband sich Joseph aufs Engste mit Catharinen von Rußland. Wie seine Mutter mit Catharinen und Friedrich dem Großen Polen getheilt hatte, wollte er mit Catharinen die Türkei theilen. Catharine unternahm im Frühling 1787 die berühmte Reise nach der Krimm. Joseph begleitete Catharinen auf dieser Reise und mit den kaiserlichen Herrschaften reisten:

der Fürst Potemkin, die Prinzen von Ligne und Nassau, der russische Gesandte zu Constantinopel, Herr von Bulgakow, der französische Gesandte, Graf von Segur und der englische Fitzherbert, so wie der östreichische Gesandte zu Petersburg, später Staatskanzler, Graf Ludwig Cobenzl und der Internuntius zu Constantinopel Baron von Herbert. Auf dieser Reise durch die Krimm wurden die Pläne zu dem türkischen Feldzug entworfen, der schon im folgenden Jahre zur Ausführung kam. Am 11. April 1787 war Joseph mit dem General Kinsky und einem kleinen Gefolge als Graf von Falkenstein nach Lemberg, Brodi und Cherson gegangen; am 18. Mai traf er mit Catharinen zusammen, beide fuhren seitdem in einem Wagen und speisten mit einander. Die Reise dauerte bis zum 13. Juni; am 30. Juni traf Joseph wieder in Wien ein.

14. Reaction in den Niederlanden. Der Hofetat in Brüssel. Der Kanzler Crumpipen.

Die Eile der Rückreise war nöthig. Ein neuer Sturm war über ihn hereingebrochen. Während Joseph an den Ufern des schwarzen Meeres mit der russischen Kaiserin die Eroberung neuer Provinzen beschloß, drohte eine alte Provinz ihm verloren zu gehen. Der neue Sturm kam aus den Niederlanden.

Die Regierung der Niederlande, die anderthalb Jahrhunderte lang durch die Disposition Kaiser Carl's V. unter Spanien gewiesen worden und seit den Utrechter und Badner Friedensschlüssen wieder an den östrei-

chischen Zweig Habsburg zurückgefallen war — war schon früher von einer Großtante Joseph's, der Erzherzogin Marie Elisabeth, Tochter Kaiser Leopold's, als Gouvernante der Niederlande geführt worden und stand jetzt wieder unter dem Gouvernement einer Erzherzogin, der Schwester Joseph's II. Christine.

Maria Elisabeth war fünfundzwanzig Jahre lang Gouvernante der Niederlande gewesen, vom Jahre 1725 — 1750. Sie hatte in Brüssel ihren eignen Hofstaat gehabt, der nach einer in den „Durchlauchtigen Höfen Europas" abgedruckten Liste folgendergestalt zusammengesetzt war:

Premierminister, Obrist-Kämmerer und Hofmarschall war: Graf Friedrich von Harrach, der oben als Concurrent Uhlefeld's um den Staatskanzlerposten aufgeführte Sohn des jüngeren der beiden spanischen Gesandten zur Zeit der Erledigung der spanischen Erbfolge, Gesandter in Turin und Regensburg, später böhmischer Kanzler und Finanzminister, derselbe, der den Dresdner Frieden mit Friedrich dem Großen schloß 1745, gest. 1749. Er war Schwiegersohn des Fürsten Anton Florian Liechtenstein und ist der Urgroßvater der Fürstin Liegnitz.

Obriststallmeister und Obristjägermeister von Brabant: Fürst Philipp Franz von Rubempré.

Obristschenk: Graf Bornheim.

Obristküchenmeister: Graf Westenraed.

Hauptmann der Hatschiergarde: Fürst Emanuel von Nassau-Siegen, Großneffe des Eroberers von Brasilien und Großvater des berühmten russischen Admirals, gestorben 1735.

Lieutenant der Hatschiergarde: Graf von Ognies.

Hauptmann der Hellebardiergarde: Graf Maldeghem.

Lieutenant der Hellebardiergarde: Graf Collins.

Alcalde oder Grand Prevôt des Hofs: Baron Nicolars.

Darauf rangirten die zwei Beichtväter und zwei Hofprediger der Erzherzogin und der Hofdamen derselben und elf Kammerherren, an der Spitze derselben Graf Eugen von Lannoy, Commandant von Dendermonde.

Oberhofmeisterin der Erzherzogin Gouvernante war: Anna Maria, Gräfin Uhlefeld, geb. Sinzendorf, die Mutter des Staatskanzlers Corfiz und Hofmeisterin der Damen des Hofs: Baronesse Weichs. Es gab zwei Dames vom goldnen Schlüssel und sechs Dames d'honneur.

Die Staatsgeschäfte der Niederlande wurden von vier Behörden besorgt:

1. Der Staatsrath — bestehend aus dem Premierminister Harrach, dem General-Commandanten der kaiserlichen Truppen, sieben Conseillers d'epée, darunter Herzog Leopold von Aremberg, der nach dem Tode der Erzherzogin 1740 Premiermini-

ster des neuen Statthalters ward und Fürst Claudius von Ligne, der Vater des geistreichen Prinzen Carl von Ligne — sechs Conseillers de robe und dem Staatssecretair Baron Heems.

2. Der Geheime Rath unter dem Präsidenten Grafen Colonna mit sechs Räthen.

3. Der Finanzrath unter dem Generalschatzmeister Grafen Fonseca.

4. Der Appellationshof zu Mecheln unter dem Präsidenten Herrn von Volden.

Nach dem Tode der Erzherzogin Maria Elisabeth ward Herzog Carl von Lothringen Statthalter 1750—1781. Als ein Hauptfavorit seiner kaiserlichen Schwägerin hatte er lange Zeit unumschränkte Macht und trieb es im alten brutalen Style, er überwarf sich zum Oefteren mit den befreundeten englischen und holländischen Generalen. Zuletzt ward er ganz kindisch, pflegte aber immer noch, auch wenn, was ihm nicht gefiel, geschah, zu sagen: „Eh bien, n'importe; je n'en serai pas moins le Prince Charles de Lorraine.“ Als Premierminister standen ihm zur Seite der Herzog Leopold von Aremberg, der, wie oben erwähnt, nach Maria Elisabeth's Tode ernannt ward, ein durch Witz und Humor ausgezeichneter Mann, mit dem Friedrich der Große correspondirte, er starb schon im Jahre 1754. Ihm folgte Graf Carl Cobenzl, Vater des späteren Staatskanzlers Ludwig und nach dessen Tode 1770 ernannte die Kaiserin Maria Theresia den früheren Gesandten in Paris, seit 1765 ersten Fürsten Georg Adam

von Starhemberg zum niederländischen Minister. Starhemberg war, wie gesagt, und mit Glück früher Gesandter in Paris gewesen, wo ihn Kaunitz, als er den Posten verließ und Staatskanzler ward, anstellte: er brachte die Allianz mit Frankreich zu Stande. Der preußische Großkanzler Fürst hatte ihn in seinem Hofbericht über Wien „einen Mann wie geboren für die Geschäfte, von glänzendem und solidem Geiste" genannt. In den Niederlanden zeigte er sich als einen Mann, der gar nichts arbeitete und mit seinem Geiste fallirte, er hatte Passion fürs Spiel und wenig Application auf Geschäfte. Sein Factotum ward der Kanzler von Crumpipen.

Crumpipen's Vater war Kammerdiener, dann Secretair bei Visconti, der während des östreichischen Besitzes von Neapel (seit Eröffnung der spanischen Erbschaft bis 1734) Vicekönig war: unter ihm ward sein Sohn Staatssecretair. Als Oestreich Neapel verlor, kam der junge Mann unter dem Ministerium Cobenzl als Staats- oder Cabinetssecretair nach Brüssel und unter dem unthätigen Starhemberg ward er ein vielvermögender Mann. Sein gesetztes Ansehn verschaffte ihm das Zutrauen Starhemberg's und er stieg desto mehr bei ihm, je mehr er seiner Lieblingsneigung schmeichelte. Bald wurde er Herr des Ganzen und was er wollte, mußte geschehen. Um seine Macht zu befestigen, erhob er Verwandte, Freunde, Creaturen zu den wichtigsten Stellen eines jeden Departements. Ein im ersten Band des Göttinger Magazins enthaltener Aufsatz, der aus den Pièces justificatives der Mémoires

pour servir à la justification du feu S. E. le Général C. d'Alton gezogen ist, giebt einen interessanten Ueberblick über den kaum übersehbaren Familienzusammenhang, den Crumpipen stiftete.

„Seine Tochter, sagt dieser Aufsatz, ist vermählt mit Herrn de Pestre, Banquier in Brüssel."

„Sein Bruder ist Staatssecretair und vermählt mit Mad. Helmann, die nebst seiner Schwester Erbin des Banquier Vanschoore war. Dieser erhielt ein ausschließendes Privilegium, spanische Wolle über Ostende kommen zu lassen, sie also jedem Manufakturisten und zu jedem beliebigen Preise zu verkaufen. Die andere Schwester hat den Banquier Reul geheirathet, der für beide Schwestern das Geschäft führt. Reul's einzige Tochter nahm den Banquier Eduard Walkiers zum Gemahl, der die Direction des Schatzes hat, Grand Bailli von Termonde ist und ein ausschließendes Privilegium hat, von Ostende nach Indien zu handeln."

„Die dritte Schwester Crumpipen's wurde mit Herrn Termeeren vermählt. Letzterer erhielt dadurch die Stelle eines Grand Bailli von Tost. Sie wurde ihm zu lieb errichtet, so wie auch der Titel eines Grafen von Cantecroix."

„Schwestern von Herrn Termeeren wurden mit den Herren Feltz, Bartenstein und Müller vermählt; das gab wieder neue Verbindungen, neue Clienten des Hauses Crumpipen. Es ist ein Familien-Gehänge unter einander, das man kaum übersehen kann."

„Der Kanzler Crumpipen ist ein reicher Mann; die Präsente bei Ernennung der Aebte und Aebtissinnen trugen gar viel aus. Zwar sind diese Geschenke schon alten Herkommens, aber er hat sie auf das Doppelte getrieben und bisweilen erhielt auch nur der Meistbietende die vacante Würde. Einst erhielt er ein gar artiges Neujahrsgeschenk: in einer Schachtel einen Strohmann, mit einem kurzen Bein, hohem Absatz, in der Visconti'schen Livree — damit Herr v. Crumpipen sein Herkommen nicht vergesse."

Im Jahre 1781 kam Kaiser Joseph nach den Niederlanden, die seit Philipp II. keinen Fürsten in Person gesehen hatten. Er frug nach Wahrheit, suchte sie, fand sie aber nirgends.

Crumpipen, um den ununterrichteten Starhemberg ganz sich selbst zu überlassen und in seiner Blöße darzustellen, stellte sich um diese Zeit krank. Der Kaiser besuchte ihn und nun beklagte sich Herr von Crumpipen bitterlich, wie alles auf ihm allein liege, wie er niemanden habe, der ihn zu unterstützen im Stande sei. Er bat den Kaiser, ihm Herrn von Reuß zum Gehülfen zu geben, als einen thätigen und für das landesherrliche Interesse gutdenkenden Rechtsgelehrten, verschwieg aber, daß er selbst diesem Manne einen großen Theil seiner Geschäftskenntniß verdanke: er verstand die Kunst und hatte sie vortrefflich benutzt, andere der Verfassung kundige Männer um Rath zu fragen und ihre Gedanken als die seinigen zu vernutzen.

Diese Intrigue Crumpipen's glückte vollkommen. Starhemberg, dessen Unfähigkeit Joseph erkennen

mußte, ward abberufen und 1782 Oberſthofmeiſter in Wien. Der Kaiſer übertrug nun das Generalgouvernement nach Herzog Carl's von Lothringen Tode 1781 ſeiner Schweſter der Erzherzogin Chriſtine gemeinſchaftlich mit ihrem Gemahl Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Als Premierminiſter ward ihnen zur Seite geſtellt: Graf Ludwig von Belgiojoſo, früher Geſandter in London, zweiter Sohn Anton's, dem der Kaiſer 1769 die Reichsfürſtenwürde verliehen hatte. Belgiojoſo war ein geſcheiter und thätiger, gewandter und energiſcher Mann. Er kam nach den Niederlanden mit dem größten Eifer, die Reformpläne, die Joſeph vor hatte, ſo ſchnell als möglich auszuführen. Ohne aber einen Mann zur Seite zu haben, der den Gang der Dinge in den Niederlanden verſtand, konnte er unmöglich das knorrige Waldgeſtrüpp von ſchrecklichen Mißbräuchen, die in Maſſe eingeriſſen waren, ausrotten, er war alſo gezwungen, dem Kanzler ſein Zutrauen zu ſchenken. Dieſer aber wollte die Sachen allein führen, der Miniſter ſollte bloß Zuſchauer ſeiner Intriguen ſein. Bald ſuchte daher dieſer, um ſich unabhängig zu machen, Herrn von Reuß an ſich zu ziehen und hoffte nöthigenfalls in ihm dem ehrgeizigen Crumpipen einen Nebenbuhler entgegenzuſtellen. Sobald dies Crumpipen ſah, ſuchte er Hülfe und Rache. Er ſtellte ſich jetzt wieder krank und ging ins Bad nach Aachen. Er überließ die Reformpläne dem Grafen und Reuß allein, auf ſie mochte der Haß fallen, er wollte die Liebe der Nation ſich erhalten. Durch eine beſonders feine Intrigue wußte er ſich bei

der Erzherzogin und ihrem Gemahl beliebt zu machen: er stellte ihnen vor, ihre ganze Gewalt sei dahin, wenn des Kaisers Pläne ausgeführt würden, er übermochte sie das Indigenatrecht zu suchen und sich unter den Brabantischen Ständen aufnehmen zu lassen, damit ihnen alsdann der Kaiser von ihren Prärogativen nichts nehmen könne, ohne den ganzen Adel in Bewegung zu setzen, der natürlich für Erhaltung der Rechte seines ersten Mitglieds sehr besorgt sein würde. So erweckte Crumpipen dem Kaiser an seinen eignen Verwandten geheime Feinde. Es gelang ihm zuletzt, Belgiojoso eben so zu stürzen, wie er vorher Starhemberg gestürzt hatte. — Und doch ernannte ihn Joseph zum Vicepräsidenten des neuerrichteten königlichen Statthaltereiraths. „Crumpipen war das geheime Werkzeug, das das Ministerium Fehler begehen machte, Hindernisse in den Weg schob, Zwistigkeiten anstiftete, cabalirte, intriguirte, calumnirte, geheime Insinuationen gegen alle, die ihm nicht zu Willen waren, anbrachte, die Freunde des Kaisers mit zweideutigen Antworten blendete und seine Feinde, besonders die Geistlichkeit, offenbar in Schutz nahm."

Joseph's Reformpläne in den Niederlanden gingen allerdings offenbar dahin aus, die kirchliche, politische und gerichtliche Verfassung derselben eben so abzuändern und kraft der Souverainität zu centralisiren, wie er das in den Erbstaaten theils wirklich durchgesetzt, theils in Ungarn wenigstens eingeleitet hatte. Belgien aber war ein Land, das seine alte Verfassung, die mit ihren wohl verclausulirten Verbriefungen und

Privilegien aus dem Mittelalter stammte und nicht wenig gothisch war, eben so zäh festzuhalten suchte, wie Ungarn. An der Spitze der Administration standen in Belgien Corporationen, zusammengesetzt aus einem reichen Adel, den großen Städten des Landes und einer überaus mächtigen Geistlichkeit. Die Verfassung war verschieden in allen den sieben Provinzen, aus denen Belgien nach dem Abfall Hollands und den französischen Eroberungen noch sich zusammensetzte, dem größten Theil von Brabant, Luxemburg und Limburg und einem Theile von Flandern, Hennegau, Namur und Geldern. Brabant war die wichtigste Provinz, hier war die Hauptstadt Brüssel, die erste Kirche des Landes, das Erzstift Mecheln und die Hauptuniversität Löwen. Der Rath von Brabant genoß eines ähnlichen Vorrechts, wie das Pariser Parlament, die Edikte des Landesfürsten hatten nur dann Geltung, wenn sie von dem Rathe einregistrirt waren. In Flandern hatte der Adel keine Repräsentation, eben so keine in Geldern der Clerus. Sonst aber war die Geistlichkeit im Besitze des umfassendsten sowohl politischen, als moralischen und materiellen Einflusses. Ein Erzbischof und sieben Bischöfe waren die Träger der Hierarchie, die jedem modern-monarchischen Regimente widerstrebte, sie herrschte über 100 reich dotirte Abteien und eine Menge von Klöstern. Ihr Grundbesitz wurde auf 300 Millionen Gulden von den brabantischen Ständen selbst angegeben. Ihre Bildungsschule war die ganz unabhängige und reiche Universität Löwen. Sie stützte eine

Kirchenlehre und ein Kirchenrecht, wie die streng römische Hierarchie es nur verlangen konnte, das aber mit den modern-monarchischen nivellirenden Tendenzen Joseph's im directen Widerspruche stand. Joseph verachtete innerlich den Spießbürger- und Krämergeist, der in den Niederlanden herrschte, die Gleichgültigkeit für alle größeren Interessen war in allen Ständen herrschend. Als Joseph den Versuch gemacht hatte, durch Aufhebung der Sperrung der Schelde den belgischen Handel zu entfesseln, hatte er gar geringe thätige Theilnahme bei den Ständen gefunden, höchstens hatten die von Brabant über „die hohen Preise der Häringe und Austern" geklagt. Ropedius von Berg, ein Mann, der sonst für die mittelalterlichen corporativen Rechte große Vorliebe hatte, sagt doch selbst in seinen von Gérard 1842 in Brüssel publizirten Memoiren: „Die Allmacht von tausend kleinen localen Auctoritäten war auf den Baum der Volksfreiheit gepfropft, in Folge dessen drangen unzählige Mißbräuche der Verwaltung ein, jeder hatte sein Stück Privilegium auszubeuten und jeder betrachtete den Mißbrauch, in dessen Genusse er war, als sein Eigenthum. Mit einem Worte, ohne Industrie, ohne auswärtigen Handel war Belgien zur Zeit von Joseph's Thronbesteigung zur Lage einer schlecht verwalteten Haushaltung oder einer kleinen Provinzialstadt herabgesunken, der Geist seiner Bewohner hatte sich, eben weil ihr politischer und commerzieller Horizont so unbedeutend war, natürlicherweise verengert."

Belgien war vor allen Dingen ein eifrig katho-

lisches Land; wie in Ungarn der Adel, so war in Belgien die Geistlichkeit übermächtig. Maria Theresia hatte eine allgemeine Popularität hier genossen, weil sie die Kirche gewähren und die wohlverclausulirten Privilegien unangetastet ließ. Die ersten Stöße der Unruhen gingen, sobald Joseph reformirte, auch von dem Einflusse des Clerus aus: an der Spitze war der Cardinal Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, ein geborner Schlesier, und der päpstliche Nuntius zu Brüssel Zondandari. Der Anfang war ein Studentenaufruhr der Universität zu Löwen am 5. December 1786. Hier, in Löwen, wie in allen übrigen Theilen der Monarchie, hatte Joseph ein Generalseminarium errichtet, allen jungen Leuten, die sich der Kirche widmen wollten, den Besuch desselben anbefohlen und die Leitung der Anstalt den Bischöfen entzogen und andern Geistlichen übertragen. Joseph wollte mit diesem Generalseminarium die zeither geleitete Erziehung der Jugend in bessere Hände entrücken. „Die Kinder Levi, schrieb er, sollten mit dem Menschenverstande nicht länger ein Monopolium treiben.“ Der Geistlichkeit, Frankenberg und Zondandari an der Spitze, war dieses am 16. October 1786 eröffnete Generalseminarium ein Greuel, und der Studentenaufruhr war eine Demonstration dagegen. Die jungen Leute aus den adeligen Familien des Landes übergaben der Regierung eine triviale Denkschrift, worin sie in der Hauptsache „um besseres Bier, Taback und Brot und um eine orthodoxe Dogmatik und Disciplin“ baten. Diese Studentenemeute ward, thöricht genug, von der Regierung höchst ernst-

haft genommen und sogar, zwar höchst friedlich, aber doch durch kaiserliche Truppen gedämpft. Frankenberg wurde nach Wien berufen, der päpstliche Nuntius aus den kaiserlichen Staaten im Februar 1787 verwiesen, er ging aber nicht weit weg, er ging in das benachbarte Lüttich. Im Jahre 1787, als eben Joseph nach der Krimm abgereist war, sollte nun auch eine neue politische und gerichtliche Verfassung in Belgien eingeführt werden. Am 19. April verweigerten die Stände von Brabant die gewöhnlichen Subsidien, bis der von Joseph eigenmächtig an die Stelle des alten Raths von Brabant eingesetzte königliche Statthaltereirath, die neuen Kreishauptleute und die neuen Gerichtshöfe abgeschafft seien. Die Stände von Brabant hatten eine verbriefte Verfassung, die sogenannte joyeuse entrée, die einst im funfzehnten Jahrhundert beim Einzuge Philipp's des Guten in Brüssel bekannt gemacht worden war. In ihr hatte er zugesagt, das Land nicht mit seinen Soldaten zu beschweren, die Beamten nur aus gebornen Brabantern zu wählen und alle Gerichts-, Jagd- und ähnliche Privilegien im alten Stande unangefochten zu lassen. Der Rath von Brabant war seitdem unausgesetzt aus fünf Brabantern und zwei fürstlichen, des plattdeutschen Idioms kundigen Räthen zusammengesetzt worden. Joseph hatte am 17. Juli 1781 geschworen: „den Niederländern ein guter, gerechter und getreuer Herr sein zu wollen und jede Art von Gewaltthat und Willkühr von ihnen abzuhalten.“ Nach dem neunundfunzigsten Artikel der joyeuse entrée war es den Niederländern vergönnt, „wenn der Fürst

sich in irgend einer Weise gegen die Verbindlichkeiten verfehlte: être obeissans en aucune chose de son besoin." Dem siebzehnten Artikel der joyeuse entrée entgegen hatte Joseph einen reichen Brüsseler Seifensieder, den Kaufmann Johann Franz Hondt, nach Wien abführen lassen wegen Betrügereien gegen die landesherrliche Kasse. Die Gewerke zu Brüssel, Antwerpen und Löwen klagten bei den Ständen über Verletzung der Verfassung. Die Stände wandten sich an den Generalgouverneur und verlangten von diesem zugleich Wiederherstellung aller abgeschafften Klöster, Brüderschaften und Prozessionen. Das Volk in Brüssel warf dem Minister Belgiojoso, als dem großen Eiferer in Ausführung der kaiserlichen Plane, die Fenster ein. Der Generalgouverneur, der ziemlich unbedeutende Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Crumpipen verführt hatte, dessen Sympathieen den Reformentwürfen Joseph's ganz entgegenstanden, wie aus einem neuerlich bekannt gemachten Briefe hervorgeht, und der deshalb mit Belgiojoso stark in Conflict kam, gab den Ständen die verlangte beifällige Erklärung unbedingt und umfassend, alles und jedes, was der joyeuse entrée entgegen sei, solle abgeschafft sein, er gab sie an demselben Tage, wo sie ihm abverlangt worden war, am 30. Mai, Abends elf Uhr. Den folgenden Tag war die ganze Stadt Brüssel erleuchtet, 600 junge Leute spannten sich vor den Wagen des Herzogs und seiner Gemahlin und zogen sie ins Schauspielhaus unter dem Freudengeschrei: „Vive l'Empereur! Vive la joyeuse entrée!"

Nichtsdestoweniger dauerte die Gährung noch fort. In der Nacht auf den 16. Juni entstand ein Tumult zu Antwerpen unter dem Vorwande, als halte der abgesetzte Kreishauptmann nächtliche Zusammenkünfte in einem aufgehobenen Kloster. Ein anderer Tumult zu Mecheln folgte. Eine Menge aufrührerischer Schriften, Pasquille und Brandzettel coursirten im Volke. Zu Brüssel fand man deshalb für nöthig, ein Corps von Freiwilligen und Bürgerpatrouillen zu errichten. Brüssels Beispiel folgten die übrigen Städte. Am 22. Juni schickten die Stände ihre Beschwerden unmittelbar an den Kaiser, der eben aus Cherson von Katharinen wiedergekehrt war. Er antwortete drei Tage nachdem er aus der Krimm zurückgekehrt war, auf Kannitz's Rath, am 3. Juli in folgender Weise: „daß er als Vater und Mensch, der mit dem Unverstande Mitleiden tragen und viel verzeihen könne, das, was bisher vorgegangen sei und sie sich zu thun unterfangen hätten, nur allein Mißverständnissen und falschen Auslegungen seiner Absichten zuschreiben wolle, die durch solche Personen erzeugt und ausgestreut worden seien, welche mehr ihrem Eigennutze als dem allgemeinen Wohle anhingen und nichts zu verlieren hätten. Seine Anordnungen seien einzig und ohne den mindesten Anschein eines persönlichen Interesse auf das Wohl der Niederländer gerichtet gewesen und er habe sich daher eher des Eifers und der Dankbarkeit der Stände zu versehen gehabt, als einer Widersetzlichkeit, am allerwenigsten einer so verwegnen." Darauf erklärte er ihnen, „daß er es geschehen lassen wolle, daß alle neuen

Anordnungen suspendirt werden sollten, bis die Generalgouverneure und die Deputirten der Provinzen in Wien eingetroffen seien, wo er sich über die zum allgemeinen Besten zu treffenden Anordnungen nach Maaßgabe der Grundsätze des Landes mit ihnen einverstehen wolle."

In Folge dieses Erlasses langten am 31. Juli Herzog Albert und die Erzherzogin Christine mit dem Minister Belgiojoso und am 15. August dreißig niederländische Abgeordnete aus allen Provinzen und von den drei Ständen in Wien ein. General Graf Murray war als Generalgouverneur, Generalkapitain und bevollmächtigter Minister unterdessen in Brüssel zurückgelassen worden. Ehe noch die Deputirten wieder nach Hause zurückgekehrt waren, setzten sich 50,000 Mann östreichische und ungarische Regimenter in Bewegung, um nach den Niederlanden zu marschiren. An den äußersten Grenzen von Vorder-Oestreich machten sie jedoch Halt und nur ein Regiment setzte seinen Marsch nach Luxemburg fort. Die in den Niederlanden bereits befindlichen Truppen wurden in der Gegend von Brüssel concentrirt. Am 23. August kam ein Courier an General Murray, der anbefahl, daß alles vorläufig in den Niederlanden wieder auf den Stand vom 1. April dieses Jahres gesetzt werden solle; die Stände sollten die Subsidien berichtigen; die Bürger-Compagnieen aus einander gehen und alle Arten unerlaubter Associationen aufgehoben sein. Allein die Bürgercompagnieen, die sogenannten Freiwilligen, gingen nicht aus einander. Am 20. September entstanden neue Unruhen zu Brüssel und Mecheln. Dort

riß man kaiserliche Proclamationen herunter. Hier wurde das Militair insultirt. Der schwache Murray, anstatt Genugthuung dafür zu fordern, gab in allen Stücken nach, wie die Generalgouverneure nachgegeben hatten. Am 21. September verkündigte er im Namen des Kaisers, daß die joyeuse entrée unverletzt erhalten werden solle. Brüssel illuminirte hinwieder. Im October darauf kamen nach der Hauptstadt: der an Belgiojoso's Stelle zum Minister ernannte leichtblütige und diplomatisch-freundliche Graf Ferdinand von Trautmannsdorf*) und als commandirender General der brutal-martialische Graf Richard d'Alton**). Endlich am 13. Januar 1788 kamen auch die Generalgouverneure Herzog Albert mit seiner Gemahlin wieder zurück. Man hoffte, der Sturm sei beschworen. Joseph theilte diese Hoffnung und schrieb im September 1787 einen merkwürdigen Brief an jenen zum Minister in den Niederlanden neu bestimmten Grafen Trautmannsdorf. Der Brief ist deshalb so merkwürdig, weil Joseph darin ganz ehrlich der Aufklärungsphilosophie den bedenklichen Antheil zuschiebt, den sie an den revolutionären Bewegungen in Europa gehabt hat. In sofern diese Aufklärungsphilosophie sich den demokratischen Grundsätzen günstig bezeigte, war Joseph ihr entschiedener Widersacher. Schon bei der Pariser Reise hatte er sein politisches Glaubensbekenntniß ausgesprochen. In einer Gesellschaft in Paris,

*) der 1806 Fürst, 1807 Obersthofmeister ward und 1827 starb.

**) gegraft 1777.

wo der amerikanische Congreß mit Lobsprüchen erhoben wurde, hatte man ihn gefragt, was seine Meinung darüber sei? Joseph antwortete damals: „Ich muß gestehen, mein Metier bringt es mit sich, daß ich Royalist bin“ (je suis par metier royaliste).

„In der That, schreibt Joseph an Trautmannsdorf, es kann der Bemerkung eines Philosophen nicht entgehen, daß seit einiger Zeit ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreitet, der um so mehr Epoche machen muß, da wir in einem Jahrhunderte sind, wo gute Könige regieren.“

„Man war beim Emporkommen der Philosophie in einem täuschenden Zustande, hatte sich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und mehrere Folgsamkeit für die Gesetze versprochen, da sie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gutgesinnten Unterthanen sein müßte.“

„Es würde vielleicht zum Labyrinth des menschlichen Geistes sein, wenn man die Ursachen, die so viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hievon aufspüren wollte. Bei allem dem ist es merkwürdig, daß Frankreich durch Unterstützung von Amerika dem Freiheitssinn Stoff zum Nachdenken gegeben hat.“

„Holland war der erste Staat in Europa, der sich durch die aristocratische Herrschsucht einiger Bewindhäbers zum veruneinigten Land gemacht, bis endlich Preußen Friede im Erbtheil Oraniens gebot.“

„In der Region dieser Gegenden empörten sich die Niederländer; meine eignen Unterthanen widersetzten sich den Verfügungen, die ich zum Besten dieser Provinzen

getroffen habe und an der Spitze des Janhagels stunden die Edeln der Nation!"

„Selbst Frankreich succedirte in diesen Verwirrungen dadurch, daß es die Notabeln zusammenberief; das Volk wähnte unter Heinrich IV. zu sein, hoffte von den oratorischen Talenten ihrer Repräsentanten so Vieles."

„Die Menschen verlangen mit Ungestüm eine Freiheit, die ihnen nachtheilig wurde, da die wenigsten hievon Kenner des Gebrauchs derselben sind."

„Möchten Alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beitragen können, dem Unterthan darstellend machen, daß die meisten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen sind, daß diese das Volk zu Ausführung ihrer Absichten gebrauchen und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müsse. Beinahe wären die Jahrhunderte Alba's und der Dragonaden von den Valois wieder aufgelebt, hätte nicht ein Genius von höherer Macht den Oelzweig über Europa ausgebreitet und dem Toben der Unzufriedenen Einhalt gethan."

„Die Begebenheiten in den östreichischen Niederlanden haben mir verdrüßliche Augenblicke gemacht und dieses Volk wird sich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einstens für sie empfand."

Joseph war sehr wesentlich dabei betheiligt, daß die Niederlande zur Ruhe zurückkehrten. Der Krieg mit den Türken stand vor der Thür. So ungerecht und so unpolitisch dieser Krieg war, Joseph's Enthusiasmus drängte ihn dazu. Schon von Lemberg aus auf der Rückreise aus der Krimm hatte er an Kaunitz geschrieben: „Die Vortheile, welche Rußland aus der Acquisition der Krimm hat, sind sehr wichtig für dieses Reich. Es kann die Osmanen nach Zerstörung ihrer Armada auf's Aeußerste bringen; es kann Stambul zittern machen; und damit erhält es den Weg nach Paros und dem Hellespont, dem ich aber auf der Seite Rumeliens nothwendig zuvorkommen muß." Es war also auf eine Ländererwerbung auf der Seite Rumeliens abgesehen. Uebersehen ward aber von Joseph, daß Rußland durch den Beistand Oestreichs ein weit stärkerer Vortheil zuging, als umgekehrt Oestreich von Rußland ziehen konnte. Es war wahrlich eine übelverstandene Politik, das Reich im Osten auf Kosten der Türkei sich noch weiter vergrößern zu lassen; weit richtiger hatte Friedrich die Verhältnisse angesehen und sich sehr bestimmt einer Mitwirkung zu den russischen Projecten entzogen.

Am 24. August 1787 hatte die Pforte Rußland den Krieg erklärt, der Internuntius übernahm die Vermittlung, als diese nicht zu Stande kam, erklärte auch Joseph den Krieg am 9. Febr. 1788. Sofort setzten sich 200,000 Mann mit 2000 Kanonen in Bewegung, die in sechs verschiedenen Armeecorps gegen

die türkischen Grenzen anrückten. Das Hauptheer unter Joseph selbst und Lascy sammelte sich hinter Semlin bei Belgrad. Am 29. Febr. reiste der Kaiser, nachdem er die Regierung dem Fürsten Kaunitz übertragen hatte, von Wien ab und befand sich am 14. März zu Semlin. Vorher hatte er noch in einem merkwürdigen Schreiben die von Friedrich Wilhelm II. von Preußen angebotene Vermittlung abgelehnt. Der Brief ist vom Januar 1788:

„Mein Herr Bruder!"

„In der That, es ist die unangenehmste Aeußerung, die ich zu machen genöthigt bin, daß ich E. Maj. angebotene Vermittelung in Ansehung der mit der Pforte entstandenen Irrungen auf das Freundschaftlichste verbitten muß. Ich habe den Degen gezogen und er wird nicht wieder in die Scheide kommen, bis ich Genugthuung, bis ich das wieder habe, was man meinem Hause entzogen.

E. Maj. sind Monarch; als solcher sind Ihnen die Rechte der Könige nicht unbekannt. Und ist die Unternehmung gegen die Osmanen etwas Anderes, als ein wiedergesuchtes Recht auf einige meinem Hause entrissene Provinzen, deren Besitz Zeit, Schicksal und Verhängniß meiner Krone geraubt?

Die Türken, und vielleicht nicht sie allein, haben es zur Maxime, das, was sie in widrigen Zeiten verloren, bei der ersten für sie günstigen Gelegenheit wieder zu suchen; das heißt, man läßt dem Schicksal seinen Lauf und unterwirft sich den Fügungen der Vorsehung.

Das Haus Hohenzollern ist auf eben die Art zum Gipfel seiner Größe gelangt. Albrecht von Brandenburg entriß seinem Orden das Herzogthum Preußen und seine Nachfolger behaupteten sogar in dem Frieden zu Oliva die Souverainität über dieses Land. E. Maj. verstorbener Onkel entzog meiner Mutter Schlesien zu einer Zeit, wo sie, von Feinden umringt, keinen anderen Schutz als die Größe ihrer Seele und die Treue ihres Volkes gehabt.

Was haben die Höfe, die dermalen von dem Gleichgewicht in Europa so viel Posaunens machen, was haben diese dem Hause Oestreich zum Aequivalent ihrer nur in diesem Jahrhundert verlorenen Besitzungen gethan?

Meine Vorfahren mußten im Utrechter Frieden Spanien, in dem zu Wien die Königreiche Neapel und Sicilien, etliche Jahre darauf Belgrad und die Fürstenthümer in Schlesien, in dem zu Aachen Parma, Piacenza, Guastalla und vorher noch Tortona und einen Theil der östreichischen Lombardei an ihre Nachbarn überlassen.

Hat Oestreich dafür eine andere Acquisition von Wichtigkeit binnen diesem Jahrhundert des Verlusts gemacht? Einen Theil vom Königreich Polen? Und hievon hat Preußen einen besseren Antheil, als ich. Ich hoffe, daß E. Maj. die Ursachen meines Entschlusses, die Pforte zu bekriegen, sehr einleuchtend finden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen werden, und daß Sie nicht minder

mein Freund sind, wenn ich auch die Orientalen etwas travestire.

E. Maj. können sich von mir versichert halten, daß ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege seiner verlorenen Besitzungen auch gegen mich von Ihnen anwenden lasse und daß jetzt alle Vermittlungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben.

Ich empfehle mich in die Fortdauer Ihrer Freundschaft und bin mit vieler Hochachtung

Ew. Maj.

Freund und guter Bruder

Joseph."

Aber die großen Erwartungen Joseph's von dem Türkenkriege gingen nicht in Erfüllung. Das zahlreiche Heer vertheilte sich in einen ungeheuern Cordon vom adriatischen Meere bis zur Buckowina, wo es bei Choczim mit den Russen zusammenstieß. Außer einigen Grenzfestungen, die den Türken weggenommen wurden, geschah Nichts von Bedeutung. Im Sommer trat eine ungewöhnliche Hitze ein; davon und von der ungesunden Luft in den Gegenden zwischen Donau und Sau rissen Krankheiten ein, die Oestreicher verloren dadurch allein gegen 33,000 Menschen. Joseph ging dem Heere in Ertragung aller Unannehmlichkeiten und Entbehrungen mit dem heldenmüthigsten Beispiele voran; außer dem Wasser von Schönbrunn, das ihm auf der Donau bis Semlin nachgeführt ward und einem Glase Oestreicher oder Tokaier, das ihm wider seine Neigung

die Aerzte anriethen, hatte er keine Labung, die er nicht mit dem gemeinsten Manne theilte. Er unterzog sich allen Strapazen und Gefahren. Bei der Einnahme der Festung Sabacz wurden drei Kanoniere zu seiner Seite todtgeschossen. Auch im Feldlager fuhr er fort, die Reichsgeschäfte zu führen. Er saß oft in mitternächtlicher Stille vor einem kleinen Tische, mit Durchlesung umfangreicher Aktenstücke beschäftigt, die ihm auf seinen ausdrücklichen Befehl alle Chefs der Hofstellen zu Wien in's Lager nachsenden mußten. Sogar in der Nacht vor der Einnahme von Sabacz schrieb er Ausfertigungen im Walde unter freiem Himmel. In einem dürftigen Gasthofe der Vorstadt Semlin wohnend, bestand sein ganzes Quartier aus drei elenden Stübchen. Mit der liebevollsten Sorgfalt wachte er für den Gesundheitsstand des Heers, legte im Lager selbst Krankenbaracken an, ließ Brunnen daselbst graben und Weinessig vertheilen.

Am 7. August setzten die Türken bei Orsova und Kladowa über die Donau und drangen in das Temeswarer Banat ein. Unaufhaltsam mußten die kaiserlichen Heere zurückweichen, die Türken säbelten ganze Haufen von der östreichischen Arrieregarde nieder. Drei Monate lang, bis Ende October, überschwemmten die türkischen Truppen das schöne Banat und verwandelten es in eine Wüste. Bis nach Temeswar mußten die kaiserlichen Heere zurückgehn. Die schrecklichste Nacht war die Nacht des Rückzugs in die Ebene von Lugosch mit 80,000 Mann am 28. Sept. 1788. Einige Husaren geriethen bei einem Wagen mit Brannt-

wein in Händel mit Soldaten der Freikorps und verjagten sie. Die Vertriebenen kehrten zurück, schossen auf die Husaren und schrieen laut: „Turci! Turci!" Auf diesen falschen Allarm entstand eine unglaubliche Verwirrung. Die östreichischen Truppen feuerten auf ihre eigne Arrieregarde, die für die angreifenden Türken gehalten wurde. Lascy hatte vergessen, die Feldwachen auf dem linken Flügel zurückzuziehen, als der Rückzug beschlossen worden war. Um sie zu erwarten, ward den Truppen plötzlich: Halt! commandirt. Dieses Commando: „Halt! Halt!" aber, statt zu hemmen, erschreckte noch mehr, in der panischen Furcht nahm man es als das türkische Angriffsgeschrei: „Allah! Allah!" Joseph, der sich bei der Avantgarde befand, wollte die Flucht bei einer kleinen Brücke aufhalten. Des Kaisers offene Kalesche ward aber im nächtlichen Gedränge umgeworfen und über die kleine Brücke hinabgeschleudert. Joseph schwang sich nun auf ein Pferd, ward aber wieder unerkannt im Gedränge mit fortgerissen. Er hatte seine Suite verloren und sich verirrt. Glücklicherweise erkannte ihn ein Reitknecht; dieser rettete ihn, in Begleitung dieses einzigen Mannes kam er nach Karansebes. Er war in Gefahr gewesen, von den Türken, denen treulose Wallachen zu Führern dienten, gefangen genommen zu werden. Die Armee war durch die *adeligen Offiziere* demoralisirt, die üble Stimmung gegen den Kaiser, die Adel und Geistliche erregt haben, war auch in's Heer eingedrungen. Der Troß gerieth in eine heillose Verwirrung. Die Fuhrknechte der Artillerie zerhieben die Pferde-

stränge und ließen die Kanonen im Wege stehn. Die Führer der Packpferde warfen die Lasten auf die Straße und retteten sich auf den bloßen Pferden mit dem wilden Geschrei: „Die Türken sind da, alles ist verloren, rettet Euch!" Dazwischen feuerten die zum Gepäck commandirten Soldaten auf ihre eigenen Leute vom Trosse und vermehrten die Zerrüttung. Die ganze Straße war mit Feldgeräth bedeckt, zwischen dem die Menschen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen sich drängten, schreiend, fluchend und Alles umwerfend, was ihnen in den Weg kam. 10,000 Menschen wurden in diesem falschen Lärm verwundet oder getödtet.

Nach dieser schrecklichen Nacht bei Lugosch verweilte der Kaiser noch bis zum November auf dem Kriegsschauplatze, er traf die Vorkehrungen zu dem zweiten Feldzuge. Aber sein Körper erlag den Beschwerden. Mit dem Todeskeime im Herzen kehrte er am 5. December krank und unmuthsvoll nach Wien zurück. So unglücklich der erste Feldzug abgelaufen war, so sanguinische Hoffnungen hatte Joseph gleich wieder von dem zweiten. Schon im Januar 1789 schrieb er an den russischen General Prinzen Carl von Nassau: „Im Frühjahr 1789 ist es für das deutsche Heer eine Beschäftigung, Bender hinwegzunehmen und sich an das linke Ufer der Donau zu ziehen. An der rechten Seite dieses Stroms erobere ich Belgrad und breite mich in Servien aus. Die Einnahme von Nissa, Widin, Serajo und aufwärts des Savestroms Berbir, Banjaluka und Castanowicz sind Unternehmun-

gen, die bis zum August beendigt sind. Soll der Großvezier mir oder den Russen an der Donau entgegenkommen, so muß er eine Schlacht anbieten und nachdem er geschlagen ist, so jag' ich ihn bis unter die Kanonen von Silistria.

Im October 1789 verordne ich einen Congreß, nach dem Osmans Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Traktaten von Carlowitz und Passarowitz dienen meinen Ambassadeurs zur Basis der Unterhandlungen, wobei ich mir Choczim und einen Theil von der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Halbinsel Krimm, der Prinz Carl von Schweden wird Herzog von Kurland und der Großherzog von Florenz römischer König.

Dann ist Universalfriede in Europa. Bis dahin hat Frankreich mit den Notabeln der Nation Richtigkeit gemacht und — die anderen Herren denken zu sehr an sich selbst und zu wenig an Oestreich."

Für das Jahr 1789 versprach sich Joseph in seinem sanguinischen Enthusiasmus den Universalfrieden in Europa und gerade dieses Jahr, das Jahr der französischen Revolution, ward der Anfang einer Epoche innerer und äußerer Kriege für Europa auf ein ganzes Vierteljahrhundert. Für ihn selbst sollte dieses Jahr das letzte seines Lebens, ein schweres Jahr der Körper- und Seelenleiden werden.

Joseph's Gesundheit war schon seit mehreren Jahren durch die Anstrengungen, denen er ohne Schonung sich hingab, erschüttert. Der gesunde starke Mann war

sichtbar zusammengefallen. Er hatte flüssige Augen, wunde Füße bekommen, die Kopfrose hatte ihn schon im Jahre 1783 genöthigt, eine Perücke zu nehmen — früher hatte er seine lieblich blonden, später etwas lichtbraunen Haare mit einem kurzen Toupet und zwei einfachen Seitenlocken in einem Zopfe geflochten getragen. Die früher weiße Gesichtsfarbe war rothbraun geworden, die Blatternarben hatten sich vertieft, die herabhängenden Backen hatten ihm ein verlängertes Angesicht gegeben. Die ungarische Campagne brach ihn nieder, er bekam ein schleichendes ungarisches Faulfieber, dazu kam eine üble Wahl in Befriedigung einer sinnlichen Neigung. Die Krankheit, wie sie der Leibarzt Quarin in seinen lateinisch herausgegebenen medizinischen Schriften bezeichnet, war eine Lungenkrankheit, deren Keim Joseph schon lange in sich getragen habe. Ob dieser Krankheit ursprünglich Excesse in der Geschlechtsliebe und gefährliche Arzneien zu Grunde gelegen haben, läßt er aus Ehrfurcht im Dunkel. Erzählt wird, daß Joseph's Umgebung öffentliche Mädchen als Bäuerinnen verkleidet und im Schönbrunner Garten zum Wiesemähen angestellt, ihm nahe zu bringen gesucht habe.

Joseph kränkelte, seitdem er nach Wien zurückgekehrt war, fortwährend. Er hatte schweren Athem, Herzpochen und Brustbeklemmungen. Er konnte nicht daran denken, den neuen Türkenfeldzug mitzumachen, die Aerzte widerriethen es ihm ausdrücklich, sie machten ihm überhaupt die größte Schonung zur Pflicht. So wenig Joseph sonst die Aerzte leiden mochte, dies-

mal fühlte er wohl, daß er ihnen folgen müsse. Trotz seiner Krankheit schonte er sich aber nicht, er fuhr fort, sich mit seiner rastlosen, unermüdlichen Thätigkeit den Staatsgeschäften zu widmen, er erklärte ausdrücklich den Aerzten, es sei ihm unmöglich, ganz ohne Beschäftigung zu sein. In der Nacht des 13. April 1789 warf er Blut aus, hatte Ohnmachten und bereitete sich schon zum Tode. In der Hofkapelle war das Hochwürdige ausgesetzt, in allen Kirchen wurden Gebete angeordnet und schon am 16. April ward dem Kaiser das Abendmahl gereicht. Doch erholte er sich noch einmal und erschien am 28. wieder auf dem Balcon vor seinen Zimmern in der Hofburg. Im Mai bezog er das Lustschloß Laxenburg, erholte sich hier zusehends, machte selbst Musik, fuhr im Parke spazieren, ritt einige Male aus und war täglich zu Fuße zu sehen. Er gebrauchte eine Eselsmilchkur und nahm dabei China. Seine Mahlzeiten wurden sehr einfach. Suppe von Sagokörnern, etwas Zugemüse, ein Huhnflügel und Abends eine Bouillon war Alles, was er zu sich nahm. Die Cabinetsgeschäfte gingen ununterbrochen fort, so sehr auch die Aerzte alle Anstrengung widerriethen. Als Laxenburg im August überschwemmt ward, kam er nach Hetzendorf, fuhr Morgens sehr oft in den Garten zu Schönbrunn, lief daselbst mit seiner gewohnten Hastigkeit umher und schien dauerhaft zu genesen. Es schien aber nur so. Er vertrocknete sichtbar, er war zuletzt nur noch Haut und Knochen. Die Stimme ward heiser, der Gang sehr matt. Zu Anfang des Octobers bezog er die Burg wieder und ließ

sich an heitern Tagen sehr oft im Augarten, im Prater und in der Stadt sehen.

Der zweite Türkenfeldzug lief glücklicher ab, als der erste. Aus Ehrgeiz hatte Joseph den großen General Loudon, den er recht wohl selbst in einem Briefe an den Prinzen von Nassau „den berühmtesten Marschall von Europa" nannte, im vorigen Jahre an die Spitze des Heers zu stellen unterlassen. Er selbst mit Lascy hatte beim Hauptheere Lorbeern erfechten wollen. Aber Joseph, obgleich persönlich tapfer, keine Anstrengung und keine Gefahr scheuend, war nicht zum Feldherrn geboren. Es mangelte ihm der kalte, ruhige, sichere Blick in der Schlacht, die schnelle Fassung und Geistesgegenwart in der Benutzung der glücklichen Momente zu den entscheidenden Operationen. Lascy, sein Hauptbeistand', hatte den Erwartungen gar nicht entsprochen, er war ein vortrefflicher Generalstabsoffizier, aber kein General. An seiner Stelle erhielt der alte General Haddik, der einst im siebenjährigen Kriege Berlin eingenommen hatte, das Commando. Feldmarschall Loudon war erst ganz unbeschäftigt gelassen worden. Diesem von Natur schweigsamen, bescheidenen, scheuen Manne war es nicht gegeben, sich selbst anzubringen. Er war daher, da er nicht einmal in Wien wohnte, wo er allerdings nicht für die große Gesellschaft paßte, da er ohne Erziehung und Manieren war, in seinem Hadersdorfer Parke seitwärts Wien sitzen geblieben. Als nun aber der Feldzug vom Jahre 1788 so unglücklich ging, als man allgemein nach Loudon verlangte, berief ihn Joseph auf den Kriegs-

schauplatz, es ward ihm aber nur ein abgesondertes Corps in Croatien übergeben. Endlich, als Haddik erkrankte, bot Joseph Loudon im Herbst 1789 an, das Commando en chef zu übernehmen, er übertrug ihm namentlich die Unternehmung auf Belgrad mit unumschränkter Vollmacht. Er mochte jetzt einsehen, daß, wie Moser sagte, Loudon „die Eiche, die unbeugsame," war, die ihm zur Seite stand, Lascy nur „die sich nach jedem Winde drehende Pappel." Schon am 13. Septbr. stand Loudon mit gesammter Macht vor Belgrad und schon am 9. Octbr. ward die Festung auf Capitulation von den Türken, die Loudon nur „den deutschen Teufel" zu nennen pflegten, übergeben. Der Jubel in Wien war unbeschreiblich, drei Tage lang dauerte das Freudenfest. Am 14. Octbr. ward in der Stephanskirche ein großes Te deum, von Haydn componirt, von beinahe 200 Tonkünstlern aufgeführt, Joseph selbst erschien dabei in einer Pracht, wie man ihn noch nie gesehen hatte. Er band mit eigner Hand den brillantnen Ordensstern des Maria-Theresiaordens, 24,000 Ducaten an Werth, von seinem Galakleide ab, den Stern, der dem Großmeister allein zukommt, und übersandte ihn an Loudon, indem er zugleich ihm den Titel Generalissimus verlieh, wie ihn Wallenstein, Montecuculi und Eugen geführt hatten. Der Nachfolger Joseph's konnte nun wenigstens auf den status quo von 1791 den Frieden zu Szistowa durch Baron Herbert mit den Türken abschließen. Weder Joseph, noch Loudon erlebten das Ende des Kriegs, Loudon starb bald Joseph nach.

16. Der Aufstand der Niederlande unter van der Noot 1788—1789.

Das Freudenfest wegen der Einnahme Belgrads war der letzte Sonnenstrahl des Glücks für Joseph. Der Abend seines Lebens war ein düstrer, trauervoller Abend. Im Westen in den Niederlanden kam der Gewittersturm, den man beschworen zu haben glaubte, zum fürchterlichen Ausbruch.

Während des Jahres 1788, als der Kaiser dem türkischen Feldzuge beiwohnte, hatte Graf Trautmannsdorf mit der Friedenspolitik die Ordnung in den Niederlanden noch glücklich aufrecht erhalten. Der Kaiser hatte ihm unterm 8. October 1787 einen eignen Instructionsbrief ertheilt, worin unter andern gesagt war: „Man muß Geduld haben, Vieles anzuhören und mit verschiedenen Individuen zu sprechen, allein man muß standhaft sein und sich nicht einschüchtern lassen." Trautmannsdorf ging streng nach dieser Weisung zu Werke. D'Alton aber drang durch mit dem militairischen Einschreiten, am 22. Januar 1788 floß in Brüssel das erste Blut, die Truppen feuerten bei einem von van der Noot, der nachher an die Spitze des Aufruhrs trat, angestellten Auflauf auf das Volk. Die bewaffneten Bürgercompagnieen wurden mit soldatischer Ueberlegenheit niedergehalten, die bischöflichen Seminarien mit militairischer Gewalt geschlossen, was in Mecheln, in Antwerpen blutige Volksaufläufe bewirkte. Van der Noot und sein Anhang beuteten das „massacre de Malines," wobei eine Frau verwundet worden war, nach ihren Zwecken aus.

Des Kaisers Hauptwidersacher in den Niederlanden blieb der bigotte Cardinal-Erzbischof Frankenberg von Mecheln. Am 10. März 1788 hatte die Wiedereröff- des kaiserlichen Generalseminariums zu Löwen vor sich gehen sollen, Frankenberg hatte die Lehrbücher, die die vom Kaiser angestellten neuen Lehrer eingeführt hatten, für irrgläubig erklärt, es fanden sich keine Zuhörer zu den Vorlesungen ein. Frankenberg erhielt nun die Weisung, selbst den theologischen Vorlesungen des Generalseminars beizuwohnen und ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Als Frankenberg, anderweite Geschäfte vorschützend, sich dem entzog, legte Trautmannsdorf ihm die Niederlage seiner Kirchenwürden nahe; nun erst kam der Cardinal am 8. März 1789 nach Löwen, beharrte aber bei seinen Anschuldigungen der Ketzerei der Löwner neuen Lehrer. Eben so widersetzlich bezeigten sich die Stände. Sie verweigerten die Bewilligung neuer Subsidien dem Kaiser. Dieser ließ ihnen erklären, daß er sich dann auch nicht mehr zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien verbunden glauben werde. Das kaiserliche Rescript vom 7. Januar 1789, das am 17. dem Ausschuß der Stände von Brabant mitgetheilt wurde, lautete: „Weil ihr euch unterstanden habt, euch zu erlauben, mir eure Zustimmung zur Erhebung der Abgaben, welche zur Unterhaltung der Staatsverwaltung nothwendig und unentbehrlich sind, zu verweigern, so dürft ihr euch ferner nicht mehr auf die joyeuse entrée berufen, weil ich mich nicht ferner daran gebunden halte; da ihr euch ja unterstehet, Alles zu vergessen, was ihr, als getreue Unter-

thanen, wir leisten solltet.“ Es fügten sich die Stände einiger Provinzen, sogar die beiden ersten Stände von Brabant schickten erheuchelte demüthige Erklärungen nach Wien, aber die Städte von Brabant leisteten hartnäckigen Widerstand. Am 18. Juni, dem Siegestage von Collin, erklärte darauf Trautmannsdorf, da die Zeit der bewilligten Subsidien abgelaufen war, die joyeuse entrée für aufgehoben, die herkömmlichen Steuern sollten einstweilen permanent bleiben. Der Sieg schien errungen und der Generalcapitain d'Alton äußerte: „am Tage, wo bei Collin so glorreich gefochten, ist auch der Kaiser Herr der Niederlande geworden.“ Die Sache kam aber ganz anders.

In dem benachbarten Frankreich hatte sich am 27. Juni 1789 der dritte Stand als Nationalversammlung constituirt; am 14. Juli brach die Revolution mit dem Sturme der Bastille zu Paris aus. In den Niederlanden circulirten in den nächsten Tagen eine unzählige Menge Zettel, worauf die Worte standen: „Ici comme à Paris!“ Schon am 22. Juli entstand ein furchtbarer Aufruhr zu Tirlemont wegen Verhaftung eines Ruhestörers, 5000 Menschen rotteten sich zusammen, befreiten den Gefangenen, nöthigten die Besatzung, sich zurückzuziehen. Kassen wurden geplündert, Häuser demolirt, Menschen ermordet und verwundet. Zu Löwen und Diest, zu Namur, Laeken und Brüssel folgten ähnliche Tumulte. d'Alton rieth zur unerbittlichsten Strenge, Trautmannsdorf aber verdarb Alles. Er spielte ein doppeltes Spiel, machte auf der einen Seite drohende Befehle kund und ließ

es an Lärmen nicht fehlen; auf der andern Seite aber unterstützte er insgeheim die belgischen Aristocraten, den Stand, dem er selber angehörte. Eine Stelle in den Memoiren des Herrn von Berg, selbst eines der angesehensten Beamten Joseph's in Belgien, giebt darüber klare Orientirung. Er sagt bei Gelegenheit der drohenden Proclamation, die Trautmannsdorf am 3. Juni 1789 bekannt machte: „Diese Art von Proclamation ist eins von den Actenstücken, welche das System des bevollmächtigten Ministers von Trautmannsdorf am Besten charakterisiren. Immer gebrauchte er übertriebene Drohungen, die er zu vollziehen durchaus keine Lust hatte, die er aber freilich zuweilen genöthigt war in Anwendung zu bringen, um sich nicht selbst widersprechen zu müssen, doch führte er sie dann nur halb aus, weil er bedauerte, daß er gedroht hatte. Immer gebrauchte er ferner das Militair als Schreckmittel, wollte es aber nie verwenden, wenn es der Ausführung galt. Dadurch ward das Militair verhaßt, aber auch verächtlich, es ward in seinen eigenen Augen herabgesetzt, also demoralisirt." Trautmannsdorf hatte den unglücklichen Gedanken, nochmals nachzugeben, er setzte, um die Geistlichkeit zu beruhigen, am 14. August die Universität Löwen und die bischöflichen Seminarien wieder in ihre alten Rechte ein. Allein die revolutionäre Partei ließ sich nun nicht mehr beschwichtigen. Gegen Ende August fingen die Auswanderungen an, es bildete sich an den Grenzen von Holland eine Patriotenarmee, in Breda ein patriotisches

Comité. An die Spitze des Aufstandes stellte sich van der Noot.

Van der Noot war ein Brüssler Advocat, ein ungegebildeter, gemeiner und plumper Rabulist, der im Haag, in Berlin und in London Unterhandlungen eingeleitet hatte. Zu ihm stand ein Geistlicher, van Eupen, Domherr zu Antwerpen und ein ehemaliger östreichischer Offizier van der Mersch. Es ist jetzt aus den Mittheilungen der betreffenden Papiere durch van de Spiegel (Resumé des négociations qui accompagnèrent la revolution des pays bas. Amst. 1841) actenmäßig nachgewiesen, daß die Regierungen von Holland und Preußen sich nicht lange bedachten, sich mit einem van der Noot in Verhandlungen gegen Joseph und „die gefürchtete Macht des Hauses Oestreich" einzulassen und dies geschah zwei Jahre vorher, ehe die conservative monarchische Politik den Kreuzzug gegen das revolutionaire Frankreich antrat, geschah zu einer Zeit, wo Joseph eine der größten europäischen Gefahren, das Festsetzen der russischen Macht in Constantinopel, abzuwehren suchte, indem er als Alliirter derselben die der Türkei von Rußland und Oestreich abzutrennenden Stücke auf ein billiges Maaß zu beschränken bedacht war, geschah zu einer Zeit, wo er den Universalfrieden in Europa stiften wollte, indem er Frankreich sich selbst überlassen wollte und er sanguinisch genug schrieb: „die andern Herrn denken zu sehr an sich selbst und zu wenig an Oestreich." d'Alton setzte, als der Aufstand sich organisirte, die kaiserlichen Truppen, fünf Regimenter Infanterie und ein Regiment Reiterei, auf den Kriegsfuß und ließ Streifzüge an die Gren-

zen von Holland und Lüttich machen. Die Patrioten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, deren Carricatur-Nationalbewaffnung der berühmte Forster als Augenzeuge mit hinlänglichem Sarkasmus abgeschildert hat, wurden darauf zerstreut und aus dem Lande getrieben; am 20. October mußte die Brüssler Bürgerschaft und das Landvolk ihre Waffen ausliefern, eine Menge Verdächtiger wurden gefangen gesetzt.

Sieben Tage darauf, am 27. October, brach aber die allgemeine Empörung aus. Van der Noot — wie jetzt durch Herrn von Berg's Memoiren actenmäßig ausgemacht ist, bezahlt sammt seinen Agenten aus dem Ertrag der Landessteuern, die die Stände dem Kaiser vorenthalten hatten — erließ ein Manifest, worin er Brabant für unabhängig, den Kaiser seiner Herzogswürde für verlustig und sich selbst als „den Bevollmächtigten des Brabanter Volks" erklärte. Oestreich verlangte von den Staaten von Holland die Auslieferung van der Noot's, sie lehnten sie ab. Außer van der Noot, der die privilegirte Aristocratie und ganz besonders die Hierarchie Belgiens vertrat, hatte noch ein anderer Advocat Vonk großen Anhang, er war es, der die gemäßigte liberale Partei im Volke vertrat. Beide Männer machten vor der Hand gemeinschaftliche Sache und bildeten zusammen ein gerüstetes, auswärtiges Brabant. Die Armee der Patrioten war schon 10,000 Mann stark. Ihre Hauptstärke war in Flandern: hier wehten die Fahnen der aufgehobenen Brüderschaften, hier trat der Mönch in Waffen an die Fronte der Truppen, hierher flüchteten die Aebte

mit den Kirchenschätzen und Kassen. Wie beim Aufruhr der Wallachen ein Mönch an der Spitze mit war, so geschah es auch jetzt in Flandern und wieder, um das Volk in seinem Fanatismus zu bestärken. Die Kutten bewaffneten sich mit Säbel und Flinte, hingen Patronentaschen um, man sah in jedem Klostergarten exerciren. Alle Hauptstädte Flanderns: Gent, Brügge, Ostende, öffneten nach und nach den Insurgenten die Thore, die schwachen Besatzungen mußten die Waffen strecken oder abziehen. Haufenweise verließen die kaiserlichen Soldaten, von der Freigebigkeit der Gegner verlockt, ihre Fahnen und gingen zu dem Heere der Patrioten über. Schon am 18. November verließen die Generalgouverneure und die Vornehmsten vom Adel und von den Landesstellen Brüssel. Nochmals versuchte Trautmannsdorf durch Nachgiebigkeit dem Aufstande Einhalt zu thun, er versprach vom 20.—26. November die Wiederherstellung der joyeuse entrée, die Abschaffung des Generalseminars und eine allgemeine Amnestie. Van der Mersch antwortete mit einem Einfall in Brabant, er nahm Diest und Tirlemont weg und bedrohte Löwen. d'Alton sah sich genöthigt Waffenstillstand zu schließen: unterdessen sollte man sich in Güte zu vergleichen suchen. Am 7. December brach der Aufruhr in Brüssel aus und dauerte bis zum 12. Haufenweise gingen die Truppen der Regierung zum Volke über. Am 10. früh nach der Messe erschienen junge Bursche mit Kokarden und ließen den Ruf ertönen: „Es lebe van der Noot und die Patrioten!“ Damit ward der

Aufstand allgemein. Die erkaufte Wache an den Thoren und zwei Compagnieen vom Regimente Murray gingen über. Ein Befehl Trautmannsdorf's gab jetzt den entwaffneten Bürgern ihre Waffen zurück, damit sie die Ruhe herzustellen helfen möchten. Vergebens. d'Alton ließ zwar am 11. auf das Volk feuern, konnte aber nicht durchdringen. Man schoß aus den Fenstern auf die kaiserlichen Soldaten. Sie mußten sich in die obere Stadt zurückziehen. Schon am 12. capitulirte d'Alton und zwar in solcher Eile, daß die Kriegskassen mit drei Millionen zurückblieben. Er erhielt freien Abzug und zog sich mit Trautmannsdorf und der Regierung in die Festung Luxemburg. Man citirte ihn vor ein Kriegsgericht nach Wien, er nahm Gift und starb daran zu Trier, vier Tage vor Joseph, seinem Gönner. General Blasius Columban Bender, ein zwerghafter, steinalter, aber tapferer Schwabe, der schon bei Belgrad mitgefochten, übernahm die Trümmer des d'Alton'schen Heeres. An Trautmannsdorf's Stelle kam Graf Georg Metternich, der Vater des spätern Staatskanzlers. Bald gingen auch Löwen, Mecheln, Antwerpen und Namur an die Patrioten über. Am 14. December hielt van der Mersch und am 17. December van der Noot mit den übrigen Häuptern des Patrioten-Comités von Breda ihren feierlichen Einzug in Brüssel.

Dies war die Reihe der erschütternden Vorgänge aus den Niederlanden, deren Kunde Joseph zu Ausgang des Jahres erhielt, das er als ein Universal-Friedensjahr für Europa begrüßt hatte. Er hielt es für eine Schande, so verkannt worden zu sein: sein Herz litt

dabei unbeschreiblich und seit dem Monat December, wo Brüssel verloren ging, veränderte sich sein Gesundheitszustand sehr schnell zum Schlimmsten. Die Kräfte schwanden immer mehr. Es trat Schlaflosigkeit ein, Blutspucken, ein schwindsüchtiger trockner Husten und häufige Ohnmachten. Joseph erkannte, daß er den unvermeidlichen Tod vor Augen habe, er wandte sich am 5. Februar 1790, um Gewißheit sich zu verschaffen, an seinen Leibarzt, den ehrlichen, unerschrocknen Quarin. „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, Sie können frei sprechen, aber es wäre für meine Staaten nicht gut, überrascht zu werden.“ Als Quarin tief bewegt entgegnete: „Man kann für keinen Augenblick stehen,“ sagte Joseph: „Ich danke Ihnen, mein lieber Quarin, für diesen Beweis Ihrer Freundschaft, ich werde erkenntlich sein.“ Quarin erhielt ein Geschenk von 10,000 Gulden und aus allerhöchst eigner Bewegung einen Adelsbrief auf den Titel Baron. Joseph schickte sich nun an, vor seinem Sterben seinen Frieden mit der Welt zu machen. Der berühmte geistreiche Prinz Carl von Ligne, ein geborner Belgier, war zu ihm gekommen. Er sagte zu ihm: „Ihr Land hat mich umgebracht. Gents Einnahme ist mein Todeskampf. Das verlassene Brüssel ist mein Tod. Welche Schande ist dies für mich! Welche Schmach! Ich sterbe. Ich müßte von Holz sein, wenn nicht. Gehen Sie nach den Niederlanden, bewirken Sie, daß Sie zu ihrem Herrscher zurückkehren. Können Sie das nicht, so bleiben Sie dort. Opfern Sie mir Ihr Glück nicht, Sie haben Kinder.“ Graf Philipp Co-

benzl ging im Auftrag Joseph's nach den Niederlanden, um noch einen Versuch zur Aussöhnung zu machen. Aber als er die Grenze erreichte, war das ganze Land, mit Ausnahme Luxemburgs, bereits in den Händen der Patrioten. Am 7. Januar war die Generalversammlung der unirten belgischen Provinzen eröffnet worden, wobei Cardinal Frankenberg als Präsident, van der Noot als Staatsminister und van Eupen als Secretair der neuen Regierung fungirt hatten. Als Garants der neuen Republik hatte man öffentlich England, Preußen und Holland genannt. Diese Mächte waren es, die durch ihre Minister Lord Auckland, den plattirten Grafen Keller und van de Spiegel die Contremine gegen die türkischen Projecte dem Kaiser in den Niederlanden angelegt hatten. Cobenzl's Vorschläge wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Und nun bezwang Joseph sein Herz zu einem letzten, äußersten Schritt. Er sprach den Papst um Hülfe an, er bat ihn auf die niederländische Geistlichkeit einzuwirken, die, wie nur zu klar am Tage lag, der eigentliche Träger der Revolution gewesen war. Pius erließ wirklich ein Breve an die niederländischen Bischöfe, worin er sie zur Ruhe und Treue gegen den Kaiser zurückmahnte. Cardinal Frankenberg aber ertheilte zur Antwort: „Alles was geschehen ist, konnte und mußte die Nation von Rechtswegen thun. Wir können nichts anderes thun, als uns in die neue Gestalt der Sachen fügen. Wir müssen den Wolf vom Schafstalle vertreiben und die uns drohende tödtliche Seuche weit von uns verbannen. Würdigt Euch also, heiligster Vater,

unsere Angelegenheit bei jenen Souveränen, Republiken und Höfen zu unterstützen, die mit uns theils schon wirkliche Bündnisse geschlossen haben, theils sie bald schließen werden."

Das war die letzte Stimme, die der sterbende Joseph aus den revolutionirten Niederlanden empfing.

17. Zurücknahme der Reformen für Ungarn.

Nicht minder hart und herbe war der Abschied, den Ungarn von ihm nahm. In demselben December 1789, wo die Niederlande von ihm abfielen, drohten auch die ungarischen Stände mit dem Abfall. Sie klagten laut, daß sowohl durch den Verkauf der eingezogenen Kirchengüter, als durch das Losschlagen der Güter der Krone der Werth des Grundeigenthums in Ungarn tief herabgesunken sei; sie klagten laut über die Landesvermessung, die den Grundherrn viele Millionen Kosten verursacht und doch unzulänglich und unrichtig ausgefallen sei; sie klagten laut über die verderbliche Wirkung der Steuerregulirung, wobei dargelegt wurde, wie durch Verminderung des Grundwerths die Einkünfte der Grundherrn um neun, das Stammkapital aber um 224 Millionen verringert worden sei; sie klagten endlich noch laut über die Einführung der verfassungswidrigen Conscription, die Einführung der deutschen Sprache, der fremden Gesetze und der neuen Gerichte.

Die Kosten des ersten Türkenfeldzugs hatten sechszig Millionen Gulden betragen, Joseph hatte sich genöthigt gesehen, eine neue Kriegssteuer auszuschreiben

und Befehle zur Getreidelieferung für das Heer zu erlassen. Magnaten sowohl als Noble verweigerten den Gehorsam, so daß die Regierung die Speicher gewaltsam öffnen lassen mußte. Dies war das Signal zum offnen Aufstand. Die Ungarn schickten eine Deputation an den sterbenden Kaiser, von welcher ungesäumte Abstellung aller Neuerungen gefordert wurde, im Weigerungsfalle ward ganz unzweideutig die Insurrektion als Drohung hingestellt. Joseph, von körperlichen und Seelenleiden überwältigt, entschloß sich nun des Friedens wegen zu jenem merkwürdigen lateinischen Aktenstück, das allgemeines Staunen in ganz Europa hervorbrachte. Er erließ unterm 28. Januar 1790 die s. g. „Revocatio Ordinationum, quae sensu communi legibus adversari videbantur,“ zu einem unbedingten umfassenden Widerruf aller Reformen für Ungarn mit alleiniger Ausnahme „des Toleranzedikts, der Verordnungen zu Gunsten der Unterthanen sowohl wegen der Behandlung als wegen des Bandes der Unterthänigkeit, als welche sowohl mit den Landesgesetzen ganz sich vereinbaren lassen, als auf die natürliche Billigkeit gegründet sind und endlich der Verfügungen wegen Einrichtung der Pfarren, als welche die Würde eines obersten Patrons der Kirche ihm zur Pflicht mache.“ Zugleich ward die Zurückgabe der heiligen Reichskrone feierlich versprochen, sie ging am 18. Februar 1790, zwei Tage vor Joseph's Tode, nach Ofen ab und ward mit unendlichem Jubel des Volks empfangen. Als sie von 500 Kanonenschüssen vor den Höhen Ofens begrüßt dort ankam, war Joseph bereits eine Leiche.

Noch unter seinen ersterbenden Augen hatten die Ungarn alle verhaßte Neuerungen vernichtet, aller Orten namentlich die Ausmessungspläne zerrissen und verbrannt. Sie hatten nun ihre „alte Verfassung“ wieder, die hochgebietenden Magnaten, ihre alte Verfassung, über die einmal Stein an Gentz 1811 schrieb: „Hat Ungarn eine Verfassung? Ein tumultuarischer Reichstag, die Exemtion einer Classe von allen Geldleistungen, Leibeigenschaft in ihrer rohsten Gestalt von 3/5 der Nation, das ist keine Verfassung!“

Während Joseph so mit den Ungarn seinen Frieden machte, gingen auch aus Tyrol traurige Nachrichten ein. Auch Tyrol war über die eingeführte militairische Conscription und über die kirchlichen Reformen schwierig geworden, es drohte auch hier eine allgemeine Widersetzlichkeit auszubrechen. Joseph gab auch den Tyrolern nach und ließ eine Staffette nach Innsbruck gehen, die den Behörden den Befehl brachte, alles sofort wieder auf den alten Fuß herzustellen.

18. Die letzten Tage Joseph's.

So that Joseph, was er thun konnte, um vor seinem Hintritt sich mit seiner gesammten Monarchie auszusöhnen und der drohenden Auflösung des Staats zuvorzukommen. Seine Lage war schrecklich. Innerlich Unzufriedenheit und Aufruhr, äußerlich noch der Krieg mit der Pforte, dazu ein drohender Krieg mit Preußen, das schon in Schlesien und Polen Armeen aufgestellt und die Niederlande in Waffen gebracht

hatte und auch in Polen damit umging, Oestreich Verlegenheit zu bereiten, indem es den Polen seinen Schutz für die Organisation einer neuen festeren Verfassung zusagte. Es ging rasch mit Joseph zum Tode. Gegen Mitte des Februars 1790 wurde er immer schwächer und schwächer. Am 12. Februar war der Geburtstag seines Lieblings, des Erzherzogs Franz, seines Neffen, des späteren Kaisers. Er ließ ihn zu sich kommen und schenkte ihm seinen goldnen mit Brillanten besetzten Degen, als ein Andenken an seinen Oheim, „der bald nicht mehr sein werde"; er hielt ihm dabei eine sehr rührende Anrede. Am 13. Februar ließ Joseph sich das Abendmahl feierlich reichen. Am 14. nahm er Abschied von Loudon und Haddik. Er sagte zu Loudon: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben sie zu drücken"; darauf wandte er sich zu Haddik und sprach mit zitternder Stimme: „Gott befohlen, mein lieber Haddik, wir sehen uns hier zum letzten Male." Beim Abschied übergab er Haddik als Präsidenten des Hofkriegsraths einen Tagesbefehl an die Armee, worin er ausdrückte, daß er nicht in das Grab steigen wolle, ohne der Armee ein öffentliches Zeugniß seiner Liebe und der völligen Zufriedenheit mit ihrer unwandelbaren Treue, Tapferkeit und Zucht noch zu hinterlassen. Am 15. Februar ward der Kaiser mit dem Sacrament der letzten Oelung versehen. An demselben Tage nahm er Abschied von der hochschwangern Gemahlin seines Neffen, Elisabeth von Würtemberg. Diese Prinzessin, die sich aller Menschen Ehrfurcht

und Hochachtung erwarb, war das Wesen, das Joseph unter allen Sterblichen am zärtlichsten liebte. Sie nannte Joseph nur „ihren Papa." Die Zusammenkunft war herzzerreißend. Joseph hatte aus Besorgniß, die Blässe seines Gesichts und die Veränderung seiner Gesichtszüge möchten einen zu heftigen Eindruck auf die Prinzessin machen, die Fenster in seinem Zimmer verhängen lassen; eine einzige Kerze, die weit vom Bette stand, erhellte es. Kaum war die Erzherzogin eingetreten und hatte der Kaiser mit zitternder Stimme sie angeredet, so fiel sie in Ohnmacht. Man mußte sie forttragen. Als sie wiederkam, nahm Joseph alle seine Kräfte zusammen und segnete sie ein. Elisabeth fing am 17. Februar Morgens mit den schmerzlichsten Wehen ihrer nahen Niederkunft zu ringen an, litt schrecklich, bis sie Abends neun Uhr eine Tochter zur Welt gebar, am folgenden Morgen, den 18., 1/2 6 Uhr war sie eine Leiche. Joseph's Freund, der alte Oberstkämmerer Graf Rosenberg, war der Bote dieser schrecklichen Nachricht an den Kaiser, der im höchsten Schmerze ausrief: „O Gott, dein Wille geschehe! Ach was ich dulde, ist unbeschreiblich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu senden; aber dieses fürchterliche Unglück übersteigt alles, was ich jemals gelitten habe!" Er bekannte, daß diß sein Todesstoß sei, ordnete aber dann die Leichenfeierlichkeiten selbst an und befahl, daß die in der Hofkapelle ausgesetzte Prinzessin bald zur Ruhe komme, „damit für seine eigene Leiche Platz werde." An diesem Tage, dem 18. und dem 19.

Februar, dem vorletzten Tage seines Lebens, traf er seine letzten Anordnungen, vermachte seinen Sekretairen und Dienern, vielen Personen vom Hofpersonal und einer großen Anzahl von Wittwen noch gegen ½ Million Gulden, vollzog noch einige Beförderungsdecrete, unterzeichnete selbst noch am Abend vor seinem Tode achtzig Ausfertigungen und schrieb mit zitternder Hand noch einige Handbillete an seine liebsten Freunde und Freundinnen. Noch am 19. schrieb er französisch an Kaunitz, der ihm seine Theilnahme an dem Tode der Erzherzogin Elisabeth bezeigt hatte: „Lieber Freund! Ich bin von dem Ausdrucke Ihrer Theilnahme innig gerührt; allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsehung anders thun, als mich derselben unterwerfen? Was Sie betrifft, so empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen andern verdienen; und sein Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stande bin, länger Ihre Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir so sehr am Herzen liegt." Es ist bemerkenswerth, mit welcher Zartheit Joseph in diesem Billete, das dem Fürsten so fürchterliche Wort des Sterbens, das er in den bekannt gewordenen Billeten an Andre ausdrücklich erwähnt, umgeht und vermeidet, um ihm nicht wehe zu thun.

Schon gegen Mittag des 19. Februar hatte Joseph eine Anwandlung von Ohnmacht, kam jedoch

bald wieder zu sich und ohngeachtet die Kräfte immer mehr schwanden, blieb er doch bis zu seiner letzten Stunde bei vollem Bewußtsein. Den Tag über saß er schon seit einigen Wochen in einem großen Schlafsessel oder ging im Zimmer umher, dabei war er stets angekleidet, trug Stiefeln und einen Frack oder Capot. Die Arbeit des Dictirens, Expedirens und Unterschreibens mit den Secretairen ging ununterbrochen fort. Noch um vier Uhr unterschrieb er eine Schrift, zeichnete aber Josepf statt Joseph, den Tag vorher hatte er achtzigmal seinen Namen ordentlich unterschrieben. Am Abend nahm Joseph noch den Besuch von Lascy und Rosenberg an. Auch ließ er sich die neugeborne Prinzessin bringen, nahm sie auf den Arm und küßte sie mit thränenden Augen. „Schönes Kind, wahres Bild deiner tugendhaften Mutter", sagte er. „Doch tragt sie fort, die Stunde meiner Auflösung ist nahe!" Nachts zehn Uhr entließ er die Secretaire und sagte dann zu den Aerzten, wegen der Dienerschaft auf lateinisch: „Schon wird es nicht lange mehr währen, ich fühle den Todeskampf bereits in mir." Darauf ließ er den Beichtvater, einen Augustiner, eintreten. Der Leibarzt Baron von Störk erbot sich die Nacht bei ihm zu wachen. Joseph lehnte es freundlich ab mit den Worten: „Nein, mein Lieber! Warum wollen Sie sich inkommodiren? Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie schon rufen lassen. Heute Nacht muß ich schon mit meinem schwarzen Herrn bleiben!" Störk trat nun ins Vorzimmer ab, wo er die Nacht mit dem Feldmarschall Lascy, dem Obriststallmeister Die-

trichstein und dem Oberstkämmerer Rosenberg blieb. Joseph ließ sich nun von dem Beichtvater das Gebet: Herr Gott dich loben wir! vorlesen. Darauf betete er selbst: „Herr, der du allein mein Herz kennst, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern Absichten als zum Wohl und Besten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geschehe!“ Darauf entließ er den Beichtvater, der ins Vorzimmer zu den andern daselbst Harrenden sich begab. Joseph's Zustand bis Mitternacht blieb leidlich, er legte sich aufs Bett nieder, schlummerte aber sehr unruhig und phantasirte im Schlafe. Erst gegen Mitternacht, wo der Beichtvater abtrat, spürte er eine merkliche Abnahme des Gehörs und dann des Gesichts. Als Joseph am Morgen des 20. Februars gegen vier Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, kamen Lascy, Dietrichstein, Rosenberg und Störk zu ihm. „Sind Sie auch da? fragte er sie und bat sodann den Leibarzt ihm etwas Stärkendes zu geben. Er nahm etwas Bouillon, fand sich aber gar bald sehr übel. Störk fühlte beinahe keinen Puls mehr, er erwähnte des Beichtvaters im Nebenzimmer. Joseph verstand den Wink und ließ ihn eintreten. Er mußte ihm vorlesen. Als er an die Worte kam: „So bleiben nun Glauben, Hoffnung und Liebe u. s. w.“ sprach der Kaiser den Glauben laut nach, die Hoffnung betete er stille, doch verständlich, das Wort Liebe sprach er mit der größten Inbrunst mit. Dann sagte er zu dem Beichtvater: „Nun ist es genug! Dies Gebetbuch brauche ich nun nicht mehr. Ich schenke es

Ihnen, behalten Sie es zum Andenken!" — Seine letzten Worte, die er zu dem Beichtvater sagte, waren: „Beten Sie, in deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Seele!" Für sich selbst hörte man ihn darauf noch sagen: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Fürst gethan zu haben." Darauf legte er sich auf die Seite, athmete noch einigemale, gerieth in etliche Minuten lange Zuckungen und gab gegen halb sechs Uhr Morgens seinen Geist auf. Erzherzog Franz, Rosenberg und Dietrichstein waren bei seinem Sterben.

Abends um sieben Uhr an seinem Todestage ward die Erzherzogin Elisabeth begraben. Der Kaiser hatte verboten seinen Körper zu öffnen, weil seine Krankheit sichtbar genug gewesen sei, man also durch die Section nichts weiter lernen werde. Er lag in der weiß und rothen Feldmarschallsuniform bis zum 22. in seinem Zimmer, dann ward er öffentlich in der Hofkapelle ausgesetzt. Am 22. Februar sieben Uhr Abends ward die Leiche aus der Burg zu den Kapuzinern auf dem neuen Markte abgeführt und daselbst nach der erfolgten Einsegnung und nachdem die Kapuziner den Sarg nochmals geöffnet, damit jeder Anwesende sich überzeugen könne, daß der todte Monarch wirklich darin liege, in der östreichischen Familiengruft beigesetzt.

Joseph war noch nicht neunundvierzig Jahre alt, als er starb. Seines Lebens Inhalt sprach er in seinen letzten Tagen in den Worten aus: „Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab: „Hier ruht ein Fürst,

dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Sein Werth ward erst nach seinem Tode recht erkannt: das Volk, das an Vergiftung mit Wachskerzen glaubte,*), beweinte ihn, weil es erkannte, daß Joseph ein Fürst war, der sich seiner wahrhaft hatte annehmen wollen. Die Wiener setzten ihm auf dem Josephsplatze ein von Zauner gefertigtes ehrnes Standbild zu Pferde auf granitnem Fußgestelle mit den außerordentlich schönen Worten, die Abbé Neumann, Director des Antikencabinets, angab: „Josepho secundo arduis nato, magnis perfuncto, majoribus praecepto, qui saluti publicae vixit non diu, sed totus." Der Prinz von Ligne gab ein ebenso schönes Zeugniß von seinem Leben und Tode:

„Il entreprit beaucoup et commencant toujours
Ne put rien achever, excepté ses beaux jours."

Das Volk aber sang ihm nach:

„Ich denk' so manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiser Joseph mehr,
Wenn einem der ins Auge sah
's war doch mein Seel' ein Gloria!"

Ohne Joseph's Regierung hätte Oestreich die Revolution von 1789 schwerlich überwunden...... Auch steigt, schrieb Hormayr vor der Märzrevolution 1848, sein Andenken jeden Frühling mächtiger wieder aus dem Grabe. Und Graf Ficquelmont schrieb nach

*) Ein solches Attentat sollte schon 1670 bei Kaiser Leopold vorgekommen sein.

der Revolution in seiner neusten Schrift über die Palmerston'sche Politik: „Die Ereignisse, die sich in Oestreich seit dem Jahre 1848 zugetragen haben und die Gestalt, die die Revolution angenommen hat, haben entschieden gezeigt, daß wenn es dem Kaiser Joseph auch an der Klugheit fehlte, ihm doch gar nicht die sehr richtige Würdigung dessen entging, was die Zukunft des östreichischen Staats verlangte. Das letzte Jahrhundert der deutschen Geschichte weist in der That nach, daß der Beherrscher von Oestreich nur in der Einheit seines Reichs das Mittel zur Erhaltung seines Throns und seiner hohen politischen Stellung finden konnte. Die Ereignisse in Gallizien und in stärkerem Grade die in Ungarn sind die beredteste Apologie der politischen Absichten des Kaisers Joseph. Die neusten Ereignisse in Ungarn haben bewiesen, daß, wenn der Kaiser sich auch in der Wahl der Mittel täuschte, die er anwandte, er sich doch gewiß nicht in der entschiedenen Wichtigkeit und Nothwendigkeit getäuscht hat, die Bande enger zu machen, welche dieses Königreich an den Körper der Monarchie knüpfen."

19. Personalien Joseph's.

Joseph's Charakterbild hebt sich sehr deutlich und fest umrissen aus seinem Leben und aus seinen Edikten und Briefen hervor. Einer besonderen Zeichnung desselben bedarf es nicht. Was er war, ist aus seinen Regierungshandlungen abzunehmen: er ist einer der durch diese Handlungen ausgesprochensten Charaktere. Seine Regierung ist ein treuer, klarer Spiegel seines

innersten Wesens. Zur Vervollständigung des Bildes wird nur noch eine Darstellung seiner gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen erforderlich sein.

Joseph's gewöhnliche Wohnung war das erste Stockwerk der Hofburg zu Wien in dem Flügel, wo der große Rittersaal war, wo alle Gesandte Audienz erhielten. Er bewohnte drei Zimmer nach der Bastei hinaus: das erste, das Schlafzimmer, hatte gründamastne Tapeten mit Goldtressen, eben so war der Alkoven mit dem Bett. Es hing hier ein Portrait der Kaiserin Catharina II. in rothem Goldstück, ein Geschenk von ihr. Dann kam ein Kabinet, grün gemalt; hier hing das Portrait des Königs von Preußen in blauer Uniform, wie er den Hut im Abziehen beim Gesicht hält. Dann folgte das Wohnzimmer, oder das geheime Schreibzimmer, mit den Maschinentafeln. Die Kabinetskanzlei befand sich nämlich unter des Kaisers Wohnzimmer, die Ausfertigungen aus derselben erhielt Joseph durch eine Maschine, die mittelst Walzen einen Tisch in die Höhe drehte und denselben durch den Fußboden des Zimmers des Kaisers an seine Seite hinhob. Zur schönen Jahreszeit war ein einfaches Häuschen im Augarten Joseph's Lieblingsaufenthalt. Beim Eingang in dieses Häuschen, das drei Eingänge hatte und zu dem man auf acht Stufen heraufstieg, kam man zuerst in einen niedlich ausgemalten Salon, ganz über und über nach der damaligen Sitte der Zeit behangen mit illuminirten Kupferstichen, Ruinen und Landschaften. Links daran stieß ein langes schmales Zimmer mit zwei Kanarienhecken in den Ecken und da-

zwischen ein Stufenaufsatz an der Wand mit Vasen mit einer Menge duftender Blumen gefüllt. Rechts von da kam man in zwei Zimmer mittlerer Größe, durch und durch, auch der Fußboden, mit dem schönsten weiß- und buntgeblümten Zitze überzogen, eben so überzogen waren Sopha, Stühle, Bett und der Spiegeltisch zum Ankleiden. Im ersten Stock, zu dem man durch eine Schneckentreppe gelangte, war ein Zimmer gerade über dem Salon des Parterres mit besonders schöner Aussicht auf den Augarten, den Prater und die Donaubrücke. Neben diesem einfachen Häuschen standen noch zwei Volièren. Bisweilen bewohnte Joseph auch im neuen Schlosse zu Laxenburg die sieben Zimmer in einer Reihe im untersten Stock: sie waren alle indianisch und africanisch al fresco gemalt, die Fußböden niedlich eingelegt von indianischem Holze, die Kronleuchter stellten grüne Baumzweige vor. Sein Schlafzimmer war mit persischem Zitz ausgeschlagen, darauf Blumen gemalt waren, das Bett von grünem Damast, die Stühle von weißem Atlas, darauf seidne Blumen gestickt waren. Laxenburg, wo er oftmals in der Kirche im ersten besten Stuhl neben den Landleuten niederkniete, war ein Lieblingsort von ihm; Schönbrunn, den Lieblingsort seiner Mutter, hat er nie auf längere Zeit bewohnt.

Joseph's Lebensweise war sehr einfach. Während seine Mutter sechs Millionen Gulden ausgegeben hatte, brauchte er nur eine halbe Million. Die Tagesordnung war: viel Arbeit und wenig Erholung. Sein Tagewerk war sehr regelmäßig. Im Sommer stand

er gegen fünf, im Winter um sechs Uhr auf, dann verließ er sein Schlafzimmer und kleidete sich hastig und nur obenhin an. Hierauf setzte er sich sofort zur Arbeit mit zwei oder drei Kabinetssecretairen, die schon zugegen sein mußten. Sein Kabinet war die Seele der Monarchie. Es bestand aus fünf Secretairen und einigen Kanzelisten. Da Joseph alle Sachen, auch von geringer Bedeutung, sich von den Behörden zur Entscheidung einreichen ließ, war für die Secretaire immer vollauf zu thun. Sie genossen einen Gehalt von 3000 Gulden und es befanden sich darunter durch Geist, Manieren und Leibesgestalt ausgezeichnete Männer, wie der Joseph sehr vertraute Günther, der nebst seiner hochbegabten, unglücklichen jüdischen Geliebten Rahel Eskeles-Flies grausame Behandlung von Joseph erfuhr, obgleich er ganz unschuldig war: der Kaiser glaubte irrthümlich ein politisches Geheimniß möglicherweise gar nicht anders als durch ihn verrathen: er ward durch ein von Judenbosheit absichtlich geschmiedetes Intercept betrogen.

Gegen neun Uhr nahm der Kaiser das Frühstück, früher Kaffee mit Milch, später Chocolade. Hierauf kleidete er sich ordentlich an, wobei in der Regel seine Lieblinge, der Oberstkämmerer Graf Rosenberg und der Feldmarschall Lascy oder einige andere Generale zugegen waren, mit denen er sich unterhielt. Er ließ sich von einem Kammerdiener die Haare in Ordnung bringen, welches sehr hurtig geschehen mußte. Das Rasiren versah er stets selbst, bis er in seiner letzten Krankheit im April 1789 den ersten besten Barbier-

gesellen dazu nahm; er sagte ihm, indem er ihm drei Souveraind'or zahlte: „Er ist der Erste, der mir in's Gesicht greift." Zu seiner Bedienung hatte Joseph vier Kammerdiener, wovon immer zwei und zwei im Dienste wechselten, einen Kammerlakai und einige Leiblakaien, unter denen er besonders einen, Meyer, gut leiden mochte: er erhob ihn noch kurz vor seinem Tode zum Kammerdiener. Seine Leute beteten ihn an, er war immer freundlich und discurirte mit ihnen nach seiner humoristischen Weise.

Joseph's gewöhnliche Kleidung war die Uniform, früher die blaue ungarische seines Husarenregiments, später die deutsche, weiß und roth, seines Infanterieregiments oder die des Kaiserregiments Chevauxlegers, grün und roth, welche ihm am vortheilhaftesten stand. Zu Hause oder auf Reisen trug er einen einfachen, dunkelfarbigen Frack, oder bei kälterer Witterung einen grünen oder dunkelblauen Oberrock nebst einem einfachen Soldatenhut und Stiefeln mit Sporen. Nur an Galatagen legte er die Feldmarschallsuniform an, weiß und roth, mit brillantenen Sternen an der Brust, den Bändern der beiden inländischen Orden über die Schultern, dem goldnen Vließ am Halse und dazu große brillantene Schuhschnallen. Einfachheit und Sauberkeit liebte er bei sich und Andern. Ringe trug er höchst selten; er pflegte zu Männern, die mit Ringen stolzirten, zu sagen: „Man muß sehr schöne Hände haben, wenn man Ringe ansteckt."

Nachdem der Kaiser angekleidet war, arbeitete er den ganzen Vormittag durch oder ertheilte Gehör. Der

berühmte sogenannte Controlorgang vor seinem Cabinet war mit Leuten jedes Standes, Geschlechts und Alters stets gefüllt. Von Stunde zu Stunde ging Joseph hinaus, nahm Bittschriften an und führte die, die ihn sprechen wollten, selbst in sein Zimmer, um auf solche Weise so wenig als möglich fremde Vermittler zwischen sich und dem Volke zu haben. Niemanden, den er bestellt hatte, ließ Joseph warten; er sagte: „Ich habe zu viele Stunden in meines Vaters Antichambre warten müssen, um nicht aus Erfahrung zu wissen, wie unangenehm ein solcher Aufenthalt für Andere sein muß."

Gegen zwölf Uhr verließ der Kaiser sein Cabinet und den Controlorgang und ritt oder fuhr spazieren. In den letzten Jahren begleitete ihn dabei gewöhnlich sein junger Neffe und Liebling, der spätere Kaiser Franz II. Der Tourist Swinburne berichtet, daß Joseph schlecht geritten habe. Als er noch bei vollen Kräften war, liebte er es besonders, selbst zu fahren; es stand dabei nur ein einziger Bedienter oder zwei Bediente in grauer, gelbaufgeschlagener Livree, mit silberbetreßten Westen und Hüten, hinten auf auf seiner offenen, grünlackirten Chaise, die nur mit zwei englischen Pferden bespannt war. Sehr selten verstattete er der Wache im Burgthor ins Gewehr zu treten.

Die Stunde für die Mittagstafel war sehr unregelmäßig; die eigentliche Stunde, die bestimmt war, war zwei Uhr, aber es ward öfters drei, vier, ja auch und zwar häufig fünf Uhr, daß er sich zu dem auf dem Ofen gewärmten und halb kalt gewordenen Essen niedersetzen konnte, je nachdem die Geschäfte es erlaubten. Die Tafel währte selten länger

als eine halbe Stunde. In der Stadt speiste Joseph immer allein, dabei wartete ihm ein einziger Diener auf, mit dem er sich während der Mahlzeit unterhielt. Im Augarten und Laxenburg sah er auch Gesellschaft vom Adel bei sich, und auf Reisen speisten die Kabinetssecretaire mit ihm. Wenn er Gäste bei sich sah, wurde zwar frei und lebhaft gesprochen, aber mehr ernsthafte Gespräche geführt, als gescherzt. Die Tafel war, wenn ihm allein servirt ward, sehr mäßig; er speiste auf Silber und gewöhnlich nur sechs Schüsseln, den Nachtisch mitgerechnet: Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Fricassee, Braten und gekochtes Obst nebst süßem Backwerke, letztere zwei Stücke täglich. Die so bestellte Tafel mußte ihm seine Mundköchin in der großen Hofküche schmackhaft und in genügender Menge bereiten, wozu er ihr in früheren Zeiten manchmal auch wohl selbst den Küchenzettel schrieb. Joseph war kein Gourmand, wie Friedrich der Große, französische Küche liebte er nicht, ja er war für das Essen so gleichgültig, daß er kaum wildes Geflügel von zahmem unterscheiden konnte. Außer Wasser trank Joseph bei Tafel in der Regel weiter nichts, wie sein Vater; nur selten und sehr mäßig Wein, bis in dem türkischen Feldzuge ihm die Aerzte riethen, der ungesunden Luft wegen etwas Tokaier zu trinken. Darauf setzte er den Gebrauch in Wien fort. Außer an großen Galatafeln hatten die Mund- und Meisterköche der sonst so stark beschäftigten großen Wiener Hofküche gar nichts für den Kaiser zu thun. Bei diesen Galatafeln und den offnen Ordensfesten war er meist sehr übler Laune,

speiste gar nichts und unterhielt sich mit den neben ihm stehenden und den Dienst verrichtenden Hofchargen.

Nachdem Joseph abgespeist hatte, pflegte er eine Stunde lang sich musiciren zu lassen; sehr oft spielte er selbst mit, er hatte im Klavierspielen sich eine ungemeine Fertigkeit erworben und schon im dreizehnten Jahre die Erzherzogin Maria Anna, seine ältere Schwester, die nachher Aebtissin in Prag ward, als sie in einem öffentlichen Conzerte sang, begleiten können. Auch sang er selbst einen angenehmen Baß. Was Friedrich seine Flöte war, war Joseph das Violoncell: er spielte es bei großen vollstimmigen Conzerten; bei Quartetten und kleinen Partieen das Klavier und dabei sang er auch. Joseph liebte vorzüglich deutsche Musik; sein großer Salzburger Maestro Mozart schuf seine Meisterwerke unter ihm: 1782 zuerst „Die Entführung aus dem Serail.“ Nach der ersten Aufführung derselben klopfte ihm Joseph auf die Schulter und drückte sein motivirtes Anerkenntniß der Leistung mit den Worten aus: „Recht gut, recht brav, Mozart; nur gar zu viele Noten!“ „Gerade so viel, als nöthig sind,“ antwortete Mozart rasch und Joseph schloß: „Kann auch sein, Sie müssen das freilich besser verstehen.“ Daß er das wirklich glaubte, bewies, oder schien wenigstens zu beweisen, daß er dem Maestro einmal eine von ihm componirte Sonate zur Durchsicht übergab und dann angelegentlich fragte: „Nun, wie finden Sie meine Sonate?“ Mozart erwiederte: „Die Sonate ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch viel besser. Nehmen's halt nit übel, wenn

Sie ein paar Fenster (durchstrichne Stellen) darin finden!" Mozart erhielt wiederholte Einladungen nach England, er erhielt von Friedrich Wilhelm von Preußen das Anerbieten, mit 3000 Thaler Gehalt nach Berlin zu kommen. Joseph hielt ihn durch einen Gehalt von 800 Gulden zurück. „Ew. Maj. halten zu Gnaden, ich bleibe," war Mozart's Antwort, als Joseph ihn mit seiner gewöhnlichen bezaubernden Freundlichkeit bat, in Wien zu bleiben.

Nach dem Concert arbeitete Joseph wieder und ertheilte Audienzen. Gegen sieben Uhr fuhr er gewöhnlich in's Theater. Er liebte das deutsche, das National-Theater und that viel für dasselbe. Er übernahm sogar die Entreprise desselben selbst. Besonders liebte er komische Opern, Lustspiele und Possen. Dittersdorf, der erste komische Theatercomponist in Deutschland, der 1786 den „Doctor und Apotheker" auf die Wiener Bühne brachte, ward von ihm geadelt und erhielt eine Forstmeisterstelle in Oberschlesien. Ein Lieblingslustspiel von Joseph war Großmann's „Nicht mehr als sechs Schüsseln": es war eine Parodie auf die Verschwendung und überhaupt auf die Manieren des Adels, weshalb dieser sich auch große Mühe gab, das Stück zu unterdrücken. Zwei neue Theater entstanden unter Joseph in Wien. Das eine war das auf der Wieden im Starhembergischen Freihaus von Schikaneder gegründete, welches Anfang des neunzehnten Jahrhunderts niedergerissen und statt dessen das Theater an der Wien erbaut wurde. Das zweite war das in der Leopoldstadt unter Carl Marinelli,

eröffnet 1781: es war das einzige locale Volkstheater in Deutschland, der Unternehmer ward 1801 geadelt. Auch die italienische Oper unterstützte Joseph sehr großmüthig. Eine seiner Lieblingsopern war: Il re Teodoro von Paisiello, das Libretto war wieder eine Satyre auf König Gustav III. von Schweden, der während seines Aufenthalts in Venedig im Jahre 1783 eine lächerliche Verschwendung, die sich bis auf den Schlafrock herunter erstreckte, hatte sehen lassen.

In großer Gunst stand der Hof-Kapellmeister Salieri, ein Schüler von Gluck, der Componist des Königs von Ormus, bei Joseph. Uebermäßig bezahlte er die Sänger nicht, er gab weniger als Friedrich der Große: Storace, der erste Sänger, hatte 1000 Ducaten, Morelli und andre hatten nur so viel jährlich, wie jetzt Leute dieses Verdienstes wöchentlich haben.

Selten blieb Joseph bis zu Ende eines Stücks im Theater: nie aber erschien er mit kaiserlicher Feierlichkeit, immer war er mit der liebenswürdigsten Ungezwungenheit zugegen. In der eigentlichen Hofloge saß er nie, sondern in der dritten neben der Bühne.

Vom Theater fuhr der Kaiser noch in die kleinen Abendgesellschaften, welche er zu besuchen pflegte. Es gehörten dazu theils die Häuser der Gräfin Thun-Klösterle, Tochter des Grafen Uhlefeld, der Gräfin Wallenstein-Leutomischl, ihrer Schwester, der Gräfin Pergen, Gemahlin des spätern Polizeiministers, gebornen von Groschlag, endlich das der Gräfin Burghausen, gebornen von der

Marwitz, wo ihn namentlich Swinburne im Jahre 1780, als noch Maria Theresia lebte, wiederholt traf — theils die Häuser der Gräfin Windischgrätz, gebornen Batthiany und der Fürstin Carl Liechtenstein, gebornen Oettingen-Spielberg. Letztere beiden Damen waren diejenigen, denen er eine besondere Zuneigung widmete und ich komme unten auf sie besonders zurück. Unter den übrigen waren besonders die Gräfinnen Thun und Pergen ausgezeichnet. Der englische Tourist Wraxall, welcher sonst über die große Unwissenheit bei den weiblichen Gliedern der ersten Wiener Familien klagt, ertheilt ihnen das größte Lob. „Keine Hauptstadt der Erde," sagt er, „kann durch natürliche und erworbene Gaben und durch einen weiten und freien Geist ausgezeichnetere Personen hervorbringen, als die Gräfinnen Thun und Pergen: ihre beiden Häuser sind der Vereinigungspunkt von Allen, die auf feine Bildung Anspruch machen und sind die größte Ressource für die Engländer während ihres Aufenthalts in Wien." Ganz eben so äußert sich der Tourist Swinburne: „Frau von Thun ist eine liebenswürdige Frau, ganz Aufmerksamkeit und Güte gegen die Fremden. Sie hat drei Töchter, die alle hübsch sind, aber die älteste, Elisabeth, ist eine vollendete Schönheit." Diese Elisabeth heirathete im Jahre 1788 den russischen Gesandten Grafen Rassumowsky in Wien, die zweite vermählte sich mit dem Fürsten Lichnowsky und war die Großmutter des 1848 ermordeten Felix Lichnowsky; die dritte endlich ward Lady Guildford. „Wir

hatten dieser Tage," schreibt Swinburne in einem andern Briefe, „eine anmuthige réunion bei Frau von Bergen, wo es Mode ist, jeux d'esprit zu spielen. Dabei herrscht keine Etikette — eine höchst angenehme Gesellschaft mit Tanz und Souper gegen Ende des Abends. Solche Partien finden hier öfters statt und sie sind, nach meiner Meinung, anmuthiger als große förmliche Assembleen und Bälle."

Im Umgange, namentlich mit Damen, zeigte Joseph die gefälligsten und angenehmsten Manieren. Er war so galant und zuvorkommend, daß er sogar den Damen die Stühle rückte, ihnen das Fenster, wenn Zug war, schloß und ihnen mit der größten Heiterkeit erzählte. Er unterschied sich darin, daß er besonders Damenumgang liebte, wesentlich von dem nur mit Männern verkehrenden Friedrich. Er war ungleich liebenswürdiger darum als dieser.

In den letzten Jahren seines Lebens beschränkte sich Joseph auf den Umgang mit wenigen älteren Damen. Er brachte seine Abende in dem Fürstlich Liechtensteinischen Hause zu, in dem geschlossenen gewählten Zirkel der beiden Fürstinnen Carl Liechtenstein, ihrer Schwägerin Franz Liechtenstein, ihrer Schwester, der Gräfin Ernst Kaunitz, und den Fürstinnen Kinsky und Clary. Von Männern waren nur zugelassen: Graf Ernst Kaunitz, der Oberhofmarschall, ein Sohn des Fürsten und die beiden Vertrautesten Joseph's, auf die ich zurückkomme, Graf Franz Rosenberg, der Oberstkämmerer und der Feldmarschall Lascy. Die Abendgesellschaft mit den fünf Damen

war Joseph's liebste Erholung. Noch mit sterbender Hand schrieb er den bekannten rührenden Abschied vom Todtenbette kurz vor seinem Ende an die Fürstin Franz Liechtenstein geb. Sternberg: das Billet trug die liebenswürdig galante Adresse: „Aux cinq dames reunies de la societé, qui m'y toleraient.“ Die Worte, die es enthielt, waren folgende:

„Mein Ende naht heran, es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Freiheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag; keiner war mir zu viel und dieses Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, Sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen: dieses Alles ist in derselben vereinigt, so daß ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand. Joseph.“

Regelmäßig Nachts zwischen zehn und elf Uhr, nur Sonntags zwölf Uhr, zog sich Joseph aus den Zirkeln zurück und fuhr nach Hause. Hier erbrach er noch die den Tag über eingegangenen Depeschen und arbeitete, wenn Etwas dringend war, oft noch bis

über Mitternacht hinaus. Außerdem ging er zu Bette, ohne ein Abendessen einzunehmen: wenn er noch eine Suppe verlangte, war es ein Zeichen, daß er nicht ganz wohl war. Sein gewöhnliches Bett in der Hofburg zu Wien war ein mit türkischem Weizenstroh gefüller Sack, über den eine Hirschhaut und ein linnenes Tuch gebreitet war. Unter dem Kopf hatte er ein mit Leder überzogenes Kissen von Roßhaaren. Nirgends auf seinen Reisen und in den Lagern hatte er ein anderes Bett, als einen Strohsack mit der Hirschhaut bedeckt. Erst bei seiner Krankheit im Frühjahr 1789 nahm er auf Anrathen der Aerzte eine Matratze.

Dieser regelmäßigen Tagesordnung blieb Joseph zu allen Zeiten und an allen Orten unwandelbar getreu. Andere Erholungen als Musik, Theater, Ballonschlagen, Spazierfahrt und seine Abendgesellschaft hatte er nicht. Getanzt hatte er zum letzten Male kurz nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, 1767, und zwar geschminkt und in einem prächtigen Phantasiekleide, bei einem glänzenden Ballet am Hofe. Er rührte nie eine Karte an. In Versailles hatte man ihn einmal gefragt: ob er das Spiel liebe? Er erwiederte: „Nein, ich spiele nicht, ein Fürst, wenn er beim Spiele verliert, verliert von seiner Unterthanen Gelde." Bei einer andern Gelegenheit hatte man ihn gefragt, ob er ein Liebhaber der Jagd sei? Er entgegnete: „Nein, denn dieses Vergnügen ist gemeiniglich den Unterthanen schädlich, zerstreut das Gemüth und giebt Gelegenheit, ernsthaftere Beschäftigungen zu unterlassen." Höchst selten ging Joseph auf die Jagd, im Sommer einige Male

auf die Reigerbaize nach Laxenburg und eben so einige Male auf die Parforcejagd im Prater, in der Brigittenau und bei Stammersdorf. Er brauchte die Jagd nur als Leibesübung, zeigte dabei die höchste Bravour, setzte über Gräben und Hecken und war einmal bei einer Parforcejagd in der Brigittenau in Gefahr, von einem Hirsche gespießt zu werden. Er hatte Geistesgegenwart genug, sich zu bücken und das Geweih zerriß glücklicherweise den Theil des Kleids, den es durchbohrt hatte, worauf das Thier entfloh. Joseph behielt aber davon einen ganzen Monat lang eine schmerzhafte Quetschung auf der Brust. Mehr schmerzte es ihn, daß er dabei durch einen Schuß, der über die Donau trug, einen jungen Menschen erschossen hatte: er schenkte dem Vater auf der Stelle 50 und später noch 2000 Ducaten. Die Parforcejagd hob er in den späteren Jahren auf, Treibjagden hatte er nie leiden mögen. Alles schädliche Wild, das den Unterthanen Schaden machte, ließ er allenthalben wegschießen, auch befahl er allen Jagdbesitzern, dies zu thun an, widrigenfalls er durch seine Jäger und Bauern es thun lassen werde.

Joseph's Lieblingserholung waren seine Reisen. Die meisten Sommer war er auf in- oder ausländischen Reisen. Wo er hin kam, erschien er mit kleinem Gefolge, ohne alle Pracht, wohnte einfach in Gasthäusern und ließ hier jedesmal eine Tafel aufrichten, um dem Volke anzuzeigen, daß hier die kaiserliche Kanzlei sich befinde. Ueberall bezeigte er dem Volke Achtung; sobald er in eine Stadt kam, sich erkannt und viele Leute beisammen befand, erhob er sich, befahl langsam

zu fahren und zeigte sich dem Volke stehend und mit entblößtem Haupte. Aber diese Reisen, die für ihn eine anregende Abwechslung waren, waren für sein Gefolge eine bedeutende Strapaze. Joseph reiste auf den damals zum großen Theil noch sehr schlechten Wagen mit reißender Schnelligkeit, selbst in Ungarn machte er oft vierzehn Posten in sechs Stunden bei den schrecklichsten Straßen. Dabei kümmerte er sich weder um übles Wetter, noch um üble Kost, Quartier und Nachtlager. Wenn er ausruhen sollte, arbeitete er mit seinen ihn immer begleitenden Kabinetssecretairen und dann flog er wieder die Straßen dahin, daß seine Reisegesellschaft nicht wenig über Rippenweh klagte. Deshalb nahm er später auf seine Reisen nur etwa noch einen an Strapazen gewöhnten General mit. Auf den Reisen war er immer, wie zu Hause, mehr darauf bedacht, zu lernen, sich zu unterrichten, als sich Vergnügen zu machen, deshalb reiste er auch unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, um allen lästigen Feierlichkeiten auszuweichen. Sein Incognito brachte ihm oft ergötzliche Scenen entgegen. Auf der Reise nach Paris kam er in ein Posthaus, wo der Postmeister taufen ließ. Er bat sich selbst zu Gevatter. Der Geistliche fragte ihn, wie er heiße? „Joseph." Und der Zuname? „Joseph der Zweite." Und der Charakter? „Kaiser." Nur das reichliche Geschenk, das der Pathe einband, machte durch den Dank dem Staunen ein Ende. In Rheims kam er früher als sein Gefolge an und rasirte sich. Es fragte ihn der Wirth, ob er von des Kaisers Gefolge sei

und was er für ein Amt bei ihm bekleide? „Ich rasire ihn bisweilen," war Joseph's Antwort. In Paris besuchte er das berühmte Kaffeehaus à la régence und fragte die Wirthin, ob sie nicht auch den Kaiser sehen wolle? „Ich will mich bemühen," antwortete diese. Joseph gab ihr einen Louisd'or und sagte: „Madame! hier ist Ludwig XIV. und da — der Kaiser!"

Ueberhaupt pflegte Joseph auch in Wien, wenn er spazieren ging, sich gern wie ein Harun al Raschid des Occidents unerkannt unter die Menge zu mischen. Er erfuhr da Manches, was er erfahren wollte. Es kam auch da zu manchem lustigen Auftritte. Ueberhaupt war Joseph in früheren Jahren ungemein gut humorisirt, munter und rasch in Schritten und Worten, wie in allem seinem Handeln. Seine Manieren waren leicht, seine Unterhaltung lebhaft und rasch, öfters pflegte er den Personen, mit denen er sprach, die Antwort vorweg zu nehmen. Im Gegensatz zu der lieblichen, einschmeichelnden Stimme Friedrich's des Großen war der Ton seiner Worte etwas rauh und nasal, wie Swinburne bezeugt.

Wraxall behauptet, daß er es aus unverwerflicher Quelle vernommen habe, Joseph sei (wie seine Mutter es war) ein Meister in der Verstellungskunst gewesen, so daß er selten oder nie seine wahre Meinung über wichtige Dinge ausgesprochen habe. Dagegen habe er die strengste, ja bitterste Meinung sich sagen lassen können.

Sein Temperament war sanguinisch-cholerisch.

Mit dem Alter wuchs sein Ernst, so wie sein Zorn, er wurde mürrischer und auffahrender, dabei zog er die Oberlippe über die Zähne empor, blickte starr und feurig, klapperte mit dem Gelde in der Tasche oder ging mit großen Schritten, die Hände reibend, im Zimmer auf und nieder und stampfte manchmal mit dem Fuße. Er war immer und überall zu Platze. So lange er zu Wien war, mußte Tag und Nacht ein Pferd für ihn gesattelt stehn, damit er bei jedem Vorfalle sogleich gegenwärtig sein könne. Er war immer der erste bei Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. und legte selbst werkthätig Hand an. Nacht, Wind und Wetter machten keinen Unterschied bei ihm. Joseph war das gerade Gegentheil von seinem großen Vorfahr Carl V. Wie dieser immer temporisirte, seine Projecte hin und her wälzte, Jahre lang sie von allen Seiten beschaute und überlegte, so schritt Joseph stets schnell und hastig auf seine Ziele los, unternahm Alles, was er unternahm, ohne Warten und Säumen, Entschluß und Ausführung fiel bei ihm zusammen. Oft war er genöthigt, Uebereilungen zu bessern. Es geschah oft, daß mehrere Couriere hinter einander fortgeschickt wurden, unter denen der letzte immer wieder die Depeschen des vorhergehenden widerrief. Die Handschreiben des Kaisers waren oft einander gerade widersprechend. Jedes neue Gesetz wurde durch eine Menge nachfolgender Verordnungen eingeschränkt und abgeändert. Bei der großen Hast und dem Eifer, nur immer Neues und Wohlthätiges zu stiften, ging Joseph die Geduld ganz ab, dies Neue und Wohlthätige auch fest und

dauerhaft zu gründen. Sehr richtig bezeichnet Friedrich der Große seine Handlungsweise: „Joseph thut immer den zweiten Schritt ohne den ersten." Er konnte kein Säumniß und keine Weile leiden, die Zeit war keine Schranke und Bedingung für ihn. Nichts charakterisirt Joseph's rasche Sinnesweise so sprechend, als der bekannte Zug, als er den Augarten zurecht machen ließ. Dieser Augarten war von Joseph I. im Jahre 1707 an der Stelle, wo die von den Türken 1683 verwüstete alte Favorite der galanten Eleonore von Mantua, Gemahlin Ferdinand's III., gestanden hatte, für seine Mutter, die pfalzneuburgische Eleonore, angelegt worden, nach ihrem Tode 1720 aber verfallen. Joseph ließ ihn neu einrichten und widmete ihn mit der oben angeführten Inschrift dem öffentlichen Vergnügen im Jahre 1775. Er suchte nun da nicht etwa junge Sprossen, aus, die einst der Nachwelt dienen möchten, sondern er ließ gleich große wirkliche Bäume anpflanzen, „damit," wie er sagte, „er selbst und sein Mitmensch unter deren Schatten Vortheil finden möchten."

Der Augarten war eine große Zierde Wiens. Joseph that aber auch sonst noch Vieles für Verschönerung der Stadt. Er führte eine unausgesetzte Straßenreinigung ein, ließ das Pflaster in besseren Stand setzen, vermehrte die Straßenbeleuchtung nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Hauptgassen der Vorstädte und ließ die Esplanade mit Chausseen für die Wagen und mit bequemen breiten Steinen an der Seite für die Fußgänger versehen und mit Bäumen bepflan-

zen. Das Sperrgeld Abends zwischen der Stadt und den Vorstädten schaffte Joseph ab, obgleich es 80,000 Gulden eintrug.

Da Joseph fortwährend sich auf dem großen Ocean der Geschäfte herumtrieb, fand er wenig Zeit zum Studium und zur Lektüre. Er las fast gar Nichts als nur Geschäftspapiere, höchstens Etwas zur Unterhaltung, flüchtig und was keine große Anstrengung verlangte. Schriften für und wider ihn, Tags- und Gelegenheitsbrochüren, Journale und Kritiken trug er seinen Secretairen zur fleißigen Durchlesung auf, sie mußten ihn auf das, was ihn betraf, aufmerksam machen. Außer der deutschen Sprache, die er zur allgemeinen Sprache der Monarchie erheben wollte und die er, außer dem dogmatischen Unterricht, in allen sonstigen Lehrbranchen auf Schulen und Universitäten einführte, verstand, sprach und schrieb er die französische, italienische, lateinische und böhmische Sprache fertig, wiewohl nicht ganz fehlerfrei; die ungarische, die er in seinen Jugendjahren sehr gut gesprochen hatte, hatte er in späteren Jahren außer Uebung gebracht.

Die beiden Speziale des Kaisers, die ihm am nächsten standen, waren der Oberstkämmerer Graf Franz Rosenberg und der Feldmarschall Lascy.

Rosenberg — der braune Rosenberg — war ein Enkel des vom General Rosen entleibten Grafen Rosenberg, geboren im Jahre 1723 und früher Gesandter gewesen, erst in Copenhagen, dann in Madrid, dann bis 1770 in Toscana; hier hatte er zugleich als

Obersthofmeister fungirt. Seit dem Jahre 1775 stand er als Oberstkämmerer in Wien. Der Großkanzler Fürst nennt ihn „einen klugen Mann, schlicht und ohne Affectation." Von Joseph's Nachfolger ward er noch im Todesjahre Joseph's 1790 in den Reichsfürstenstand erhoben und starb als Junggeselle 1796, dreiundsiebzig Jahre alt.

Der Feldmarschall Franz Moritz Lascy stammte, wie Loudon, aus einem mit Wilhelm dem Eroberer nach England übergegangenen Geschlechte, das sich in Irland niedergelassen hatte. Er war 1724 geboren und der Sohn des berühmten Marschalls Lascy, welcher in Rußland mit Münnich gegen die Türken gefochten hatte. Wie Loudon war er als russischer Unterthan geboren, verließ aber Rußland und begab sich in östreichische Dienste. Sein Hauptgönner war Daun, durch welchen er im siebenjährigen Kriege schnell emporstieg. Schon 1763, im neununddreißigsten Jahre, ward er Feldmarschall. Darauf erhielt er die besondere Gunst von Joseph. Was die Keith für Friedrich waren, das und noch mehr — der Affectionsschätzung nach — war Lascy für Joseph. Er besaß sein ganzes Vertrauen und nicht blos in militairischen Angelegenheiten, sondern auch in politischen und auch in den häuslichen Verhältnissen Joseph's, wo er so sehr einer Theilnahme bedurfte. Lascy war nicht nur Militair, sondern auch Staatsmann und gewandter Hofmann. Ein großer General war er gewiß nicht, aber ein Mann von wahrer Ritterlichkeit und fleckenloser Unbescholtenheit; er besaß einen Schatz von

allseitigen Kenntnissen, einen Schatz der reichsten Erfahrungen an Menschen und Höfen und den Ton der feinsten Gesellschaft: er war in Wien von allen Seiten geschätzt und gesucht. Er war sehr reich und machte in Wien nächst Kaunitz und dem Reichsvicekanzler Colloredo das erste Haus. Er starb, siebenundsiebzig Jahre alt, im Jahre 1801.

Druck von H. W. Schmidt in Halle.